

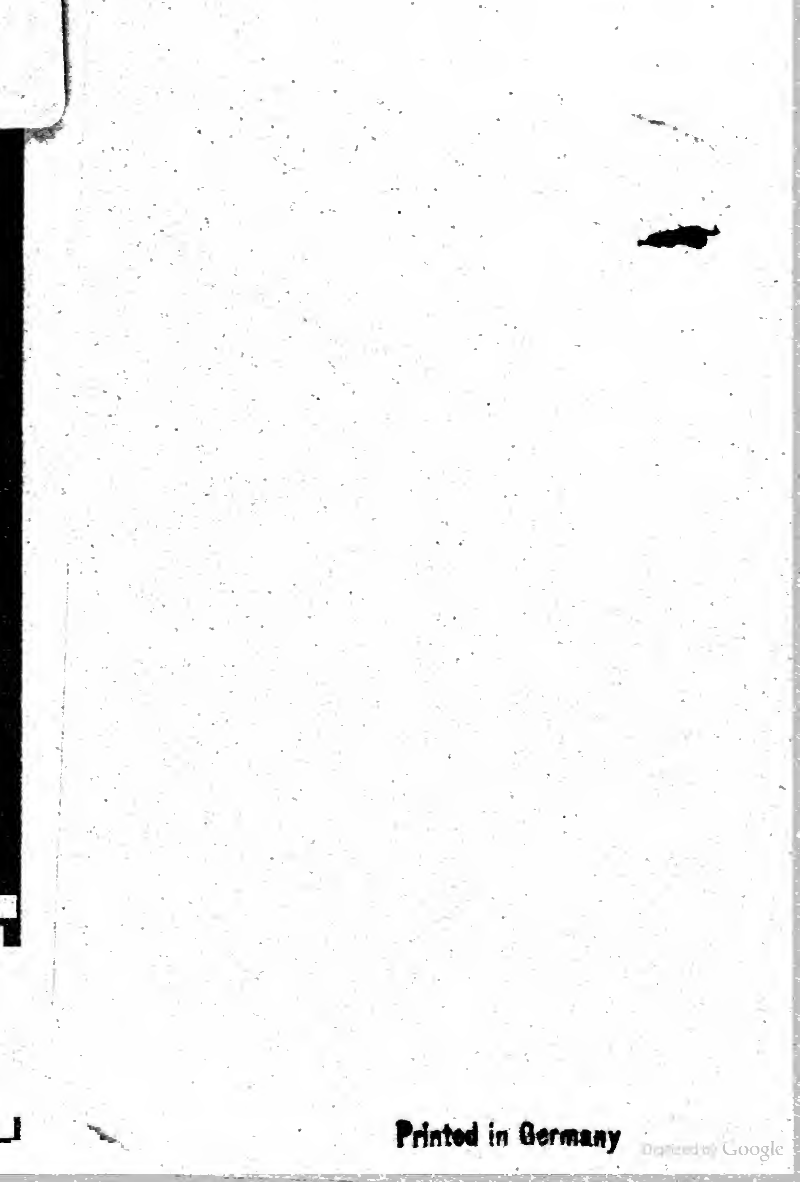
Die sagen des Rheinlandes von Basel bis Rotterdam

F. J. Kiefer


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX

Harald Lemke

Oberlahnstein 1 Juli 1874.



Printed in Germany



Gemalt von C. Sohn. Gestochen von J. Felsing.

Die Sagen

des

Rheinlandes

von

Basel bis Rotterdam.

Von

F. J. Kiefer.

Dritte Auflage.

Mainz,
Verlag von David Kapp.

1870.



Hof-Buchdruckerei von Joh. Wirth in Mainz.

Inhalt.

Basel.

Eine Stunde vor.

Einst war Basel von Feinden eingeschlossen und hart bedrängt. Die Belagerer unterhielten Einverständnisse mit Unzufriedenen in der Stadt und faßten mit diesen den Plan, sich der Festung durch eine Ueberrumpelung in finsterer Nacht zu bemächtigen. Der Angriff sollte mit dem Glockenschlage Zwölf geschehen. Aber der Zufall wollte, daß wenige Minuten vor der Ausführung der Thürmer Kunde von dem beabsichtigten Sturme erhielt. Es war keine Zeit mehr übrig, den Befehlshaber der Besatzung oder die Wachen zu warnen; List und rasche Besonnenheit allein konnten helfen, und der Thürmer wußte schnell ein Rettungsmittel. Er verhinderte, indem er die Uhr um eine Stunde vorrückte, die Ankündigung der Mitternachtsstunde und ließ statt Zwölf den Glockenhammer Eins schlagen.

Dies brachte unter die Verschworenen in der Stadt sowohl, als auch unter die Feinde vor dem Thore, Zweifel und Irrung; die Einen, wie die Andern glaubten, die verabredete Stunde versäumt zu haben, und während sie hin und her überlegten, was nun zu thun wohl am rathsamsten wäre, gewann der Thürmer Zeit, dem Magistrate

und dem Commandanten Mittheilung zu machen. Der verrätherische Plan scheiterte gänzlich, und die Feinde, der langen Belagerung endlich müde, zogen, ohne irgend einen Vortheil erlangt zu haben, von dannen.

Die Sage erzählt nicht, ob der wackere Thürmer dafür, daß er die Stadt rettete, belohnt wurde; zum Gedächtniß aber an die merkwürdige Weise, wie diese Rettung gelang, verordnete der Magistrat, daß die Stadtuhr so vorgerückt, wie der Thürmer sie gesetzt, bleiben sollte, und seitdem schlug's in Basel jedesmal schon ein Uhr, wenn's anderswo erst Zwölfe schlug. Diese seltsame Einrichtung, welche bis zum Jahre 1798 bestand, hat den Baselern das satyrische Lob zugezogen, daß sie, obgleich um ein Jahrhundert zurück, doch um eine Stunde voraus seien. Jetzt freilich halten sie gleichen Zeitschritt mit andern Städten.

Eine andere Merkwürdigkeit war der sogenannte Lallenkönig, ein gewaltig großer, sonderbar geschnitzter Kopf, welcher an der Uhr des Glockenthurmes der Baseler Brücke angebracht, bei jeder Pendelschwingung die Augen verdrehte und eine lange Zunge herausstreckte. Dieser Kopf war, nach einem Streite, zu Spott und Hohn den Bürgern Klein-Basels errichtet worden. Im Jahre 1839 wurde der erwähnte Thurm abgetragen, und seitdem sieht man denn auch den Lallenkönig nicht mehr.

Zähringen.

Zähringens Ursprung.

In dem waldigen Thale von Zähringen, da, wo der Forst sich zu dem Berggipfel hinanzieht, welcher der Roßkopf heißt, lebte einst ein junger Köhler, ein stattlicher, wackerer Bursche. Er hätte mit seinem Gewerbe, in welchem auch seine Eltern ein genügliches Auskommen gefunden, zufrieden sein können; dennoch fühlte er sich nicht glücklich. Ein Turnier, das er einmal, von seinem Vater nach der Stadt gesandt, zu sehen Gelegenheit gehabt, hatte in dem Jünglinge die Neigung zum Ritterstande erweckt, und seitdem nun seine Eltern todt waren und ihn keine Kindespflicht mehr an die väterliche Hütte band, war ihm oft zu Muthe, als müsse er den Wald auf immer verlassen und bei dem ersten besten Ritter Dienste nehmen.

Als er eines Morgens solchen Gedanken nachhing, kam zu ihm ein alter Einsiedler und sprach: „Ich weiß, was du sinnest; doch glaube mir, das Mittel zur Erreichung deiner Wünsche liegt nur in diesem Walde und deinem bisherigen Gewerbe. Aber du mußt eine bessere Stelle wählen, als die, wo du seither Kohlen branntest; komm mit mir, ich will dir den besseren Platz zeigen.“ Erstaunt folgte der Jüngling dem Alten, und dieser führte ihn tief in das Dickicht an einen Hügel. „Hier“, sagte der Greis, „brenne fortan deine Kohlen!“ und mit diesen Worten verschwand der Einsiedler, noch ehe der Köhler ihn um nähere Erklärung fragen konnte.

„Des Alten Worte", dachte er indeß, „werden sich mit der Zeit wohl von selbst erklären; jedenfalls kann es nichts schaden, wenn ich ihnen einstweilen Folge leiste", — und mit großer Anstrengung fällte er nun die gewaltigen Stämme, welche die Anhöhe umgaben, errichtete sodann einen Meiler und bedeckte denselben, bevor er ihn anzündete, mit der felsigen Erde des Hügels. Wie groß war sein Erstaunen, als er, nachdem der Meiler ausgebrannt war, beim Hinwegnehmen der Bedeckung mehrere Klumpen Goldes fand, welche durch die Feuersgluth sich aus dem Gesteine gebildet hatten. Klug verbarg er den Schatz in eine nahe Felsenspalte; dann errichtete er einen zweiten Meiler und nach diesem noch viele folgende, und alle brachten ihm eine gleiche Ausbeute, so daß er sich bald im Besitze eines ungeheueren Reichthumes befand.

Mit mancherlei Plänen beschäftigt, was Alles mit seinem Golde er unternehmen wolle, legte eines Abends der Köhler sich erst spät zur Ruhe nieder; die Sorge um seine Schätze quälte ihn und er vermochte nicht einzuschlafen. Da däuchte ihm, er vernehme ein leises Pochen an seiner Thüre; er erhob sich vom Lager und indem er noch zweifelnd aufhorchte, überzeugte ihn ein stärkeres Pochen, daß er sich nicht getäuscht. Muthig öffnete er die Thüre, und im schwachen Schimmer des Mondes sah er vor sich einen Mann stehen, der um Einlaß bat.

Der Köhler war über diesen nächtlichen Besuch um so mehr verwundert, je seltener in diese entlegene Wildniß ein Wanderer kam, und trug daher Anfangs Be-

denken, den Unbekannten aufzunehmen; allein da dieser betheuerte, daß er ein verfolgter Unglücklicher sei und nur die Verborgenheit ihn retten könne, stand der menschenfreundliche Jüngling nicht länger an, ihm gastlichen Aufenthalt zu gewähren.

Die tief versteckte Lage der Hütte war der beste Schutz für den Flüchtling; kein Verfolger ließ sich blicken, und der Fremdling erkannte bald in dem jungen Köhler ein treues, biederes Herz, dem man sich unbedingt anvertrauen konnte.

„Ich darf mich euch", sagte er daher eines Morgens zu dem Jünglinge, „ohne Gefahr rückhaltslos entdecken; ihr seid des Verrathes unfähig und, wie mir scheint, ein zuverlässiger Mann, und solch ein Freund thut mir Noth. Nimmer könnte ich mich allein in diesen dichten Forsten zurechtfinden; darum bedarf ich eines treuen Führers, der mich zu den Meinigen geleite. Wisset, junger Mann, wer es ist, dem ihr eure Hütte gastlich geöffnet; ich bin euer unglücklicher Kaiser. Von übermächtigen Feinden angegriffen, habe ich in einem ungleichen, verderblichen Kampfe Alles verloren; mein Heer und meine Schätze sind dahin, und ich muß weit von hier fliehen, in tiefer Verborgenheit mein Schicksal zu betrauern. Von euch heische ich den letzten Dienst, mich auf heimlichen Pfaden zu denen zu führen, die mich erwarten; einen Dienst, den ich, der ich einst so mächtig gewesen, leider nicht einmal lohnen kann."

Mit Staunen vernahm der Köhler diese Worte, und Thränen des Mitgefühls vergießend, sank er vor dem Kaiser auf die Kniee. Dann aber, sich erhebend,

ergriff er die Rechte des hohen Gastes und sprach: „Jetzt erkenne ich des Himmels Fügung, der mich hier in diesem reichen Thale auf wunderbare Weise einen großen Schatz finden ließ; dieser Schatz setzt mich in Stand, meinem geliebten Landesherrn einen vielleicht erfolgreichen Dienst anzubieten. Seht her", fuhr er fort, indem er den Kaiser an den der Hütte nahen Ort führte, wo das Gold verborgen war; „seht her, was ich aus dem Gestein des Berges gewann, und nehmt es von mir zum Geschenke. Ich verlange nichts dafür, als daß ihr mir erlaubt, mich zu euren Anhängern zu zählen und eurer gerechten Sache meinen Arm zu weihen."

Gerührt und neuer Hoffnungen voll, umarmte der Kaiser den trefflichen jungen Mann. Noch am Abende desselben Tages verließen beide mit dem großen Schatze die Waldeshütte, und auf verborgenen Wegen und nach vielen nächtlichen Wanderungen kamen sie zu zuverlässigen Freunden.

Mit dem Golde gelang es, ein neues Heer zu werben, und nicht lange, so sah der Herrscher sich wieder an der Spitze einer so wohlgerüsteten Streiterzahl, daß er sich stark genug fühlte, die Feinde anzugreifen. Die Tapferkeit der Seinen trug einen vollständigen Sieg davon, und vor Allen erfocht der Köhler, der unter den Augen seines Herrn kämpfte, sich Ehre und Ruhm. Noch auf der Wahlstatt schlug ihn der Kaiser zum Ritter, und gab ihm den Namen Zähringen, mit der Anweisung, auf den jenes verborgene Thal beherrschenden Höhen eine Burg für sich und seine Nachkommen zu erbauen.

Elsaß und Breisgau.

Die heilige Odilie.

Attich, Herzog von Elsaß, hatte eine überaus schöne und liebenswürdige Gemahlin, und zur Vollkommenheit seines Glückes fehlte nichts, als der Genuß von Vaterfreuden. Aber wie sehr er auch nach einem Sprößling verlangte, wie oft er den Himmel um ehelichen Segen flehte, sein Wunsch schien sich nie erfüllen zu wollen. Da gelobte er einst in inbrünstigem Gebete, das Kind, welches Gott ihm schenken würde, ganz dem Dienste des Herrn zu weihen, und sein Gebet wurde endlich erhört; die Herzogin fühlte sich Mutter und genas eines lieblichen Töchterleins, das in der Taufe den Namen Odilie erhielt. Doch der Eltern Freude über diese Geburt sollte nicht ungetrübt sein; denn das Mädchen, gleich als ob der Himmel sich ein Pfand zur Erfüllung des gethanen Gelübdes vorbehalten, war blind.

Indeß wuchs Odilie zur blühenden Jungfrau heran; aber mehr noch, als durch körperliche Schönheit, zeichnete sie sich frühe schon durch Vorzüge des Herzens und durch einen gottseligen Sinn aus, und dieser Sinn nahm täglich zu, so daß sie das Wohlgefallen aller Guten war. Weil ihr aber das Vermögen, zu sehen, fehlte, so konnte sie nur unvollkommene Vorstellungen von der Außenwelt und von der Natur haben, und je reizendere Beschreibungen man ihr von Gottes herrlicher Schöpfung machte, um so mehr trauerte Odilie über ihre Blindheit. Stets, wenn sie so recht betrübt war, suchte sie Trost im Gebete,

und in ihrer kindlichen Frömmigkeit bat sie unabläßig den Allmächtigen, ihr die Augen zu erschließen und den hohen Genuß des Anblickes seiner schönen Welt zu gewähren. Was Niemand gehofft, geschah: der Himmel that an Odilie ein Wunder; sie wurde sehend. Mit unaussprechlicher Freude begrüßten ihre Eltern dies unerwartete Glück, und heiße Dankgebete für das köstliche Geschenk priesen die Güte und Allmacht Gottes.

Aber der Mensch ist allzugeneigt, sich den Verpflichtungen, welche er hat, zu entziehen, und ein Versprechen, wenn das, wofür es gegeben wurde, in Erfüllung gegangen ist, nicht zu halten. Seitdem Odilie sich des Tageslichtes erfreute und der Glanz ihrer Augen den Liebreiz der anmuthigen Jungfrau erhöhte, fehlte es nicht an Bewerbern um die einzige Tochter des reichen Fürsten, und die ehrenvollen Anträge, welche in dieser Beziehung dem Herzoge gemacht wurden, ließen ihn oft bedauern, daß er sein Kind dem Dienste des Herrn gelobt. Eine Zeit lang zwar trug Attich Bedenken, solche Sinnesänderung zu erkennen zu geben; als aber Graf Adelhart, ein trefflicher Ritter, der sich um ihn große Verdienste erworben, zum Lohne sich Odiliens Hand erbat, da glaubte der Herzog, das Gelübde nicht mehr beachten zu dürfen, und er gab dem Grafen die Einwilligung.

Mit Schrecken vernahm die fromme Jungfrau, daß sie sich vermählen sollte. Sie hatte schon gehofft, ihrer früheren Bestimmung und ihrer Neigung gemäß, bald in ein Kloster aufgenommen zu werden, und sie glaubte, dem Vorhaben ihres Vaters um so standhafter entgegen treten zu müssen, je frevelhafter gegen Gott ihr dasselbe

schien. Sie wagte es daher, dem Herzoge sein Unrecht vorzustellen und ihre Weigerung entschieden auszusprechen, und als sie sah, daß Anstalten gemacht wurden, sie zu zwingen, floh sie aus der Burg in den nahen Wald, wo sie verborgen zu bleiben hoffte. Es wurde jedoch bald ermittelt, wohin sie den Weg genommen, und Attich zog mit Haus- und Jagdgesinde aus, sie einzufangen. Bald hörte sie ihre Verfolger. Einem gejagten Rehe gleich, eilte sie vor ihnen her in das unwegsamste Dickicht; endlich aber hemmte der Flüchtigen Schritte ein steiles, breites Felsengewänd; schon waren die Knechte und der Vater ihr nahe, da rief die Jungfrau, auf die Kniee sinkend, Gott um Hülfe an, und sieh! der Felsen öffnete sich, nahm die Verfolgte auf und schloß hinter ihr sich wieder.

Alle, welche dies sahen, standen starr vor Entsetzen, und Verwunderung; am meisten aber war der Herzog betroffen, und das Frevelhafte seines Thuns fiel schwer auf sein Gewissen. Während er noch den Felsen anstaunte, der Odilie barg, ertönte aus dem Gestein ihre Stimme: „Mein Vater", rief sie, „willst du jemals mich wieder sehen, so erfülle treulich dein Gelübde; wenn du auf dem Vorsatze, mich zu vermählen beharrest, bin ich dir auf immer entrückt."

Attich, der nun deutlich erkannte, daß seine Tochter dem Himmel unwiderruflich bestimmt sei, schwur, dieser Bestimmung nicht mehr entgegen zu handeln, und alsbald öffnete sich der Felsen wieder, und Odilie trat hervor.

Zum Andenken aber an das wunderbare Ereigniß und zur Sühnung seines Frevels ließ der Herzog da,

wo die Fromme ihren Verfolgern entzogen worden, ein Kloster bauen, und Odilie war die erste Nonne dieses Stiftes und später Aebtissin desselben.

Nach ihrem Tode wurde sie durch den Mund des Papstes heilig gesprochen.

Thann im Elsaß.

Das Lügenfeld.

Das trauliche, schön gelegene Städtchen Thann ist dem Freunde der alten romantischen Sage in doppelter Beziehung merkwürdig; einmal wegen des Kirchthurmes, sodann aber und hauptsächlich wegen des in der Nähe befindlichen sogenannten Lügenfeldes. Der Kirchthurm wurde in einer Zeit gebaut, als bei großer Dürre und Hitze ein empfindlicher Wassermangel herrschte, und Quelle und Brunnen kaum den nöthigen Trunk zur Stillung des Durstes lieferten. Dagegen war zu eben jener Zeit der Wein in solchem Maaße wohl gerathen, daß man, auf diesen Ueberfluß nicht vorbereitet, weder Behälter, noch Gefäße genug erschaffen konnte, um den reichen Segen aufzubewahren. Daher geschah es, daß die Bürger von Thann den zum Thurmbau nöthigen Mörtel, statt mit Wasser, mit Wein zubereiteten, der den Kalk in eine dem gährenden Moste ähnliche Aufregung versetzte und weit umher lieblichen Duft verbreitete.

Durch solche Anwendung des süßen Traubensaftes soll der Bau nicht nur eine außergewöhnliche Festigkeit

erlangt haben, sondern es soll auch bis auf heutigen Tag noch das Gemäuer zuweilen einen angenehmen Weindunst ausschwitzen, zur Zeit, wenn das köstliche Gewächs in der Blüthe steht. Man fügt sogar hinzu, daß das Geläute dann wohlklingender und harmonischer sei.

Nicht so anmuthig, vielmehr schauerlich und grauenerregend ist die Sage von dem Lügenfelde. Eine menschenleere, öde Heide, eine unheimliche, unfruchtbare Wildniß dehnt sich vor dem Auge des Wanderers aus, und nur ungern betritt man das berüchtigte Feld, welches die Natur zum Sitze des Todes bestimmt zu haben scheint. Keine Stimme eines lebenden Wesens ertönt, kein grünender Halm sprießt auf dem weiten Anger; den einzigen Farbenwechsel auf dem dunklen Moosgrunde bieten die weißgebleichten Schädel dar, die, einer unheilvollen Saat gleich, hier umhergestreut sind.

Einst, so lautet die Sage, verirrte sich ein Wanderer, den die Nacht überraschte, auf dieses weite Blachfeld. Die Glocke der nahen Stadt verkündete die zwölfte Stunde, und zugleich mit diesem Schlage vernahm der Einsame um sich her ein unterirdisches, seltsames Rauschen, ein Rasseln wie von Waffen, und ein Getümmel wie von Fechtenden. Plötzlich stand vor ihm die Gestalt eines geharnischten Kriegers, in drohender Stellung, und redete den Erschrockenen also an: „Was suchst du hier, Unglücklicher, und warum wagst du es, das Feld zu betreten, das, schon seit vielen hundert Jahren mit dem Fluche belastet, ein Feld des Schreckens und des Todes ist? Bist du ein Fremdling in diesem Lande, so wisse, daß du auf eben der Stelle stehest, wo einst Ludwig der

Fromme sein Heer ordnete, um in offener Schlacht mit seinen Feinden zu kämpfen. Einen ehrlichen Kampf wollte der greise König bestehen; aber seine Gegner, seine eigenen Söhne, sannen auf Verrath, und Lothar, der Schändliche, bestach mit Geld und glatten Worten die Krieger.

„Und als nun der fromme Ludwig, auf die Treue seiner Schaaren vertrauend, die Schlacht beginnen wollte, erlebte er den schmählichen Abfall der Seinen, die ihm die Krone vom Haupte rissen und ihn seinen Widersachern überlieferten. Da rief der betrogene Greis mit zum Himmel gerichtetem Blick und des bittersten Schmerzes voll: „„Es gibt keine Treue mehr auf dieser Welt, denn alle meine Krieger verrathen mich. Verflucht seien sie und dieses Feld, das solcher That Zeuge gewesen, verflucht auf ewige Tage!““

„Dieser Fluch, o Fremdling, ist aufs schrecklichste in Erfüllung gegangen. Hier unter dieser schwarzen Heide liegen, in meilenweit ausgebreiteten Gräben versammelt, die meineidigen Krieger, und wie durch unsere Treulosigkeit wir unserm Könige des Lebens Glück und die Ruhe des Herzens geraubt, so wird nimmer unserm Gebein das Glück der Ruhe werden, und nimmer wird der Fluch von diesem Felde genommen, das seit jener That das Lügenfeld heißt.“

Nach diesen Worten versank der gespenstische Krieger in den Boden, der mit dumpfem Dröhnen sich öffnete und sich wieder schloß; der Wanderer aber, von Schrecken und Grauen erfaßt, eilte von dannen, und folgenden Tages berichtete er, was er auf der Heide erfahren.

Rheinisches Leben.

Am Rhein blüht schön'res Leben!
Aus der Vernichtung Staub,
Der Ahnen Geister schweben,
Die längst des Grabes Raub;
Und Lieder dort erklingen
Mit wunderbarem Gruß,
Die leis' ich wieder singen
Und wieder träumen muß.

Seh' ich den Vogel ziehen
Hoch durch der Lüfte Blau,
Und seh' ich Schiffe fliehen
In fernes Nebelgrau,
Ist mir's, als ob im Fluge
Der Vogel Worte singt,
Als ob, im schnellen Zuge,
Vom Schiff ein and'res klingt.

Hier flüstern Geisterworte
Aus leichtbewegter Flut;
Dort um die Klosterpforte,
Wo Pilger einst geruht —
Und aus den Epheuranken,
Die hoch und traurigwild
Sich um die Gräber ranken
Tönt Elfensang so mild.

Doch schau' ich an der Mauer
Verfallner Burg hinauf,
So steigt ein leiser Schauer
In meinem Busen auf;
Denn in den öden Trümmern
Tönt's bald wie Kampf und Sturm,
Bald hör' ich's leise wimmern
Aus dem Verließ im Thurm.

Bald reden Erz und Steine
Von der Vergangenheit,
Bald sagt das Volk am Rheine
Die Mähren alter Zeit.
Wir erbten manche Sage
Und glauben sie getreu,
Wer wagt die schnöde Frage:
Ob sie wohl Wahrheit sei?

Treu meld' auch ich den Andern,
Was ich einst hört' und fand,
Wer es nicht glaubt, mag wandern
In unser schönes Land.
Und auf den Höh'n und Gründen
Lausch' er am Abend still —
Das Herz kann immer finden,
Wenn es nur suchen will.

Adelheid v. Stolterfoth.

Staufenberg in der Ortenau.

Der Fuß an der Wand.

In den schönen Zeiten, da noch Feen und Nymphen und was sonst für liebliche Wesen der Fabelwelt es geben mochte, mit den Menschen einen erheiternden und beglückenden Verkehr pflogen, lebte auf seiner Burg Staufenberg ein reicher, junger Graf, dessen Liebenswürdigkeit und männliche Schönheit in der Gegend fast sprichwörtlich geworden war. Dem Vergnügen der Jagd leidenschaftlich ergeben, durchstrich er täglich Gebirg und Wald, und nicht selten gelangte er auf seinen Streifzügen an die unfernen Rheinufer, die damals nur noch wenig bewohnt waren.

Einst geschah es, daß er müde von der fruchtlosen Verfolgung eines Hirsches, die ihn an das Stromufer geführt, sich daselbst in dem Schatten eines Baumes lagerte und einschlief. Als er erwachte, sah er eine junge Maid von nie gesehener Schönheit im Grase sitzen, die ihn freundlich begrüßte. Ueber die unerwartete Erscheinung eben so sehr erstaunt, als von ihrem Liebreize angezogen, frug er sie nach ihrer Herkunft und Wohnung, und da erzählte ihm das holde Kind, daß sie eine Nymphe des Rheines und ihr Haus im Felsengrunde des Flusses erbaut sei.

Diese Antwort setzte den Grafen in noch größere Verwunderung und erhöhte in ihm den Eindruck, den das räthselhafte Wesen auf ihn machte, so sehr, daß er von den überirdischen Reizen der Nymphe bezaubert, sich nicht eher von ihr trennte, als bis sie ihm das Versprechen

gegeben, des andern Tages sich an derselben Stelle wieder bei ihm einzufinden.

Fortan entsagte der Graf der Jagd und jeglicher der Vergnügungen, die er bisher gesucht; er hatte nur Sinn für die reizende Zauberin, die ihn mit magischen Liebesbanden bestrickte. Täglich sah er sie an dem stillen traulichen Plätzchen, wo sie ihm zuerst erschienen war, und nichts störte ihn in dem Genusse süßer beglückender Minne.

Den Schwur ewig treuer Liebe, den die Fee von ihm gefordert, hatte der Graf gern und mit der Versicherung geleistet, daß es ihm unmöglich sein würde, jemals einer Andern anzugehören; dagegen verhieß die Geliebte ihm immerwährende Freuden und ein langes Leben. „Könntest du“, sagte sie ihm bisweilen mit warnender Stimme, „könntest du dereinst deines Schwures vergessen und die mir gelobte Treue brechen, so bliebe mir nichts übrig, als ewig zu weinen; denn nur einmal kann ich lieben und nie einen Andern, als dich. Dir aber würde die Untreue verderblich sein; denn du würdest in deiner Burg und wo sonst du auch wärest, meine Klagetöne vernehmen; und wenngleich ich selbst dir unsichtbar bliebe, so sähest du doch einen Fuß von mir, und dies wäre ein Zeichen, daß nach drei Tagen du, zur Strafe deines Meineides, eine Beute des Todes werden müßtest.“

Lange war der stille Liebesbund für den Grafen in mehr als einer Weise beglückend; denn durch den Zauber seiner Angebeteten gelang ihm jegliches Streben und Thun. Immer war er Sieger im Turniere, wie auch im ernsten Kampfe; immer traf seine Lanze sicher den Gegner, nie that sein Schwert einen Fehlstreich, und der

hohe Ruhm seiner Waffen verbreitete sich weit im Lande. Kein Wunder daher, daß gar manche Schöne um des schönen Grafen Gunst buhlte, doch blieb er seiner Nymphe treu. Da traf es sich einst, daß der Kaiser, in dem rheinischen Lande verweilend, ein großes Fest veranstaltete, und wie denn die vornehmsten Ritter daran Theil nahmen, so auch der Staufenberger. Des Jünglings herrliche Gestalt und edle Haltung zogen bald aller Augen auf ihn, am meisten aber die Blicke der einzigen Tochter des Herrschers selbst. Sie entbrannte in Liebe zu dem Ritter und verhehlte ihrem Vater nicht, daß sie entweder des Grafen Gattin werden müsse oder niemals sich vermählen wolle. Der Kaiser nahm den Wunsch seines Kindes zu Herzen, und suchte Gelegenheit, den Grafen mit diesem Wunsche bekannt zu machen. Diese Eröffnungen waren mit so glänzenden Anerbietungen und so lockenden Verheißungen begleitet, daß der davon Verblendete seinem kaiserlichen Herrn offenbarte, wie er einer Nixe des Rheines Liebe geschworen, und daß dieses das Hinderniß sei, welches ihm nicht erlaube, die Tochter seines hohen Gebieters als eheliches Gemahl heimzuführen. Da entgegnete der Kaiser, daß eine Liebes-Verbindung mit solch einem Wesen und die demselben geleisteten Schwüre keine Gültigkeit haben könnten, und daß jedenfalls der Bischof im Stande wäre, den Grafen, wenn derselbe sich von der Fee lossage, von aller Schuld, von allen bösen Folgen dieser Lossagung zu befreien.

Vom Ehrgeize verlockt, willigte der Graf nun in des Kaisers Anerbieten ein, und im minnigen Gekose mit des Herrschers liebeglühenden Tochter vergaß der

Jüngling bald alles dessen, was die Nymphe warnend ihm gedroht, und freudetrunken saß er beim hochzeitlichen Mahle neben der hochbeglückten, in Schönheit blühenden jungen Gattin. Aber siehe! als alle Anwesende guter Dinge waren und den Neuvermählten ein donnernd Hoch erscholl, zeigte sich an der Wand, der festlichen Tafel gegenüber, ein außerordentlich schöner und zierlicher weiblicher Fuß, der, bis zum Knie sichtbar, durch die Mauer gedrungen war, obgleich dieselbe unverletzt geblieben. Zugleich ertönte in allen anstoßenden Gemächern ein herzzerschneidender, lange anhaltender Klageton.

Bei diesen unglückverheißenden Zeichen erblaßte der Graf. „Weh mir!" rief er aus, „das ist die Strafe für meine Untreue, das ist die Ankündigung meines nahen Todes!" Wahnsinn ergriff ihn, und wie von Furien gejagt, rannte er von dannen; nach drei Tagen fand man ihn, vom Blitze erschlagen, im nahen Forste.

Die unglückliche Braut aber, in Schmerz und Trauer versunken, entsagte der Welt und beschloß ihre Tage in einem Kloster.

Burg Niedeck.

Das Riesenspielzeug.

In jener Zeit, als in den deutschen Landen noch übernatürliche Wesen hausten, hatte im Elsaß ein Riesengeschlecht seinen Sitz auf Burg Niedeck. Ist diese Burg auch längst zerfallen, so gibt doch der Mund des Volkes noch Zeugniß von ihr und ihrer ehemaligen Bewohner außerordentlichen Größe und Stärke. Es waren dies, so berichtet die Sage, ungeheure Riesen, die sich dem Treiben der umwohnenden Menschen fern hielten und, gutgeartet, Niemanden ein Leid thaten.

Einstmal geschah es, daß des Burgbesitzers Töchterlein lustwandelnd sich von Niedeck weiter, als gewöhnlich entfernte. Die junge Riesin durchschritt den nahen Wald und gelangte auf einen weiten Plan, auf welchem sich Aecker und Wiesen vor ihr ausbreiteten. Da gewahrte sie einen Bauern mit Pferd und Pflug. So was hatte sie noch nie gesehen! Verwundert schaute sie eine Zeit lang dem Manne zu, wie er den Acker pflügte, und voll kindischer Freude über den Anblick, klatschte sie in die Hände, so daß es an den Bergen wiederhallte und von dem lärmenden Schall erschrocken der gute Landmann inne hielt und sein Roß stutzte. „Welch artiges Spielzeug!“ rief das Riesenkind, und ehe noch der Landmann wußte, woher diese Worte kamen, war das Mädchen schon zu ihm geeilt, und raffte ihn und Pferd und Pflug so leicht, als wär's Tyroler Schnitzwerk, auf und hüllte sämmtlich in die Schürze.

Jubelnd eilte sie damit zum Vater auf die Burg. „Sieh doch!" sagte sie, vor Freude außer sich, und stellte den Bauern mit dem bespannten Pfluge dem Riesen auf den Tisch, „sieh doch, welch allerliebste, niedliche Figuren ich gefunden! ein lebendiges Spielzeug! oh, das soll mir mehr Spaß machen, als alle meine Puppen, die nur von Leder sind und sich gar nicht bewegen können!"

Der Vater aber sprach mit ernster Miene: „Mein Töchterchen, weißt du auch wohl, was du gethan und was du mitgebracht? Den Bauern hast du von dem Feld genommen, von seiner Arbeit ihn gerissen, ihn, der das nützlichste von allen Menschenkindern, sich in Sonnenhitze, Wind und Regen müht, daß uns die Felder Früchte bringen! Ohne das, was kindisch du ein Spielzeug nennst, gibt's kein Brod für uns und für die Menschen in's Gesammt. Geschwind drum trag den Mann mit seinem Pferd und Pflug zurück; und ein für alle Mal merke dir: „wer an dem fleißigen Bauern schnödes Spiel und Willkür übt, der zieht des Himmels Fluch auf sich." Und auf des Vaters Geheiß, brachte die Riesentochter den Landmann mit dem Pfluggespann zum Acker wieder, wo sie ihn aufgegriffen.

Straßburg.

Die Uhr auf dem Münster.

Als der weltberühmte Bau des Straßburger Münsters vollendet war, hegte der Magistrat der Stadt den Wunsch den hohen Thurm durch eine kunstreiche Uhr zu zieren. Lange war kein Meister zu finden, der sich die Ausführung eines solchen Werks zutraute; endlich aber meldete sich ein aus weiter Ferne gekommener Uhrmacher, Isaak Habrich mit Namen, ein schon hochbetagter Greis, der sich erbot, für eine gewisse Summe ein Uhrwerk auf der Höhe des Thurms aufzurichten, wie bis jetzt in allen Landen keins gefunden. Das Anerbieten wurde freudig aufgenommen, und der Meister begann die mühevolle Arbeit.

Nach jahrelangem unablässigem Streben war das Werk vollendet, und Alle die es schauten, staunten es mit gerechter Verwunderung an. Nicht nur zeigte die Uhr die Stunden, sowie die Tage und Monate des Jahres, es war an ihr auch eine große Erdkugel angebracht, mit Auf- und Niedergang der Sonne, welche, sowie die Erscheinungen und Finsternisse des Mondes und der Sonne, jedesmal zur selben Zeit, wie in der Natur, erfolgten; Merkur mit einem Stabe zur Seite stehend, zeigte auf alle Veränderungen, und jedes Sternbild trat der Reihe nach vor, sobald seine Herrschaft begann. Außer vielen kunstvollen Einrichtungen anderer Art war auch bemerkenswerth, daß neben den Glocken, welche die Stunden verkündeten, der personificirte Tod stand, und daß derselbe

kurz vor dem Schlage jeder Viertelstunde vortrat, um sich des Glockenhammers zu bemächtigen, während sogleich von der andern Seite die Gestalt des Erlösers erschien und den Tod zurückwies; nur die vollen Stunden schlug der Tod mit dem Hammer an.

Diese sinnreiche Uhr, sowie ein dazu gehörendes treffliches Glockenspiel, welches die erbaulichsten Kirchenlieder ertönen ließ, schien ein wahres Wunderwerk, und die Stadt pries sich glücklich, es zu besitzen.

Eben die Vortrefflichkeit des Werkes aber machte in dem Herzen der Magistratspersonen den Wunsch rege, daß Straßburg die einzige Stadt sein und bleiben möge, die sich dessen zu rühmen habe, und dieser Wunsch führte endlich zu dem schrecklichen Vorsatze, dem ehrwürdigen Meister, statt ihm seine Kunst und seinen Fleiß zu lohnen, die Augen ausstechen zu lassen. Um aber zu einer so fluchwürdigen That einen Vorwand zu haben, und weil sie, ohne Rechtsschein, eine solche Grausamkeit an dem vom Volke hochgeehrten Manne auszuüben sich scheuten, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem leicht zu trügenden Aberglauben jener Zeit. Sie klagten den Meister an, er habe die Uhr nicht ohne dämonische Hilfe zu Stande bringen können, stehe mit dem Teufel in innigem Verkehr und brachten durch Gefängniß und Tortur den Unglücklichen dahin, daß er sich dieses Verbrechens schuldig erkannte. Sofort erklärten sie ihn des ansehnlichen Preises, der ihm für das Werk bedungen worden, verlustig und verurtheilten den Armen, geblendet zu werden. Bevor jedoch die Schändlichen ihr Urtheil vollstrecken ließen, erklärte der Meister, daß er an die Uhr noch die letzte

Hand anlegen und an dem Räderwerk einiges vervollkommnen müsse, was einer andern Hand unausführbar sein würde, und bat, ihn deßhalb noch einmal auf den Thurm gehen zu lassen.

Diese Erklärung schien den Vorstehern der Stadt zu wichtig, als daß sie dem Gesuche nicht hätten willfahren sollen. Sie ließen daher den Verurtheilten zum Münster hinaufführen, und nachdem er hier an dem Werke eine Zeit lang gefeilt und geändert, versicherte er, daß nunmehr Alles vollendet sei. Unmittelbar darauf wurde die unerhörte Grausamkeit vollbracht, und der schuldlose Greis sah das Tageslicht nie wieder. Bald aber gewahrte man mit Schrecken, daß das Glockenspiel verstummt sei. Die grausamen Urheber der unmenschlichen That ahnten jetzt zu spät, daß der Meister das kunstreiche Getriebe absichtlich zerstört habe, um sich an der barbarischen Eitelkeit und Ruhmsucht des Magistrates zu rächen.

Und so war es in der That. Der mißhandelte Künstler sagte, daß er sein eigenes Werk vernichtet, und daß Niemand jemals im Stande sein werde, es wieder herzustellen und in Bewegung zu setzen.

Bis auf diesen Tag noch zeigt man dem Wanderer, welcher den Straßburger Münster besucht, das regungslose Räderwerk der berühmten Uhr. Wer die unendlich künstliche Arbeit und den feinen Mechanismus derselben bewundert, kann es nur bedauern, daß, wie der blinde Meister vorausgesagt, bis jetzt keine Künstlerhand es vermochte, die Maschine wieder zu ordnen und in Thätigkeit zu bringen.

Bei der von Schwilgue von 1838 bis 1842 erbauten Uhr wurden einzelne Theile dieser Uhr benutzt; um Mitternacht des 31. Dezembers jeden Jahrs regulirt sich die Uhr selbst für's nächste Jahr.

Schloß Trifels.

Richard Löwenherz.

An den oberrheinischen Grenzen Frankreichs, zwischen Weissenburg, Bergzabern, Landau, Edenkoben, Neustadt a. d. Haardt und Dürkheim bis Grünstadt ist eine der schönsten Gegenden Deutschlands, vielleicht Europa's. Mit Wäldern, Reben-bepflanzten Hügeln und fruchtbaren Feldern reichlich ausgestattet, mit Dörfern und Flecken geschmückt, und gekrönt von alten Burgen, darf diese Gegend, wenn gleich wenig gekannt und besucht, den Vergleich mit keiner andern scheuen und in Abwechselung schöner interessanter Gegenstände sich jeder Landschaft zur Seite stellen. Die Vogesen, deren Höhen sich hier schon bedeutend zur Ebene hinabzusenken beginnen, tragen nicht mehr den wilden Charakter, welcher den Reisenden an der Schweizer Grenze und im obern Elsaß überrascht; desto lieblicher und sanfter dagegen ist das Gelände, und desto fruchtbarer der Boden, und nur hin und wieder erinnert ein stolz aufragender Kegel an die Nähe des Gebirges.

Eine dieser Höhen verstattet dem Auge die freie Fernsicht in den Richtungen nach Süden und Norden.

Der Straßburger und der Speyerer Dom, weiter die Kirchen von Worms, am rechten Rheinufer die Ruinen des Heidelberger Schlosses, links der Donnersberg mit seinen vorspringenden Kuppen, sind die Hauptgegenstände eines Panorama's, welches den Beschauenden entzückt und fesselt.

Nicht fern von der Veste Landau und dem Flecken Annweiler liegt wie hingewürfelt eine Reihe bewaldeter Berge und Felsen mit Ruinen. Drei von diesen Burgen machen sich vorzüglich bemerkbar; sie scheinen zusammengehört zu haben und das Eigenthum eines einzigen Herrn gewesen zu sein, der auf einer derselben seinen Wohnsitz hatte. Der Name Trifels deutet auf diese Einheit hin; denn er ist die Gesammt-Benennung für die drei Felsenhöhen, obgleich auch blos die bedeutendste mit ihrer Schloß-Ruine also genannt wird und die zwei andern Anebos und Scharfenburg heißen. Das Ersteigen von Trifels ist ermüdend, aber hundertfach lohnt sich diese Beschwerde durch die köstliche Aussicht auf nahe und ferne Umgebung, und vorzüglich auf das herrliche Rheinthal mit seinen schön gelegenen Ortschaften. Landau vor allem zieht den Blick des Beschauers auf sich; es liegt in Mitten zahlreicher Dörfer, und man sagt daher dort sprichwörtlich, daß die Einwohner von zwei hundert Ortschaften seinen Markt besuchen, ohne daß diese Leute dazu mehr als eines Tages bedürften.

Der Gründer des Schlosses Trifels ist, wie der so mancher Bauten des Mittelalters, unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß dasselbe in alten Urkunden aus der Zeit der Salischen Kaiser erwähnt wird, und daß

es auf die Dynastien Hohenstaufen und Habsburg überging, im Jahre 1410 aber Eigenthum der Herzoge von Zweibrücken wurde. Friedrich Barbarossa hat, der Sage nach, oft und gern das Schloß bewohnt und es sehr vergrößert, auch den einst berühmten Marmorsaal daselbst erbaut, von dessen Dasein jedoch jetzt kaum noch Spuren übrig sind.

Im Mittelalter diente Trifels mit seinen Befestigungen zu dreifachem Zwecke. Es war kaiserliche Festung, Staatsgefängniß und ein Aufbewahrungsort für Kostbarkeiten und Schätze, und sein Besitz oft von großer Wichtigkeit, weil die Höhe und Stärke des Platzes jedem Angriff trotzte. Eben darum war es auch geeignet, wichtige Gefangene aufzubewahren. Der blutdürstige Heinrich VI., Barbarossa's Nachfolger, hat hier viele seiner Feinde und manchen Staatsverbrecher einkerkern und unter unerhörten Martern hinrichten lassen.

Gegen Ostern des Jahres 1193 wurde Richard Löwenherz, von Leopold von Oesterreich an Heinrich VI. gefangen überliefert, und auf des Letztern Befehl nach Trifels gebracht. Dem heldenmüthigen Könige mochte hier wohl ein schreckliches Schicksal bestimmt sein, denn er wurde gleich so vielen Schlachtopfern in einen der festen und wohlverwahrten Kerker geworfen, deren auf der Veste sich eine größere Anzahl befand. Zwar blieb der Muth Richard's ungebeugt, der Gefangene ergötzte sich sogar mit Gesang und Saitenspiel; allein es war kaum Hoffnung für ihn, seinem erbitterten Feinde zu entkommen, und er mußte täglich auf die Vollziehung eines grausamen Todesurtheils gefaßt sein.

Der König hatte in England einen treuen Gefährten seiner früheren Jahre, den Minnesänger Blondel zurückgelassen. Als dieser Kunde erhielt, sein geliebter Herr sei verschwunden oder vielmehr eingekerkert, gelobte er sich mit einem Eide, unermüdlich und ohne Aufhören nach dem Aufenthalt Richard's zu forschen, und Alles zur Rettung des Theuren zu wagen. Nur einige wenige, dem Könige ergebene, tapfere Ritter folgten dem treuen Blondel, der nun ganz Deutschland durchwanderte, auf allen Burgen, in allen Städten Erkundigungen einzog, und immer keine Spur von seinem Herrn entdecken konnte. Bereits hatte er fast alle Orte an den Ufern der Donau und des Rheines durchspäht, als er eines Tages in das wilde Thal von Annweiler kam, und die Thürme von Trifels erblickte. Eine seltsame Ahnung flüsterte ihm zu, daß hier des Königs Gefängniß sei, und er beschloß, seine Nachforschungen mit größter Sorgfalt und Vorsicht anzustellen.

Seine Begleiter mußten sich im Walde verstecken, während er selbst die Veste besichtigen wollte. Indem er auf dem Wege dahin begriffen war, traf er eine junge Maid an, mit welcher er sich in ein Gespräch einließ, und die, in der Nachbarschaft von Trifels wohnend, ihm mancherlei von dem Schlosse und dessen Merkwürdigkeiten zu erzählen wußte. Als sie sich von ihm trennen wollte, bat Blondel sie, nur noch einige Augenblicke zu verweilen, indem er ihre Mittheilungen erst belohnen wolle. Darauf nahm er seine Zither und sang ein altes rührendes Lied, das auch Richard's Lieblingslied war. „Ei, das klingt ja“, sagte die über den Gesang Erfreute,

„gerade so wie das Lied, das ein armer gefangener Ritter im nördlichen Thurme von Trifels singt, den ich oft belauscht habe, wenn in der Nähe ich meine Schafe weidete.“ Mit diesen ohne Bedacht gesprochenen, für Blondel aber so bedeutenden Worten, hüpfte das Mädchen davon. Voll froher Hoffnung, endlich das Ziel seiner Wanderungen erreicht zu haben, schlich der Sänger mit Einbruch der Nacht dem Schlosse zu, und als er dem bezeichneten Thurme so nahe als möglich war, sang er zu seinem Instrument dasselbe Lied, das den König selbst zum Verfasser hatte und auch von diesem in Musik gesetzt war. Kaum waren die Töne der ersten Strophe verhallt, so vernahm der aufmerksame Horcher die Fortsetzung des Liedes, die aus einem der Fenster des Thurmes herüberschallte, und bald darauf fragte eine wohlbekannte, wenngleich gedämpfte Stimme von ebendaher: „Bist du es mein treuer Blondel?“ „Ja ich bin es, mein königlicher Herr“, erwiederte der Sänger; „dem Himmel sei Dank, der uns endlich euch finden ließ. Rechnet auf meinen und einiger Freunde Eifer, euch zu befreien.“

Am folgenden Tage suchte und erhielt der Sänger Zutritt auf der Burg; allein er mußte bald gewahren, wie gefährlich sein Unternehmen war. Diese Veste wohlbewacht und mit zahlreicher Besatzung versehen, konnte weder mit Gewalt bezwungen, noch durch Ueberfall genommen werden; mit List allein schien es möglich, zum Ziel zu gelangen. Blondel's munteres Wesen und seine lustigen Lieder erwarben ihm die Gunst des Burgvogtes sowie der übrigen Wachhaber, und, was ihm noch nützlicher war, auch die Liebe der schönen Tochter des Kerker-

meisters, mit der er bald in ein trauliches Verhältniß trat. Nachdem er sich überzeugt, daß sie ihn über Alles liebe und entschlossen sei, mit ihm zu entfliehen, glaubte er, sich ihr entdecken zu können. Sie versprach ihm, zur Befreiung des Königs behülflich zu sein, und so ward es denn möglich, das gefährliche Unternehmen zu vollbringen. Mathilde, so hieß die Tochter, kannte alle Gänge der Veste genau, sie wußte, wo ihr Vater die Schlüssel der Kerkerzellen bewahrte und wie sie sich derselben unbemerkt bemächtigen konnte. In einer finstern stürmischen Nacht schritten Blondel und Mathilde, nachdem sie Alles vorbereitet, zur That; sie öffneten den Kerker des Königs, reichten diesem Helm und Schwert und führten ihn auf den Burghof. Hier überfielen die beiden Männer die wachstehenden, unvorbereiteten Knechte und zwangen sie, das Thor zu öffnen. Ehe die Besatzung von dem Geräusch herbeigezogen, sich zur Wehre setzen konnte, drangen Blondel's Begleiter in die offene Burg, und nach einem lebhaften Kampfe gelang es denselben, ihren König zu befreien, und auf bereit gehaltenen Rossen sammt dem heldenmüthigen Mädchen das Weite zu gewinnen. Nach langem Umherirren kamen sie Alle glücklich in England an.

Blondel führte dann seine schöne Mathilde zum Altare und empfing vom Könige den reichsten Lohn für seine seltene, ausdauernde Treue. Auch die, welche den Wackeren begleitet hatten, wurden mit königlicher Freigebigkeit beschenkt.

Karlsruhe.

Karl's Ruhe.

Markgraf Karl von Baden kehrte siegreich aus dem Felde zurück, wo große Thaten seinen Namen berühmt gemacht hatten. Er gedachte, nach langem Kriege fortan im Genusse des Friedens dem Glücke seiner Unterthanen Zeit und Kräfte zu widmen. Mit seiner Hauptstadt Durlach wollte er den Anfang machen; es sollte dieselbe erweitert und mit zweckmäßigen Anlagen verschönert werden; aber Eigensinn und kurzsichtiger Krämergeist der Einwohner setzte den wohlthätigen Ansichten des Grafen so viele Schwierigkeiten entgegen, daß die Ausführung unterblieb.

Eines Tages, als zu seiner Zerstreuung er im Hartwalde jagte, geschah es, daß er, in der Verfolgung eines Wildes begriffen, sich von seinen Gefährten verlor und, nach langem Umherirren ermüdet, sich unter einen Eichbaum lagerte. Da befiel ihn der Schlaf und seltsame Traumbilder beschäftigten seine Sinne.

Hoch über seinem Haupte, in den Gipfeln der Bäume, erblickte er eine mit den köstlichsten Steinen geschmückte Krone, über welcher die Worte glänzten: „Dies ist der Lohn des Edlen —" und rund um ihn her erstand zugleich, wie durch Zaubermacht, eine prächtige, große Stadt mit Thürmen, Zinnen und einem herrlichen Schlosse, würdig, eines Herrschers Sitz zu sein. Während noch der entzückte Markgraf diese Erscheinungen bewunderte, zerrann auf einmal das Gebilde; er erwachte,

und um ihn standen die Jagdgenossen, welche den vermißten Herrn aufgesucht.

„Ich hatte“, sagte Karl zu ihnen, „hier einen köstlichen Traum. Was ich im Geiste sah, eine große, schöne Stadt um mich her, will ich hier gründen; die Krone, die darüber schwebte, soll mir ein Fingerzeig sein, die neue Stadt zu meiner Residenz zu machen, und an dem Baume, an welchem ich jetzt geruht, soll die Stelle meines Grabmals sein.“

Diesem Traum verdankt Karlsruh seine Gründung; denn der Markgraf vollführte, was er gesagt.

Philippsburg.

Der Rekrut.

Bei einer Belagerung der Veste Philippsburg durch die Franzosen wurde einst ein Sturmangriff auf die Werke unternommen; zwölf Grenadiere waren beordert, an einer abgelegenen, anscheinend nicht besetzten Stelle den Wall heimlich zu ersteigen. Hier stand, außer einem einzigen Rekruten, keine weitere Mannschaft von der aus der Reichsarmee genommenen Besatzung, weil man nicht vermuthete, daß gegen diesen Theil der Festung etwas unternommen würde.

Der Rekrut war jedoch als Schildwache ein aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn vorging, und stand schlagfertig hinter der Brustwehr, seine große

Hellebarde zur Abwehr bereithaltend. Plötzlich bemerkte er dicht vor sich das Gesicht eines schnurrbärtigen, feindlichen Grenadieres, der im Begriffe war, den Fuß auf den Wall zu setzen.

„Ho, ho!“ brummte der Rekrut vor sich hin, „das ist ein kecker Gesell; dem muß ich die Wege weisen!“ und mit einem kräftigen Stoße des Speeres stürzte er den Feind von der Leiter. Aber sieh! einen Augenblick darnach grinzt abermals ein bärtiges Grenadiergesicht ihn an, und eine Kugel saust an des jungen Soldaten Ohr vorüber. „Ei, daß dich!“ ruft der Rekrut, „schon wieder da? habe ich dich nicht gut getroffen?“ und mit aller Macht stößt er die Hellebarde auf die Brust des heranklimmenden Gegners, daß dieser rücklings hinunter stürzt

Wie groß aber war das Erstaunen des jungen Kriegers, als auch zum dritten Male das grimmige Gesicht eines Anstürmenden erschien. Der tapfere Vertheidiger des Walles thut einen wo möglich noch wirksameren Stoß uud denkt: „Damit wird der schon so oft Abgewiesene wohl genug haben“; dennoch erscheint der drohende Feind immer von neuem, und erst nachdem derselbe zwölfmal in den Graben hinabgestoßen worden, zeigt er sich nicht mehr.

Nach Verlauf einiger Stunden erfolgte die Ablösung des einsamen Postens, und der Waibel fragte, ob hier etwas passirt sei? „Nichts Besonderes“, erwiederte der Rekrut, „als daß ein nasenweiser, feindlicher Grenadier den Wall hier zu erklimmen sich erdreistete; ich habe dem Kecken zwar tüchtige Stöße versetzt, so daß er hinterrücks in den Graben fiel, dennoch kam er immer wieder, und

erst nachdem ich ihn zwölfmal mit meiner Hellebarde zurecht gewiesen, hat er sich zufrieden gegeben und mich nicht mehr belästigt."

Der Waibel ließ sofort im Graben nachsehen, und da lagen, zu seiner nicht geringen Verwunderung, zwölf feindliche Grenadiere todt, welche der tapfere Rekrut nacheinander von der Sturmleiter gestürzt hatte.

Die That wurde dem Commandanten der Veste gemeldet, und dieser belohnte den braven Jungen reichlich.

Speyer.

Die Glocken.

Unter allen Herrschern, die auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen, hat keiner traurigere Schicksale erfahren, größere Demüthigungen erduldet und ein beklagenswertheres Ende gefunden, als der unglückliche Heinrich IV.

Einen großen Theil seines herben Geschicks verschuldete er selbst; nicht geringe Schuld aber auch fällt seinen Erziehern zur Last. Sein von Jugend auf irrgeleitetes Gemüth, seine Leidenschaftlichkeit und sein ungleicher Charakter ließen Strenge und Güte, Festigkeit und Milde stets zur Unzeit walten und Alles, was er that, gereichte ihm und dem Reiche nur zum Schaden.

Die weltberühmte erniedrigende Schaustellung zu Canossa war es hauptsächlich, die Heinrich's Ansehen schmälerte und ihm Verachtung bei den Reichs-Vasallen

zuzog. Seines unversöhnlichen Gegners, des Papstes Hildebrand, nachherige Niederlagen konnten die angethane Schmach nicht sühnen, noch auch die Fürsten befriedigen, die mit Unwillen die Kaiserkrone so entwürdigt sahen. Zahlreiche Feinde verschworen sich wider Heinrich, und seine eigenen Söhne sogar waren seine Gegner. Nachdem der älteste, Konrad, zu Florenz gestorben, bemühte sich der zweite Sohn, Heinrich, die Absetzung seines Vaters zu bewirken, und scheute der aller Kindespflicht Vergessene nicht Hinterlist und Ränke, sein Ziel zu erreichen. Er gewann sich auf mancherlei Weise Verbündete, ließ sich von dem schwachen Vater zum Nachfolger wählen; dann nahm er eine Gelegenheit zu offener Empörung wahr und brachte es dahin, daß der Papst die Acht über den Kaiser aussprach, derzufolge die noch übrigen Anhänger und Freunde nach und nach von ihrem rechtmäßigen Herrn abfielen, und sich dem Sohne zuwandten.

Von Allen verlassen, die bisher seinen Befehlen gehorcht, sah Heinrich IV. sich genöthigt, nach Ingelheim, am Rheine, in die Verbannung zu gehen, und, um die persönliche Freiheit wieder zu erlangen, endlich die Entsagung auf den Thron zu unterschreiben. Tief gebeugt durch solche Schläge des Schicksals, pilgerte der entthronte Greis in Begleitung eines alten Dieners, Kurt, der allein noch bei ihm geblieben und mit seltener Treue ihm ergeben war, nach Lüttich. Hier starb der einst so mächtige Kaiser, fern von den Seinen, in Armuth und Elend. Jahre lang blieb seine Leiche, weil der päpstliche Bann auch im Tode noch auf ihm lastete, unbeerdigt; Kurt allein nahm sie in Obhut, und unter

Entbehrungen aller Art betete er unabläßig am Sarge seines Herrn. Endlich jedoch, von den Fürsten Deutschlands und mehr wohl noch vom eigenen Gewissen gemahnt, suchte Heinrich V. beim Papste die Aufhebung des Bannes nach, erwirkte sie, und verordnete, daß seines Vaters Gebeine nach Speyer gebracht, und dort im Dome feierlich beigesetzt werden sollten.

Als dieselben von Lüttich abgeholt wurden, fand man immer noch den treuen Kurt, den Wächter und Hüter, an der Leiche, und aus Achtung für seine große Liebe und Anhänglichkeit wurde ihm gestattet, dem Zuge nach Speyer zu folgen und dort Zeuge der Beerdigung zu sein, welche mit allem bei gekrönten Häuptern üblichen Glanze vollzogen wurde.

Die langen Entbehrungen und das hohe Alter des frommen Dieners, das unabläßige Wachen und Beten hatten des alten Mannes Lebenskraft verzehrt, und die Pflege, welche ihm zuletzt noch in Speyer zu Theil wurde, konnte seine Tage nicht mehr fristen. Er starb nach einigen Monden schon, und wie die Sage erzählt, ertönten im Augenblicke seines Verscheidens, ohne daß eine Hand sie in Bewegung setzte, alle Glocken von Speyer, als ob daselbst ein kaiserliches Begräbniß stattfände.

In eben dieser Stadt lag aber auch nach Jahr und Tag Kaiser Heinrich V. auf dem Sterbebette. Schrecklich waren die Seelenleiden, die in seiner letzten Krankheit den Herrscher heimsuchten, welcher die heiligsten Pflichten mit Füßen getreten, und sich durch schnöden, unnatürlichen Verrath den Weg zum Throne gebahnt hatte. Keine Schätze und keines Schmeichlers Worte vermochten jetzt

die Stimme des Gewissens zu übertäuben und das Andenken an den geächteten, im Elende gestorbenen Vater stand wie ein Gespenst vor des Sterbenden Seele. Als endlich der Tod ihn von den namenlosen Qualen befreite, horch! da tönte es auf einmal, zum Erstaunen der Bürger, seltsam von den Thürmen der Stadt. Es war nicht das Trauergeläute, das den Hintritt eines kaiserlichen Herrschers verkündigte; von unsichtbarer Hand bewegt, klang schneidend und hell das Armensünderglöcklein, und jeder fragte sich, welchen Missethäter man heute zum Richtplatze führe?

Da nun das Volk vernahm, zu eben dieser Stunde sei der Kaiser verschieden, da erfaßte Grauen und Entsetzen jegliche Brust, und stille Gebete für die Seelenruhe des Dahingeschiedenen stiegen zum Himmel empor.

Heidelberg.

Der Wolfsbrunnen.

Als der Jettenbühl bei Heidelberg noch dichter Wald war, da wohnte in seinem Schatten eine Seherin, Namens Jette. Sie war von hoher, edler Gestalt, und in Würde und Anmuth glich sie einer Unsterblichen. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke hörte von der Seherin, und beschloß, sie aufzusuchen und über sein Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht, als er aber nun vor ihr stand, und sie ihm wie eine Jungfrau aus

Walhalla erschien, da antwortete er etwas verzagt auf ihre Frage, was er verlange: „Hohe Jungfrau, Dir ist die Gabe verliehen, in die Zukunft zu sehen, laß mich meine Zukunft wissen.“ Jette warf einen forschenden Blick auf den schönen Heldenjüngling, und in ihrem Herzen schien plötzlich eine Veränderung vorzugehen.

„Komm Morgen wieder, sobald die Sonne zum Untergange sich neigt, ich will indeß die Runen fragen.“

Der Jüngling erschien des andern Tages zur bestimmten Stunde im geweihten Haine. Er fand die Seherin nachdenkend und fast traurig. „Was haben die Runen gesagt“, fragte er. Sie schüttelte das lockige Haupt und seufzte. „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden“, sagte sie, „aber ich fürchte, unsere Lebenssterne berühren sich.“

„Dann wäre ich überglücklich“, rief der Jüngling und sank zu ihren Füßen hin und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte. „Willst Du Dein Loos an meines knüpfen?“ fragte die Jungfrau. Der Jüngling betheuerte es bei allen Göttern.

„Unser Glück muß den Augen der Menschen verborgen bleiben“, sagte die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die jetzt unter dem Namen des Wolfbrunnens bekannt ist, zum Orte ihrer nächtlichen Zusammenkunft. Aber in der ersten Nacht, als der Jüngling zur Quelle kam, bot sich ihm ein furchtbares Schauspiel dar: die Jungfrau lag an der Erde und auf ihrer Leiche stand ein gräßlicher Wolf und zerfleischte die zarten Glieder. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling riß augenblicklich sein Schwert aus der Scheide

und stürzte auf das Unthier zu, welches sich zur Wehre setzte, aber, im Nu vom tödtlichen Eisen getroffen, zu Boden stürzte.

Die Seherin wurde an der Quelle begraben, und diese erhielt von dieser Zeit an den Namen **Wolfsbrunnen.**

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

Schon spiegelt auf des Neckar's Flut der Mond sein blinkend Horn,
Wer wandelt flink und wohlgemuth waldein zum grünen Born?

Schön Jetta ist's, vom Jettenbühl die hehre Seherin,
Getreuer Minne Machtgefühl ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam ein fremder Jägersmann,
Ein Recke kühn und minnesam, den Jetta liebgewann.

Oft bei des Mondes Dämmerstrahl hat sie die Nix belauscht,
Wenn Kuß um Kuß der Fremdling stahl von Lippen glutberauscht.

Auch heute wagt sie ihm zur Huld den späten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld deucht ihr der Pfad so lang.

So lang und bang, der Mond erblaßt, es drängt sie mehr und mehr,
Waldvöglein singt vom Tannenast: „O eile nicht so sehr!"

Doch jetzt, nach fast vollbrachtem Lauf, sieht sie vom Busch umzweigt
Den Buhlen schon. „Mein Lieb, blick auf!„ Es regt sich nicht und schweigt.

Da fliegt das Mägdlein sehnsuchtsschnell ihm zu — mit Ungestüm
Umfängt sie, weh! nicht ihr Gesell, ein lechzend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt, hat gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrer Brust entquillt, wird Busch und Moos bethaut.

O Quell des Jammers! Hört kein Ohr ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Waidmann, Waidmann, komm hervor, dein Liebchen zu befrei'n!“

Er naht, er hört's, er eilt herbei, wie Wetter trifft sein Streich,
Das Unthier sinkt, die Maid ist frei, doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an, der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr wohl, herzlieber Jägersmann, mein Brautkranz fällt in's Grab.“

Ihr Auge brach. Am Jettenbühl, wo lebend sie gehaust,
Da ruht die Jungfrau tief und kühl von Neckarflut umbraust.

Noch klagt dem schönen Pfälzerland die Sage Jetta's Leid,
Und Wolfsbrunnen ward der Quell genannt sofort von jener Zeit.

Eduard Brauer.

Seckenheim.

Friedrich der Siegreiche.

Als gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts Kurfürst Ludwig von der Pfalz, genannt der Bärtige, gestorben, und nach wenig Jahren schon auch dessen Nachfolger und ältester Sohn, Ludwig IV. dahingeschieden war, sah es um das Wohl des Landes gar mißlich aus; denn der, welchem die Pfalz erblich nun zu Theil werden sollte, Philipp, Ludwig's IV. einziger Sohn, war ein noch kaum einjähriges Kind, und ein kräftiger Regent

that um so mehr Noth, je gefährlichere Angriffe von Außen drohten und je größere Gewaltthätigkeiten freche Raubritter verübten. Da übertrugen die Stände, wiewohl gegen den Willen des Kaisers, die Regierung dem Oheime des Unmündigen, dem jüngeren Sohne Ludwig's des Bärtigen, dem tapfern Friedrich, und nicht leicht wohl hat jemals eine Wahl sich als trefflicher bewährt.

Mit Nachdruck begegnete Friedrich seinen Widersachern, und indem er dem eingerissenen Unwesen kräftig steuerte, gelang es ihm, sein Land dem Wohlstande wieder zuzuführen.

Das Ansehen aber und der Ruhm, die ihm dadurch zu Theil wurden, erweckten ihm auf's Neue Mißgunst und Feinde. Unter diesen war vorerst der Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, welcher Ansprüche auf das Fürstenthum Lorsch machte, der bedeutendste. Der Pfälzer jedoch schlug bei Pfeddersheim den Mainzer, und in Folge dieses Sieges kam zwischen beiden ein Friedensschluß nicht nur, sondern auch ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, so daß der Siegreiche, wie man Friedrich nannte, sich mit verstärkter Macht nun gegen seine übrigen Gegner wenden konnte. Es waren diese namentlich die Grafen Ulrich von Würtemberg und Karl von Baden, Graf Ludwig, der Schwarze, von Zweibrücken, und die Bischöfe von Speyer und von Metz, welche, von Papst und Kaiser aufgemuntert, insgesammt einen Bund gegen ihn schlossen. Sie hatten es auf einen Verwüstungskrieg abgesehen; wo ihre Horden die pfälzischen Lande heimsuchten, be-

zeichneten brennende Ortschaften, auflodernde Landhäuser und eingeäscherte Mühlen den feindlichen Zug und wurden schonungslos die blühenden Kornsaaten zu Grunde gerichtet. Ganz besonders erfuhren solche Verheerungen die Ufer des Neckar's und die Gegend um Heidelberg, und verzweiflungsvoll sah der Landmann seine Hoffnungen gänzlich vernichtet.

Kurfürst Friedrich aber, den die Noth seiner Unterthanen jammerte, ließ nicht lange auf sich warten; mit einer auserlesenen, doch an Zahl schwächern Schaar, folgte er den Feinden auf dem Fuße nach, entschlossen, ihnen in offener Feldschlacht entgegen zu treten. Bei Seckenheim, unfern Mannheim, stieß er auf die Verbündeten. Eine treffliche Stellung, die er nahm, begünstigte seinen Angriff. An der Spitze seiner tapfern Reiterschaar, drang er unwiderstehlich in die Haufen der Gegner ein, zerstreute ihre Macht, und er benutzte seinen Vortheil so gut, daß er nicht nur einen glänzenden Sieg erfocht, sondern auch einen großen Theil seiner Feinde, darunter viel Edle, die Grafen von Würtemberg und den Bischof von Metz, in seine Gewalt bekam.

Mit seinem siegreichen Heere und den Gefangenen hielt Friedrich sodann einen glänzenden Einzug in Heidelberg. Die Gefangenen aber behandelte er großmüthig, und selbigen Tages noch lud er die Vornehmsten derselben zu einem großen Gastmahle ein, das er auf dem Schlosse veranstaltete.

Die prächtig besetzten Tafeln dufteten von feinen, wohlschmeckenden Gerichten und den köstlichen Weinen; eins nur wurde vermißt, das Unentbehrlichste — das

Brod. Der Graf von Würtemberg, der dessen begehrte, rief einem Diener, und gebot ihm das Fehlende herbeizuholen; Kurfürst Friedrich aber nahm den gefangenen Gast bei der Hand, führte ihn zum Fenster und sprach: „Den Kriegern, die uneingedenk des Gebotes der Menschlichkeit die Felder verwüsten und muthwillig die Saaten zerstampfen, die nebst den Dörfern die Mühlen verbrennen, gebührt kein Brod."

Beschämt und düsteren Blickes, als Friedrich so sprach, sahen der Graf und dessen Genossen vor sich hin; aber der Siegreiche ermunterte sie alsbald wieder durch freundliche Rede und bewies sich auch die übrige Zeit des Mahles hindurch als den aufmerksamen und zuvorkommenden Wirth, als welchen er sich gleich Anfangs gezeigt.

Nachdem die Gefangenen noch eine geraume Zeit in Verwahr gehalten worden, entließ Friedrich sie und ihre Ritter endlich gegen bedeutendes Lösegeld und gegen einen Revers, Kurpfalz nicht mehr mit Krieg überziehen zu wollen.

Oggersheim.

Hans Warsch, der wackere Hirt.

Einst, im dreißigjährigen Kriege, ersah ein Anführer spanischer Truppen sich die rheinische Pfalz zum Ziele seiner Unternehmungen, und auf seinem Heereszuge kam er auch in die Nähe des Fleckens Oggersheim. Die erschrockenen Einwohner entflohen in eiliger Hast, mit

ihren besten Habseligkeiten; von allen Männern blieb einer nur zurück, Hans Warsch, der Hirt, der sein eben von einem Kinde entbundenes, krankes Weib nicht allein lassen wollte.

Als nun vor Oggersheim die Spanier erschienen, schloß, nach Kriegsgebrauch, der Muthige die Thore, und von der Warte herab, auf die er sich gestellt, erwiederte er dem feindlichen Trompeter, der zur Uebergabe aufforderte, daß den Spaniern der Eintritt sogleich gestattet würde, wofern ihr Führer Schutz den Bürgern und Achtung deren Eigenthum zusichere; im Falle der Nichtgewährung solch' billigen Vorschlages, sei die Besatzung entschlossen, die tapferste Gegenwehr zu leisten.

Der Anführer der Spanier willigte in die Bedingung und verbürgte sein Ehrenwort für die gewissenhafte Erfüllung. Darauf öffnete Hans das Thor; und als die Krieger nun in Oggersheim eingezogen, wunderten sie sich höchlich, Niemanden in den Gassen zu sehen, und mehr noch erstaunten sie, außer einem Weibe und einem Kindlein, die in einer Hütte lagen, auch in den Häusern keinen einzigen Menschen zu finden. Vom Generale befragt, erklärte der Hirt sodann, daß die anderen Einwohner sich geflüchtet, er aber, um sein Weib, das gerade jetzt in Wochen, nicht pflegelos zu lassen, zurückgeblieben sei.

So treuer Muth und solche Anhänglichkeit an Frau und Kind rührte den spanischen Führer; er belobte den Wackeren, erfüllte genau die Bedingungen der Capitulation und stand sogar Gevatter bei der Kindtaufe, die Hans Warsch auf's Fröhlichste nun hielt.

Worms.

Siegfried.

Nachdem Siegfried aus dem Nibelungenlande zurückgekehrt und von da große Schätze mitgebracht, gedachte er, bald wieder auszuziehen und neue Abenteuer zu bestehen. Diesmal wollte er seine Fahrt gegen Mittag richten; denn er hatte von der Stadt Worms, am Oberrheine, und von Gunther, dem mächtigen Könige der Burgunder, gehört und von einer Schwester desselben, deren Schönheit alles übertreffen sollte, was von bewundernswerther Schönheit man jemals gesehen.

Mit zwölf auserlesenen Reisigen und zahlreicher Dienerschaft begab er sich auf den Weg und hielt auf das Glänzendste seinen Einzug in die schöngelegene Rheinstadt. Angethan mit rothen Gewändern, welche mit Gold gestickt und reich verziert waren, mit funkelnden Silberhelmen auf dem Haupte, Schilde von gleichem Metall und schimmernde Waffen tragend, ritten sie auf stolzen, edlen Rossen, so daß männiglich mit Staunen die fremden Gäste ankommen sah. Am Hofe der Königsburg empfingen Edelknaben und Diener den Zug, und meldeten dem Könige, daß Siegfried des niederländischen Königs Sohn, es sei, der, ihn zu begrüßen, gekommen. Sobald der König, der von dem gewaltigen Drachentödter schon vordem gehört, die Ankunft desselben vernommen, ging er ihm entgegen und führte ihn sammt den Begleitern in den Rittersaal, wo alle Große des Reichs versammelt und alle Familienglieder des Königs gegenwärtig waren.

Siegfried staunte über die riesenmäßigen Gestalten, die er hier sah, vorzüglich über die Angehörigen des Königshauses, unter denen besonders die Brüder Gunthers Gernot und Gieselher, so wie deren Mutter, Frau Ute, hervorragten. Zu den streitgeübten Recken, im Gefolge des Königs, gehörten Ritter Hagen von Troneck, dessen Bruder Dankwart, Ortwin von Metz, Volker von Alzei, Rumold, Sindold, Hunold und viele andere auserwählte Degen. Als Siegfried auf Befragen erklärte, daß er hergekommen, weil er gehört, hier am Hofe sei der heldenmüthigste König der Zeit, umgeben von den verwegensten Recken, zu schauen, und weil, mit diesen einen Kampf auf Leib und Leben und um Reich und Krone zu bestehen, er sehnlichst wünsche, da blickten den Kühnen alle mit zornigen Blicken an, und es würde sich gewiß hier ein ungleicher Streit erhoben haben, wenn nicht Gernot, des Königs Bruder, sich in's Mittel gelegt und den fremden Prinzen durch sanfte Worte und durch Bewirthung mit süßem, lieblichem Weine auf andere Gedanken gebracht hätte. Mehr, als dies, aber wirkte auf Siegfried die Erinnerung an die schöne Chriemhilde, die er zu sehen verlangte. Er setzte sich also zu Tisch und zechte wacker mit dem Könige und seinen Höflingen.

Unter Festen und Kampfspielen verlebte Siegfried hier ein ganzes Jahr auf die angenehmste Weise. Er besiegte bei allen Waffenübungen jeden, auch den gewaltigsten Gegner, und der Ruf seiner Kampffertigkeit verbreitete sich weit im Lande. Auch auf der Jagd zeigte er seine Körperstärke, indem er den Eber erlegte und mit den Bären rang. Eins nur fehlte immer noch seinem

Glücke, der Anblick Chriemhildens, der ihm noch nicht vergönnt war, obwohl sie, hinter den seidenen Vorhängen ihrer Gemächer, Siegfrieden oft belauschte und wohlgefällig betrachtete, wenn er auf dem Hofe des Palastes sein Roß tummelte oder mit Andern eine Lanze brach.

Eines Tages erschienen an Gunthers Hofe Abgesandte von Leudeger, dem Sachsenherrscher, und Leudegast, dem Dänenkönige. Sie kamen, Krieg anzusagen, und zu verkündigen, daß binnen zwölf Wochen ihre Herren mit starken Kriegsheeren an den Rhein ziehen und die Burgunder angreifen würden. Diese Botschaft machte dem Könige viele Sorge, weil er die große Macht seiner Feinde kannte; allein Siegfried beruhigte ihn durch das Versprechen, daß er an der Spitze seiner zwölf Recken mit dem burgundischen Heere ausziehen und daß es ihm sicher gelingen werde, die Sachsen und Dänen zurückzutreiben. Als nun die Abgesandten entlassen waren, rüstete Gunther sich mit aller Macht. Volker ward ausersehen, das königliche Banner zu führen, und bald war das Heer beisammen. Nachdem auf Anrathen Siegfrieds der König daheimzubleiben eingewilligt, zogen die Schaaren gen Sachsen. Hier stand die gesammte Macht der Feinde schon gelagert, und manches heiße Treffen wurde gefochten. Eines Tages gewahrte der tapfere Siegfried den Dänenkönig Leudegast in goldener Rüstung und sprengte sofort auf ihn los. Ein grimmiger Zweikampf begann, aber die Riesenkraft Siegfrieds schlug dem nordischen Streiter tiefe Wunden und warf ihn zu Boden. Zwar kamen mehrere dänische Kämpen dem fallenden Herrn zu Hülfe, doch auch diese besiegte der Held Siegfried und

jagte sie in die Flucht; dann nahm er den Dänenkönig gefangen und schickte ihn nach Worms.

Nach dieser Waffenthat trachtete Siegfried, auch mit dem Sachsenkönige anzubinden. Als er bald nachher ihn von ferne hinter dessen Heere erblickte, sprengte er durch die aufgestellten Reihen der Krieger grade auf Leudeger an. Dieser, ein noch viel furchtbarerer Streiter, als Leudegast, empfing Siegfried mit hochgeschwungenem Schwerte, und beide versetzten sich gewaltige Hiebe. Nach einigen vergeblichen gegenseitigen Angriffen erkannte der Sachsenkönig, daß er mit Siegfried, dem Sohne des Königs Siegebert, kämpfe, und hielt es für nicht gerathen, den Streit fortzusetzen. Er rief daher seinen Mannen zu, sich zu ergeben, und überlieferte sich mit fünfhundert der Seinigen den Burgundern. Alle diese Gefangenen und viele Tausende Verwundeter, die, vom Schwerte Balmung getroffen, in Siegfrieds Gewalt fielen, wurden nach Worms geschickt, wo die Siegesbotschaft große Freude erregte.

Der Krieg hatte nunmehr ein Ende und die Heldenschaaren kehrten mit Sang und Klang an den Rhein zurück. In Worms wurde Siegfrieden mit den Seinen jubelvoller Empfang, und die Schönen der Stadt überreichten ihnen Kränze von Blumen und Lorbeeren. Nur Chriemhilde erschien noch immer nicht; doch als bald nach der Wiederkunft des siegreichen Heeres ein großes Fest gefeiert wurde, widerstand Gunther Siegfrieds Bitten nicht mehr, die Schwester zu bereden, und die Vielgepriesene kam, vom Glanze ihrer Schönheit umstrahlt, zum Feste. Alle Ritter und Große des Reichs, welche

die Holde vordem noch nicht erblickt hatten, staunten über der Jungfrau Anmuth und Reize, am meisten aber Siegfried, der sich gar nicht zu fassen wußte, und in Liebe zu des Königs Schwester entbrannte. Von diesem Augenblicke an war er ihr steter Begleiter und dachte er an keine Rückkehr zur Heimath.

Da erscholl die Kunde, im hohen Norden, auf Island wohne eine Königin, die an Schönheit alle Frauen der Erde weit übertreffe; aber zugleich sei sie mit so großer Körperstärke ausgerüstet, daß sie den gewaltigsten Kämpfer zu Boden werfe. Ihre Hand, ging die Sage, wolle sie demjenigen Ritter schenken, der sie im Ringen überwinde; doch hatten schon viele den kühnen Versuch mit dem Leben bezahlt.

Als König Gunther diese Kunde vernahm, spürte er große Lust gen Island zu fahren, und sich mit der starken Königin zu versuchen. Zwar widerriethen seine Vasallen ihm ein so gefahrvolles Unternehmen; Siegfried aber versprach nicht nur, ihn zu begleiten, sondern auch guten Erfolg, sofern der König ihm Chriemhilden zum ehelichen Gemahl geben wolle. Das war Gunther wohl zufrieden, und man beschloß, daß außer Hagen, Dankwart und Siegfried kein Ritter den König begleiten sollte. Sofort wurde in Stille Alles vorbereitet, und die vier tapfern Kämpen bestiegen mit auserlesener Dienerschaft ein Schiff und segelten dem fernen Eilande zu.

Am zwölften Tage kamen sie zur ersehnten Küste und landeten bei Isenstein, der Hauptstadt Islands und Brunhildens Residenz. Die Königin selbst stand, umgeben von ihren Frauen, auf dem Balkone eines Schlosses, an

der See, und sah der Ankunft der Fremdlinge zu. Schon von ferne strahlte sie in unendlichem Liebreiz, und König Gunther konnte die Zeit nicht erwarten, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Als er sich bei Hofe hatte melden lassen, kamen prachtvolle Wagen, die Ankömmlinge abzuholen, und da konnte jeder nach Gefallen die glänzende Hofhaltung und die schöne, aber auch riesenstarke Gebieterin bewundern.

Sobald Brunhilde vernahm, in welcher Absicht Gunther gekommen, ließ sie zu dem bevorstehenden Wettkampfe Alles bereiten und bestimmte den Tag, an dem derselbe Statt finden sollte. Hätte Siegfried nicht dem Könige Muth eingesprochen, so wäre Gunther verzagt und würde den Kampf nicht gewagt haben, denn er gedachte derer, welche die gewaltige Frau schon überwunden, und er fürchtete der Besiegten Schicksal zu theilen.

An dem festgesetzten Tage schlich Siegfried zum Schiffe, setzte die berühmte Tarnkappe auf, die er vordem im Nibelungenlande erobert und welche die Eigenschaft besaß, ihren Besitzer unsichtbar zu machen und begab sich sodann zum Kampfplatze, wo bereits der ganze Hof versammelt war. Die Königin erschien in prachtvoller Waffenrüstung; Spieß und Schwert wurden ihr nachgetragen, beide so schwer, daß vier Männer sie kaum schleppen konnten. Auch König Gunther kam glänzend bewehrt, und das ernste Spiel begann. Als Brunhilde den ungeheuren Speer auf Gunther werfen wollte, trat Siegfried an des Freundes Seite und ergriff den königlichen Schild. „Haltet euch tapfer", sprach er, „ich bin unsichtbar zu eurer Hülfe da; macht nur immer die Ge-

berden des Kampfes; ich werde Alles für euch thun." Diese Worte ermunterten den König sehr, er nahm seine Stellung ein und erwartete den Speerwurf. Der Wurf war so gewaltig, daß davon beide Männer zu Boden sanken; allein sie erhoben sich rasch wieder, und Siegfried, der die Königin nicht verletzen wollte, drehete nun Gunthers Speer um, und warf ihn mit solcher Kraft auf Brunhilden, daß diese gleichfalls zu Boden taumelte. Da die Würfe aber nichts entschieden, so begann nun das Schleudern mit schweren Steinen. Brunhilde warf einen solchen auf hundert Klafter weit ins Feld. Siegfried ergriff hierauf einen Stein von gleicher Schwere, und indem er ihn noch viel weiter schleuderte, entschied er des Königs Sieg.

Sogleich trat nun Gunther zu der Ueberwundenen hin, die vor Zorn erröthete, und sagte: „Jetzt, schöne Brunhilde, werdet ihr mir euere Hand geben und mit mir zum Rheine ziehen." „Das wird", antwortete jene, „nicht eher geschehen, als bis ich meine Feldherren und Ritter um Rath gefragt habe, welche ich hieher entbieten lasse." Solche Antwort schien dem Könige bedenklich; und als er sie Siegfrieden, der inzwischen heimlich die Zauberkappe abgelegt, mittheilte, sagte derselbe: „Die Königin führt Böses im Schilde; ich werde sogleich abfahren und uns Hülfe holen; in wenigen Tagen bin ich wieder hier." Mit diesen Worten eilte der wackere von dannen, bestieg das Schiff und fuhr heimlich ab, gerade dem Lande der Nibelungen zu, wo er vordem schon Abenteuer bestanden.

Nach kurzer Fahrt landete er daselbst und ging zu einem Schlosse, das er in der Ferne liegen sah. Nachdem

er angepocht und Einlaß begehrte, öffnete sich das Thor, ein ungeschlachter Riese trat heraus und rannte auf ihn an. Ein wüthender Kampf entspann sich, Siegfried aber warf jenen im Ringen zu Boden und band ihn fest. Auf das schreckliche Geheul, das der Riese ausstieß, kam aus dem nahen Gebirge der Zwerg Alberich herbei, und da dieser seinen Freund gefesselt am Boden sah, griff auch er Siegfried an, mit großem Speer auf ihn anlaufend. Der Held wollte den ihm wohlbekannten Hüter des Nibelungenschatzes nicht tödten; darum unterlief er den Anstürmenden, ergriff ihn bei den Ringen, die derselbe am Leibe trug, so wie bei den langen Barthaaren und band ihn ebenfalls. Da Alberich sich überwunden sah, schaute er dem Sieger in's Gesicht, und indem er Siegfried wieder erkannte, sprach er: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, euch unterthan zu sein; darum will ich euch jetzt gehorchen; befreit mich also von den Banden und befehlt über euren Knecht." „Wofern ihr mir schwört", entgegnete Siegfried, „sofort tausend streitbare Recken zu meinem Dienste zu stellen sammt den nöthigen Schiffen, um sie über See zu führen, und wofern ihr den Nibelungenhort mir ausliefern wollt, soll euch die Freiheit geschenkt werden. Alberich beschwor es, und Siegfried lösete nun die Bande beider Ueberwundenen.

Folgenden Tages kam auch in der That der Zwerg mit Tausend der besten Riesen des Landes, alle prächtig gerüstet, und stellte sie unter Siegfrieds Befehl. Sie trugen den Nibelungenschatz, der in den Bergklüften verborgen gewesen, und nachdem die Schaar zu Schiffe gestiegen, fuhr die Flotte nach Island ab.

Die Königin Brunhilde stand auf ihres Palastes Zinnen, als die Schiffe ankamen; sie erkannte Siegfried von weitem, der sammt allen Riesen auf dem Verdecke stand, und erkundigte sich bei Gunther, was die Flotte bedeute. Dieser erwiederte ihr, es komme sein königliches Gefolge, welches er unterwegs zurückgelassen, nach. Da erkannte Brunhilde, daß gegen solche Macht kein Widerstand möglich sei, und sie willigte nun ein, die Reise zum Rheine anzutreten. In Eile wurden die Zurüstungen betrieben; dann mit zahlreichem, glänzendem Hofstaate und nach rührendem Abschied von Allen, die sie zurückließ, bestieg die Königin ihr Schiff, und fuhr mit Gunther und seinen Begleitern, sowie mit den Recken des Nibelungenlandes, der neuen Heimath entgegen.

Sobald die Flotte die Mündung des Rheines erreicht, stieg Siegfried mit einigen Knechten ans Land, um zu Roß voranzueilen und die Kunde von der Rückkehr des Königs nach Worms zu überbringen. Hier verbreitete des Helden Erzählung großen Jubel, und die schöne Chriemhilde, welche Siegfrieden besonders freundlich empfing, schenkte ihm als Zeichen ihrer Huld eine Anzahl goldener, mit Edelsteinen besetzter Spangen. Die Vorbereitungen zum Empfange des Königs und seiner Braut beschäftigten nun aller Hände. Frau Ute war dabei am thätigsten und nach ihrer Anleitung wurde Alles ausgeführt.

Am Tage, da man die Ankunft der Schiffe erwartete, wurden eine Menge prächtiger Zelte am Ufer des Rheines aufgeschlagen, um darin ein festliches Gastmahl zu halten; dann ritt der ganze Hof, sammt Chriemhilden und Siegfried auf reichgeschirrten Rossen den Ankommenden

entgegen. Sobald man das Schiff mit der königlichen Fahne erblickte, erscholl jubelnder Lärm des Volkes, das am Ufer versammelt war, und unter fortwährendem Freudenrufe der Menge fuhr das Herrscherpaar mit seinem Gefolge über den Strom. Zuerst führte Gunther seine Braut an's Ufer, welche von Frau Ute und von Chriemhilden umarmt und bewillkommnet wurde. Dann stiegen auch die übrigen aus und begaben sich in die Zelte, um daselbst auszuruhen; sodann ordnete sich der Zug zum feierlichen Eintritte in die Stadt. In den königlichen Palast ging es demnach, wo Alles zur Vermählung und zum köstlichen Hochzeitsschmause bereit war.

Als an die festliche Tafel in dem prächtig erleuchteten Saale die Neu-Vermählten sich mit den Gästen niedergelassen, trat Siegfried vor Gunther hin und sprach: „Jetzt, mein König, erinnere ich euch an euer Versprechen, mir Chriemhilde zum ehelichen Gemahl zu geben.“ Und der König wandte sich zu seiner Schwester und sagte zu ihr: „Ich habe dich einem edlen Recken zum Weibe gelobt: willst du dessen Gemahl werden?“ „Ja,“ erwiederte sie, „sofern es Siegfried, der Tapferste aller Kämpen ist, dem ihr mich bestimmt habet.“

Als Siegfried dies hörte, hielt er sich nicht mehr; er umarmte Chriemhilde, dankte dem Könige, und dieser erhob sich und kündigte allen Gästen an, daß Siegfried und Chriemhilde sich gleichfalls zu vermählen im Begriffe seien. Alle freuten sich dessen; nur Brunhilde nicht, die Siegfrieden einst geliebt; doch gab sie endlich sich scheinbar zufrieden, und die beiden Liebenden wurden sofort vereinigt.

Siegfried genoß mit Chriemhilden des Glücks der

Liebe, allein Gunthern wurde es gleich anfangs nicht so wohl. Als er sich mit Brunhilden ins Brautgemach begab, und nach dem Minnelohn rang, sträubte sie sich gewaltig und begehrte, er solle sie in Ruhe lassen, denn sie gedenke, noch Jungfrau zu bleiben. Da er deßungeachtet nur ungestümer wurde, faßte sie ihn mit großer Kraft und band ihn, daß er kein Glied bewegen konnte, und hing ihn dann an einen Haken an der Wand; so ließ sie ihn bis zum andern Morgen, wo er entfesselt wurde. Ob solcher Schmach hatte der König großen Aerger, und er klagte Siegfrieden sein Leid. Dieser versprach, ihm in nächster Nacht beizustehen. Mit der Tarnkappe angethan, schlich er neben dem Königspaare, unsichtbar, in's Schlafgemach, warf Brunhilde gewaltsam zu Boden, entriß ihr den Zaubergürtel und den wunderbaren Ring, welche ihr die große Stärke verliehen, und entfernte sich unbemerkt. Die Königin, da sie glaubte, durch ihren Gemahl besiegt zu sein, ergab sich nun in Gunthers Willen und belohnte seine Liebe.

Nach einiger Zeit empfand Siegfried großes Verlangen, mit seiner Gemahlin an seines Vaters Hof zu ziehen. Nachdem König Gunther sie mit Geschenken überhäuft und ihnen ein glänzendes Gefolge gegeben, fuhren sie zu Schiffe davon, und nach neun Tagen trafen sie auf dem Schlosse zu Xanten ein. Die Eltern empfanden große Freude, als sie den lang entbehrten Sohn mit seiner schönen Gemahlin erblickten, und feierten prächtige Feste mehrere Tage lang. König Siegebert, alt und der Ruhe bedürftig übertrug seinem Sohne das Reich, und dieser regierte es mit Gerechtigkeit und Milde.

Nach zehn Jahren ununterbrochenen Friedens während welcher seine Mutter gestorben, und Chriemhilde ein Söhnchen geboren, kamen Boten, welche eine Einladung von der Königin Brunhilde an Siegfried und dessen Gemahlin brachten, sich nach Worms zu begeben. Diese Einladung war von Brunhilden in arglistiger Absicht erlassen. Sie hatte mit Neid oft daran gedacht, daß Siegfried, dem auch das Nibelungenland unterthänig und der unschätzbare Hort zu eigen geworden, so große Macht und Reichthum besitze Sie sann daher auf allerlei verderbliche Pläne.

Siegfried, Chriemhilde und der alte König, von mehr als hundert Rittern begleitet, begaben sich auf den Weg und kamen glücklich in Worms an, wo ihnen ein mit königlicher Pracht zubereiteter Empfang zu Theil wurde. Feste folgten auf Feste und wechselten mit Kampfspielen und andern Ergötzlichkeiten.

Eines Tages, als die Königinnen von hohem Balkone herab den Waffenübungen zuschauten, und Chriemhilde ihres Gemahls Kampffertigkeit über die Aller, selbst König Gunther nicht ausgenommen, erhob, geriethen die hohen Frauen darüber in Streit, der endlich dermaßen heftig wurde, daß Chriemhilde der Schwägerin höhnend vorwarf, in jener Brautnacht habe nicht Gunther, sondern Siegfried sie bezwungen und ihr Gürtel und Zauberring entrissen. Wüthend rannte Brunhilde zu ihrem Gemahl und klagte über das, was sie so eben hatte hören müssen, und wenn gleich Gunther Siegfrieden zürnte, daß derselbe jenes Geheimniß Chriemhilde vertraut, so war er doch zu sehr eingedenk der ihm geleisteten Dienste, als daß

er auf ihn einen Haß hätte werfen sollen. Desto grimmiger aber kochte die Wuth in Brunhildens Brust, und sie wandte sich an Ritter Hagen, von dem sie wußte, daß er Siegfried nicht liebte, weil dessen große Stärke andere Recken und auch ihn in den Schatten stellte. Ritter Gernot, Ortwin und mehrere wurden von ihr gewonnen, die, gleich ihr, der Meinung waren, Siegfried müsse mit dem Tode bestraft werden. Hagen wußte, daß von Drachenfett umpanzert, Siegfried gegen Stoß und Hieb gesichert war, zugleich aber auch, daß eine Stelle an der Schulter von dieser Umpanzerung frei geblieben und verwundbar sei.

Einst veranstaltete König Gunther, auf Hagen's Anstiften, eine große Jagd im Odenwalde, an welcher auch Siegfried Theil nahm. Der starke Kämpe leistete da Unglaubliches, erlegte mehrere Eber und Wölfe und als man einen ungeheuren Bären verfolgte, holte er denselben im Laufe ein, warf ihn zu Boden und lud ihn gebunden auf sein Roß. Von der Jagd ermüdet, lagerte man sich zu einem Mahle. Bei demselben aber fehlte der Wein; und da der König und Siegfried Durst fühlten, schlug Hagen vor, zu einer nahen Quelle zu eilen. Dies geschah, man legte die Schwerter ab und war bald zur Stelle. Siegfried wartete, bis König Gunther getrunken; dann labte auch er sich; indem er aber in gebückter Stellung trank, bohrte ihm Hagen heimtückisch einen Jagdspeer tief in die Schulter, so daß ein gewaltiger Blutstrahl hervorquoll. Sogleich packte Siegfried den Meuchler und warf ihn hart zu Boden, bald jedoch sank er selbst hin, und es blieb ihm nur

noch Zeit, dem Könige Gunther Chriemhilde zu empfehlen; dann entfloh sein Heldengeist, und alle Umstehenden trauerten ob der schrecklichen, verrätherischen That.

Der Zweikampf.

Zu Worms, der alten Stadt, war von Kaiser Max I. ein Reichstag ausgeschrieben, um über die Mittel zu berathschlagen, wie der Willkür ein Ziel zu setzen und Ordnung und Frieden zu erhalten sei. Zugleich ward daselbst ein großes Turnier veranstaltet, und an nahe und ferne Fürsten, an alle Ritter und Edle waren Einladungen ergangen. Jeder Turnierfähige, auch wenn er ein Ausländer, sollte bei dem Waffenspiele freundlich willkommen sein.

Unter den zahlreichen Gästen, die zu dieser Feier in Worms sich einfanden, erschien auch ein Ritter aus Frankreich, Claude de Barre, von seinem Könige geschickt, den Ruhm der französischen Waffen zu bewähren, und es mochte kaum ein Kämpe gefunden werden, dessen Gewandtheit und Stärke der des Franzosen gleich kam. Der Ruf der Unbesiegbarkeit war ihm vorangegangen, und der Riesenbau seines Leibes bestätigte diesen Ruf. Kaum angekommen, ließ der Franzmann seinen Wappenschild über die Pforte seiner Herberge aufhängen, und durch einen Herold jedmänniglich entbieten zum Kampf auf Leben und Tod. Keiner der anwesenden Ritter aber wollte mit dem Gewaltigen in die Schranken treten. Vergebens forderte selbst der Kaiser die rüstigsten Streiter

auf, dem Hohne des Franzosen gehörig zu begegnen; Niemand meldete sich zu dem gefährlichen Kampfe, und Max sah mit Schmerz den wachsenden Uebermuth des großsprechenden Gesellen. Da konnte der Kaiser den Spott über die Zaghaftigkeit der Deutschen nicht länger ertragen; er selbst daher nahm nun die Ausforderung an, und mit Verwunderung sah das Volk den Schild von Oestreich und Burgund neben dem des Franken hängen.

Tausende von Zuschauern umdrängten an dem zum Kampfe bestimmten Tage die Schranken, und erwartungsvoll schlug jedes Herz, als auf dem Plan der Kaiser und sein Gegner, beide in voller Rüstung, hoch zu Roß erschienen. Mit ungeheurer Kraft rannten die Streitenden aufeinander los, und beider Lanzen brachen, ohne daß einer den andern zum Wanken brachte; dann sprangen sie herunter von den Rossen, und rasch zum Schwerte greifend, begannen sie den Kampf zu Fuß. Hieb auf Hieb erklang; des Franken gewaltige Streiche durchdrangen des Kaisers Rüstung, und aus klaffender Wunde quoll das edle Blut. Jetzt aber schien sich Maxens Kraft zu verdoppeln, und mit erneuter Macht auf den Gegner stürmend, versetzte er ihm so gewaltige Schläge, daß der Riese zu Boden stürzte.

Ungeheurer Jubel durchbrauste nun die Lüfte. Maximilian aber schnell versöhnt, reichte dem Besiegten großmüthig die kaiserliche Rechte und lud ihn zum Bankette, so wie zu den Lustbarkeiten der folgenden Tage, ein; der tiefbeschämte Franke fand jedoch für gut, noch selbigen Tages Worms stille zu verlassen.

Flörsheim.

Das Fräulein von Flörsheim.

Auf der unweit Trippstadt gelegenen Burgfeste Wilenstein, deren Trümmer noch jetzt von dem Waldgebirge des Westrichs herniederschauen, wohnte einst Ritter Bodo von Flörsheim. Er hatte bereits ein frommes, liebes Weib, das der Tod ihm zu früh entrissen, zur Erde bestattet und nur ein einziges Kind, Adeline, die in Anmuth und Jugendschöne erblühte, war die Freude, die ihm übrig geblieben.

Als Adeline das mannbare Alter erreicht, zogen die Reize der Jungfrau und der Reichthum des Ritters eine Menge Freier herbei; des Mädchens Herz aber achtete aller Bewerbungen nicht, denn noch keiner von denen, die ihr huldigten, hatte Eindruck auf sie gemacht, und sie liebte ihren Vater zu sehr, als daß sie ihn hätte verlassen mögen. Unter häuslichen Beschäftigungen und dem Genusse der schönen freien Natur flossen ihre Tage dahin, und keine Leidenschaft trübte den klaren Spiegel ihrer Seele.

Eines Tages erschien auf der Burg ein fremder junger Mann, von edlem, feinem Aeußern, doch in der Tracht eines Hirten, und bat den Ritter Bodo um die Erlaubniß, an der Obhut und Wartung dessen zahlreicher Heerden Theil zu nehmen. Der Stand eines Hirten, fügte der Jüngling hinzu, sei der Stand seiner Wahl, und er dürfe sich rühmen, mit den Kenntnissen

desselben so vertraut zu sein, daß es dem Ritter gewiß Vortheile bringen werde, wenn dieser die angebotenen Dienste nicht zurückweise.

In der That legte während der weiteren Unterhaltung der Fremdling so viel Bekanntschaft mit allen Theilen der Viehzucht nicht nur, sondern auch des Feldbaues, und so treffliche Einsichten an den Tag, daß Bodo nicht anstand, ihm die obere Aufsicht über Hirten und Heerden zu übertragen. Eines nur hatte der Jüngling nicht angeben wollen, seinen Namen und seine Heimath, indem, wie er versicherte, wichtige Gründe ihm geböten, beides vorläufig noch geheim zu halten. Bis dahin, daß es ihm vergönnt sein würde, sich ganz zu offenbaren, bat er, ihn Otto zu nennen.

Die wohlthätigen Folgen seines Hirten-Amtes zeigten sich bald; die Heerden gediehen und mehrten sich auf eine bisher nicht gekannte Weise, und die Fürsorge des räthselhaften Fremden erstreckte sich sogar auch auf andere, ihm nicht übertragene Gegenstände, so daß er dem Ritter wichtige Dienste leistete, wofür ihm dieser mit wohlwollender Dankbarkeit vergalt.

Aber des Segens ungeachtet, der auf Otto's Verrichtungen ruhte, war der Jüngling nicht fröhlichen Muthes. Eine tiefe Schwermuth wohnte in seiner Seele; er war meist in sich gekehrt, suchte so viel als möglich die Einsamkeit, und nicht selten, wenn er sich unbeachtet glaubte, vergoß er Thränen.

Adeline hatte von ihrem Vater viel von dem seltsamen Fremdling gehört, und was man von dem Hirten erzählte, erweckte ihre ganze Theilnahme. Bis jetzt

hatte sie ihn noch nicht gesehen. Da fügte es sich zufällig, daß sie einst, im Forste sich ergehend, ihm unerwartet begegnete. Der Eindruck, den ihr Anblick auf den Jüngling machte, war überraschend und groß. Eine Zeit lang stand Otto, keines Wortes mächtig, in Staunen und Sinnen verloren, und, als ob die Erinnerung an eine ferne theure Person plötzlich vor seine Seele trete, schaute er die Jungfrau zweifelnd und mit Verwunderung an. Langsam nur besann er sich, wie es schien; dann bat er wegen seines seltsamen Benehmens um Entschuldigung, und wagte, Adelinen, die sich ihm als das Burgfräulein zu erkennen gab, seine Begleitung anzubieten. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte er jedem ihrer Worte, und als er unweit des Schlosses sich ehrfurchtsvoll beurlaubte, sprach er die Hoffnung aus, daß das Glück des Wiedersehens ihm bald zu Theil werden möge.

Noch mit dem Eindrucke beschäftigt, den er eben erfahren, ging er zu seiner ländlichen Wohnung zurück. Er gestand sich, daß, wenn es jemals möglich sei, sich mit der Welt, mit welcher er leider so frühe schon zerfallen, wieder zu versöhnen, wenn er noch hoffen dürfe, daß ihm ein Glück wieder erblühe, Adeline es sei, die ihn dazu führen könnte, sie, deren fast wunderbare Aehnlichkeit mit seiner geliebten, ach, frühe schon heimgegangenen Schwester ihn so mächtig aufgeregt.

Auch das Fräulein fühlte sich zu dem wohlgebildeten Fremdling, dessen blasse, leidende Züge den Ausdruck tiefen Kummers trugen, mit magischer Gewalt hingezogen. Sein edles Benehmen, das Gefühl, das in seiner

Rede lag, sprachen für ihn, und wenn sie sich auch nicht gestand, daß sie etwas mehr als Wohlwollen für ihn empfinde, so hätte doch das stille, träumerische Wesen, das nun bei ihr an die Stelle früherer Munterkeit trat, einen Beobachter überzeugen müssen, daß in dem jungen Herzen die Liebe wach geworden. Es war auch wohl mehr als Zufall, daß schon der folgende Tag Otto und Adeline wiederum zusammenführte; sie trafen sich fast an derselben Stelle, wo Tages vorher, setzten sich auf eine Moosbank, und schwatzten, bis die untersinkende Sonne sie an den Lauf der Zeit erinnerte. Von nun an brachte sie jeder Abend zu einander. Bald gestanden sie sich gegenseitig ihre Gefühle, und nichts glich der Wonne, mit der sie einander ewige Liebe und Treue schwuren.

In einer dieser Stunden glücklichen Beisammenseins vertraute Otto seiner Geliebten die Schicksale seines bisherigen Lebens. Frühe schon eines zärtlichen Vaters, der ein hochgeachteter, reich begüteter Ritter im Thüringer Lande gewesen, durch den Tod beraubt, hatte Otto, nebst einer geliebten jüngern Schwester, von einem geizigen, gefühllosen Stiefvater die härteste Behandlung erduldet. Dann hatte der Tod ihrer Mutter die Geschwister gänzlich in die Gewalt des rohen Mannes geliefert. Dem Schändlichen zu entgehen, welcher ihn lange zum Hirtendienste mißbrauchte, floh Otto endlich zu einem fernen Oheim, auf dessen Burg er Gelegenheit fand, sich ritterliche Tugenden zu erwerben und das ernste Spiel der Waffen zu üben. Nach einigen Jahren zur Heimath zurückgekehrt, fand er seinen Stiefvater

im Besitze aller Güter und die theuere Schwester nicht mehr. Der Unmensch hatte das Mädchen fortwährend mißhandelt, und als sie in Folge dessen schwer erkrankte, sie ohne Pflege gelassen, ja, wie gegründeter Verdacht vorlag, durch Gift ihren Tod beschleunigt. Vor Schmerz außer sich, setzte Otto den Verruchten zur Rede, forderte ihn auf, sich zu verantworten über den Tod der Schwester, und verlangte die unverzügliche Herausgabe der unrechtmäßig vorenthaltenen Güter. Eine empörende Erwiederung war der Bescheid, und der Jüngling dadurch zur höchsten Wuth gestachelt, zog sein Schwert und stieß den, welchen die Welt seinen Vater nannte, nieder. Aber diese rasche blutige That hatte für Otto die nachtheiligsten Folgen. Er mußte, wollte er nicht von den Knechten des Getödteten ergriffen und erschlagen werden, fliehen und sich in den dichtesten Wäldern vor den Verfolgern sichern. Sein eigner Oheim, der ihm bisher wohlgewollt, fluchte ihm nun, und theilte alsbald mit einem nahen Verwandten des Ermordeten das reiche, schöne Erbe. Lange sodann irrte Otto flüchtig umher, bis bei Adelinens Vater er als Hirt Aufnahme fand.

Mit dem innigsten Mitgefühle hörte das liebende Mädchen dem Erzählenden zu. Dann entwarf sie Pläne für die Zukunft. Otto sollte sich dem Ritter Bodo entdecken, ein treuer Diener nach Thüringen gesendet werden, Nachricht über den Oheim und über den Stand der Dinge in Bezug auf die dem Jünglinge gebührenden Güter einzuziehen, und nichts unversucht bleiben, was eine Ausgleichung mit dem Oheim und die Erlangung

des väterlichen Erbes erwirken könnte. Die Liebenden hofften, daß ihrer baldigen Vereinigung kein Hinderniß entgegen treten werde.

Am Tage, der auf diese trauliche Mittheilungen folgte, ließ Bodo seine Tochter zu sich rufen und sprach zu ihr also: „Bisher hast du alle Anträge ehrenwerther Ritter abgewiesen, und ich habe dies deiner Jugend und Unerfahrenheit verziehen, mir aber vorbehalten, bei der nächsten annehmbaren Bewerbung mein väterliches Ansehen zu behaupten, und hoffe, daß nicht länger kindischer Eigensinn oder Ziererei das Hinderniß einer vortheilhaften Verbindung werde. Eine solche Verbindung bietet sich jetzt dar. Ritter Siegebert hat um deine Hand geworben; er ist der reichste in unsern Gauen und hat in Palästina, wovon er erst kürzlich heimgekehrt, durch große Waffenthaten hohen Ruhm erworben. Morgen spricht er auf unserer Burg ein, er selbst wird um dich werben, und ich erwarte zuversichtlich, daß du ihn mit freundlicher Zusage erfreuest."

Adeline stand wie vernichtet. Sie konnte den fremden Ritter, wie reich und ruhmgekrönt er auch sein mochte, nicht lieben, und sie beschwor den Vater, ihr keinen Gemahl aufzuzwingen, zu dem die Neigung ihres Herzens sie nicht hinziehe, und das Glück ihres Lebens nicht auf's Spiel zu setzen, sondern die Wahl eines Gatten ihr selbst anheimzustellen. Aber Ritter Bodo blieb unerbittlich, und von dem Widerspruch Adelinens gereizt, vergaß er sich so weit, daß er das arme Mädchen hart behandelte und sie sogar einschloß.

Folgenden Tages hielt Ritter Siegebert in kost-

barer, strahlender Rüstung und mit glänzendem Gefolge seinen Einzug in die Burg. Er hatte Adelinen, deren Schönheit man ihm gepriesen, gewählt und hoffte, das Mädchen voll Freude über die Aussicht zu einer so vortheilhaften, glänzenden Verbindung, wie solche in ihm sich bot, zu finden; aber die auffallende Blässe ihres Gesichts und die verweinten Augen zeugten von keinem frohen Entgegenharren, und war Siegebert durch diese Entdeckung schon unangenehm berührt, so wurde seine Eitelkeit auf das Empfindlichste gekränkt, als im Laufe des Tages seine ermunternden, selbst liebevollen Worte keine Erwiederung fanden und sie den wirklich stattlichen Ritter auch nicht eines Blickes würdigte.

Dies Betragen erbitterte den Ritter Bodo noch mehr. Er sperrte Adelinen in ein dunkles Gemach ein, und schwur, daß er sie in ein Kloster schicken und enterben werde, wofern sie nicht noch heute dem Ritter Siegebert ihr freundliches Jawort gebe. Zugleich wurden alle Anstalten zur glänzendsten Hochzeitsfeier gemacht und Einladungen an die benachbarten Burgen erlassen.

Unterdeß verlebte Otto die qualvollsten Tage. Er hatte seit jener letzten Zusammenkunft die Geliebte nicht mehr gesehen, wußte, daß ein fremder Ritter in die Burg eingezogen, und hörte von den Anstalten zu einem großen Feste. Zudem war ihm nicht unbekannt, wie sehr Bodo eine Verehelichung Adelinens wünschte, und mit steigender Angst sah er daher der Stunde entgegen, wo er die Theure wieder sprechen könnte. Aber Adeline kam nicht mehr. Da ergriff es ihn mit unsäglichem Schmerze, und der Gedanke, die Geliebte habe leicht-

sinnig ihrer Schwüre vergessen, brachte ihn zu dem Entschlusse, die Gegend auf immer zu verlassen. Einem Wahnsinnigen gleich, durchstrich er die Wälder und ferne Fluren, sich und sein Geschick verwünschend, das ihn zum Unglück bestimmt habe, und so irrte er Tage lang, Wochen lang umher, bis endlich der Sehnsucht unwiderstehliche Gewalt ihn wieder in die Nähe von Flörsheim brachte. Er wollte über Adelinen wenigstens Erkundigung einziehen, ja, er wollte mit ihrem Vater reden, sich ihm entdecken, und wenn die Geliebte nicht aller Treue vergessen, um Bodo's Einwilligung flehen; aber als er noch solchen Vorsatzes den Weg nach der Burg zuging, erfuhr er von Hirten, die ihm begegneten, daß am nächstfolgenden Tage die Vermählungsfeier des Fräuleins mit Ritter Siegebert stattfinden solle. Bei dieser Nachricht faßte den Jüngling die Verzweiflung. Ohne den Hirten ein Wort zu erwiedern, kehrte er zu einer Brücke, die über einen tiefen, durch Regengüsse angeschwollenen Waldstrom führte, und stürzte sich von derselben in die reißende Fluth.

Adeline war bis zu dem Tage, an welchem ihre Vermählung mit Ritter Siegebert stattfinden sollte, um so strenger bewacht worden, da sie unterdessen dem Vater ihre Liebe zu Otto gestanden hatte. Diese Strenge, so wie die Ermahnungen und Drohungen, womit Bodo sie unabläßig quälte, und mehr noch die Kunde, daß seit einiger Zeit der Geliebte verschwunden, hatten sie endlich in einen Gemüthszustand gebracht, in welchem sie willenlos sich dem väterlichen Willen beugte. Aber als sie nun hochzeitlich geschmückt zur Kirche gehen sollte,

als nun der Glocken Geläute zur Trauung rief, da glaubte die Aermste, ihrem Jammer entfliehen zu müssen, und einen günstigen Augenblick erspähend, eilte sie unbemerkt dem Schloßthore hinaus und der Gegend zu, in welcher des Theuren Hütte stand. „Otto! Otto!“ rief sie, „hast du mich wirklich verlassen!“ — und sieh! da standen am Bache einige Hirten, welche, wie ihr schien, sich bemühten, einen menschlichen Körper aus dem Wasser zu ziehen. Eine schreckliche Ahnung stieg in ihr auf, trieb sie hin zu den Hirten, und — o des Entsetzens! eine Leiche lag vor ihr, es war die Leiche Otto's, die man soeben auf das Ufer gebracht. Jetzt ergriff auch Adelinen die Macht der Verzweiflung, und schnell war des unglücklichen Mädchens Entschluß gefaßt; noch ehe man es verhindern konnte, sprang sie vom hohen Ufer hinab und die Wellen verschlangen sie.

Einige Tage darauf spülten die Fluthen die bräutlich geschmückte Leiche an's Land, und Ritter Bodo, voll bitterer Reue nun über das Thörichte seiner eigensinnigen Härte, ließ die beiden beklagenswerthen Opfer, zusammen in einem Sarge, beerdigen.

Heppenheim.

Der Mönch zu Lorsch.

Unfern des alten an der Bergstraße gelegenen Städtchens Heppenheim und nahe bei dem Flecken Weschnitz stehen auf einer Insel noch die Ruinen der ehemaligen reichen und mächtigen Benediktiner-Abtei Lorsch. Unter des Frankenkönigs Pipin Regierung gestiftet und von nachfolgenden Herrschern reichlich bedacht, hatte diese Abtei Jahrhunderte bestanden; den Verheerungen des 30jährigen Krieges erst erlagen die großen schönen Gebäude des Klosters, während die Schätze und Kostbarkeiten, die es enthielt, unter den Plünderungen der Kriegshorden verloren gingen.

Zu dieser Abtei kam einst in später Abendstunde Karl der Große, der, seiner Gewohnheit nach, von einem Königshofe zum andern sich begebend, in seinem großen Reich oft umherreiste. Er wollte im Kloster, mit seinem Gefolge, nicht nur übernachten, sondern auch von der Beschwerlichkeit eines langen anstrengenden Rittes einen Tag ausruhen; denn der große Herrscher stand bereits im Greisen-Alter, und die Thaten und Sorgen eines vielbewegten Lebens hatten an dem Marke seines vordem so rüstigen Körpers gezehrt.

Der Abt und die übrigen Bewohner des Stiftes empfingen ehrfurchtsvoll und freudig den mächtigen Gast, dessen Frömmigkeit ihren Stand ehrte und dem sie manche Schenkung zu danken hatten. Ein festliches Mahl beschloß den Tag der Feier so hohen Besuches.

Es war schon zur Stunde der Mitternacht, als Karl von quälenden Gedanken wach gehalten, sein Schlafgemach verließ, um in der nahen Kirche sein Herz durch Gebet zu erleichtern. Allein und unbemerkt schritt er in die geweihten Hallen und kniete vor dem Altare nieder. Die tiefe Stille, die hier herrschte, und der Ampel schwaches Licht, welches die Gegenstände in ein magisches Halbdunkel kleidete, erhöhten den Eindruck der Heiligkeit des Ortes, und der Kaiser sprach sein Gebet mit um so inbrünstigerer Andacht. Eben wollte er wieder zurückkehren, als ein Geräusch hinter ihm seine Aufmerksamkeit erregte. Er blickte um und mit Befremden sah er die Gestalt eines hochbetagten, und wie es schien, blinden Mönches, der von einem Knaben geführt, den Säulengang daherwankte. Dicht vor dem Kaiser ließ der Alte sich in einer Bank auf die Kniee nieder und verrichtete ein langes, oft von Seufzern unterbrochenes Gebet. Karl fühlte sich von der ehrwürdigen Erscheinung ungemein angezogen; er glaubte, in ihr das Ideal eines Gottergebenen verehren zu müssen, und es schien ihm, als ob eine Glorie das Haupt des Greises umglänzte. Von dem Schatten eines Pfeilers, wohin er sich zurückgezogen, verborgen, wartete er, bis der Mönch sein Gebet beendet und mit dem jugendlichen Begleiter sich wieder entfernt hatte; dann verließ auch er die Kirche und begab sich zur Ruhe.

Am andern Morgen erzählte er dem Abte des Stiftes von der nächtlichen Erscheinung, und erkundigte sich nach dem Namen des alten Mönches; aber er konnte über den Räthselhaften keine andere Auskunft erhalten,

als daß vor einigen Jahren derselbe, unter dem Namen Bernhardus, aus einem fernen Kloster hierher gekommen; von welcher Familie er stamme und wie das Kloster, wo er vordem gewesen, heiße, habe er fortwährend hartnäckig verschwiegen.

Von Neugier und Theilnahme getrieben, ließ der Kaiser sich nun in die Zelle des Mönches führen, und als er jetzt das Antlitz des Greises näher in's Auge faßte, da däuchten ihm diese Züge bekannt. Eine Reihe von Erinnerungen zog vor Karl's Gedächtniß vorüber und die Wandelbarkeit des Glückes stand mit lichten Farben vor seiner Seele. Er dachte daran, wie, aus hohem Fürstenstamme entsprossen, Thassilo einst das Volk der Baiern beherrschte; wie dieser Herzog, aufgereizt von der ihm vermählten Tochter des entthronten Longobarden-Königs, sich gegen ihn, den mächtigen Kaiser und rechtmäßigen Lehnsherrn empörte; wie dann der Pflichtvergessene, nachdem er überwunden und großmüthig auf's Neue belehnt worden, abermals den Vasalleneid brach, und wie er endlich, wiederum in des Siegers Gewalt gerathen, in ein fernes Kloster des Frankenlandes verwiesen wurde, um dort in strenger lebenslänglicher Büßung das begangene Unrecht zu sühnen. Alle diese Erinnerungen tauchten lebhaft in Karl's Innerm auf; forschend ruhte sein Blick auf den gramgefurchten Zügen des Mönches und eine Thräne der Wehmuth glänzte in des Herrschers Auge. Dann trat er näher, ergriff des Greisen Hand und sprach: „Frommer Vater, ihr und ich, wir standen oftmals feindlich einander gegenüber; doch jene Zeiten des

Hasses und Kampfes sind lange vorbei. Jetzt sind wir beide in dem Alter, wo die Leidenschaften schweigen, wo das Irdische in den Hintergrund und der Gedanke an Jenseits mächtig vor die Seele tritt. Herzog Thassilo! ihr habt die Verirrungen früherer Jahre schwer genug gebüßt. Karl ist es, der vor euch steht, der keinen Groll mehr hegt und der euch hiermit Verzeihung und Versöhnung anbietet. Laßt auch aus eurem Herzen den Haß schwinden, wenn ihr solchen gegen mich etwa noch tragt." Eine krampfhafte Bewegung durchzuckte, als Karl sich ihm nannte, das Antlitz des Alten; dann fiel er dem Kaiser zu Füßen, umfaßte seine Kniee und sprach: „Ich habe schwer gesündigt an euch, mein König und Herr! Entsagung und strenge Büßung bis an meinen Tod sei meine Sühne. Als ich von eurer Ankunft im Kloster hörte, ging mein früheres Leben noch einmal an mir vorüber, und inniger, als je, hab' ich den Himmel um Verzeihung gebeten. Daß auch ihr mir vergeben möchtet, war mein letzter Wunsch hienieden; die Erfüllung desselben, die mir nun geworden, wird meine Sterbestunde lindern." Erschöpft von der außerordentlichen Gemüthsbewegung sank Thassilo ohnmächtig hin, und tief erschüttert entfernte sich Karl, mit dem Befehle, dem Pflegebedürftigen die aufmerksamste Sorgfalt zuzuwenden.

Am andern Morgen wollte der Kaiser, bevor er abreiste, Tassilo noch einmal sehen und ihn um der Frömmigkeit Segen bitten; aber der Abt meldete, der Greis sei während der Nacht sanft und gotterfüllten Herzens in die Wohnungen der Seligen hinübergeschlummert.

Frankenstein.

Georg von Frankenstein.

Vor alter Zeit wurde die Gegend um Frankenstein an der Bergstraße von einem grimmigen Unthiere heimgesucht, welches das von Rohr und Gestrüpp bedeckte Thal des Modaubachs zu seinem Aufenthalt erkohren hatte. Das Ungeheuer war schlangenartig gestaltet, von gewaltiger Länge und hatte einen unförmig dicken Kopf und einen Rachen, der einen Ochsen hätte verschlingen können. Der Schrecken, den unter den Bewohnern des Landes die Gegenwart eines solchen Scheusales verbreitete, war um so größer, da es ihre Heerden nicht nur, sondern mehr noch die Menschen zur Beute sich ausersah und fast täglich ein menschliches Wesen ihm zum Opfer ward.

Umsonst hatten einige kühne Kämpen den Versuch gemacht, den Lindwurm zu erlegen, sie mußten ihre Verwegenheit mit dem Leben bezahlen, und bald fand sich Niemand mehr, der nach einem solchen Kampfe lüstern gewesen wäre. Eine gänzliche Muthlosigkeit bemächtigte sich aller Gemüther, und wer nur vermochte, zog weit weg aus der Gegend, als ob die Pest darin herrschte.

Nicht sehr fern von dieser Heimath des Schreckens, doch jenseits Eberstadt, wohnte damals Georg von Frankenstein auf einer Burg, deren Trümmer noch jetzt von weitgesehener waldiger Höhe in das schöne Rheinthal hinabschauen. Er war ein tapferer Riter und berühmter

Streiter; sein riesiger Körperbau und die Stärke seines Armes hatten seinen Waffen immer den Sieg verschafft, so daß auch in Turnieren es Niemand mehr wagte, mit ihm in die Schranken zu treten.

Georg vernahm das Jammergeschrei der armen Insassen des Modaubacher Thales, die obdachlos nun umherirrten; ihre Noth ging ihm zu Herzen, und er beschloß, den Kampf mit dem Ungeheuer zu bestehen, möge dasselbe auch noch so grimmig und schrecklich sein.

Auf einem Streithengste, der des Kämpen gewaltiger Größe entsprach, mit Schwert und Keule bewaffnet und in eiserner Rüstung ritt er in das verlassene Thal, und bald erblickte er da im Wiesengrunde das Scheusal, das, in einen Knäul zusammengeballt, behaglich sich sonnte. Vom Geräusche des nahenden Ritters geweckt, fuhr es zischend empor, und indem es in weiten Sprüngen auf die gehoffte Beute zuschoß, öffnete sich der ungeheuere Rachen, als wenn er Roß und Mann auf einmal verschlingen wollte. Aber festen Muthes, so sehr auch das Roß sich bäumte, erwartete der Ritter den scheußlichen Feind, und als dieser nun nahe genug war, wich der Tapfere mit einer geschickten Seitenwendung dem gierigen Schnappen des Drachen aus, und rasch den Vortheil ersehend, stieß er dem Molche das Schwert tief in das Genick. Dann ergriff er seine mächtige Keule und schlug das Unthier, das noch einmal auf ihn zuschoß und ihn nun mit beißendem Zahne blutig streifte, so gewaltig auf den Kopf, daß es betäubt zur Erde stürzte und ohne Mühe erlegt werden konnte.

Aengstlich unterdessen harrten in der Ferne die Knappen des Ritters und vieles Volk, das von dem heldenmüthigen Unternehmen Kunde erhalten, des Ausganges des Kampfes, und als nun zum freudigen Zeichen der Sieger das Hiefhorn erschallen ließ, und die Herbeigeeilten das Ungeheuer, wie es im Blute lag, erblickten, brach brausender Jubel los, und tausendstimmiger Dank pries des Tapferen That. Aber plötzlich überzog Leichenblässe das Gesicht des Ritters, er sank zu Boden und konnte nur mit schwacher Stimme noch sagen, daß er vom giftigen Zahne des Thieres sich tödtlich verletzt fühle. Erschrocken löste man dem schon mit dem Tode Ringenden den Panzer, und es zeigte sich unverkennbar, daß in eine, wenn auch nur leichte Wunde, an der Hüfte das schreckliche Schlangengift eingedrungen war.

Die allgemeine Freude über den errungenen Sieg verwandelte sich nun in die tiefste Trauer, denn der Held, der, gleich jenem berühmten heiligen Georg, auf des Lindwurms Nacken getreten, verschied schon nach wenig Augenblicken. Sein Andenken aber hat sich unter den dankbaren Bewohnern erhalten.

Im Dorfe Nieder-Beerbach sieht man, nahe am Kirchthore, noch heutigen Tages einen Grabstein, auf welchem der Ritter, wie er triumphirend auf den Drachen tritt, von Künstlerhand abgebildet ist.

Darmstadt.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach zeichnete sich vor allen Rittern seiner Zeit durch tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit aus. Zur heiligen Jungfrau Maria vorzüglich richtete er früh und spät seine inbrünstigen Gebete; man konnte sagen, daß er ihr sein ganzes Dasein zu widmen schien.

Einst ritt er gen Darmstadt zum Turnier. Es war das erstemal, daß er die Schranken betreten wollte, und er wußte, daß unter den vielen Rittern, die dort sich einfanden, manche waren, die ihn an Körperkraft und an Gewandtheit in Führung der Waffen weit übertrafen. Er war daher sehr besorgt, daß er im Kampfspiele nicht mit Ehre bestehen, vielleicht gar zum Spotte der Zuschauer in den Sand geworfen werden könnte. Diese Furcht steigerte sich aber besonders noch durch den Gedanken an die Dame seines Herzens, deren Farben er trug und die beim Turnier gegenwärtig sein sollte, und er glaubte, es nicht überleben zu können, wenn er vor den Augen seiner Geliebten eine schimpfliche Niederlage erleiden würde.

Als Walther, quälender Gedanken voll, über die Heide dahin ritt, fiel ihm plötzlich ein am Wege stehender Altar und ein auf diesem errichtetes Marienbild in die Augen. Sofort stieg er vom Pferde, band dasselbe an einen Baum und verrichtete seine Andacht, indem er zugleich die heilige Mutter flehentlich bat, ihm in dem bevorstehenden Kampfe beizustehen und Sieg und Ehre zu

verleihen. In der Inbrunst seines Gebets vergingen ihm die Sinne, eine Art von Verzückung kam über ihn, und lange lag er, einem Träumenden gleich, zu den Füßen des Bildes.

Die göttliche Jungfrau aber hatte das Flehen ihres eifrigen Verehrers erhört. Sie stieg vom Altare herab, lösete ihm unbemerkt Helm, Harnisch und Schwert, bewehrte sich damit und eilte auf des Ritters Streitrosse von dannen. Nach einer geraumen Weile kam sie zurück, legte Walthern eben so unbemerkt die abgenommenen Waffen wieder an, und nahm auch ihren Platz auf dem Altare wieder ein.

Jetzt erst erwachte der Andächtige aus seiner Bewußtlosigkeit. Er erhob sich eiligst, neigte sich noch einmal tief vor der Gebenedeiten, und sprengt zur nicht mehr fernen Stadt. Hier wurde er an dem Thor schon mit jubelndem Gruße empfangen, und als er zu den Schranken der Kampfstätte kam, drängten sich seine Bekannten glückwünschend um ihn, und mit Staunen vernahm er, daß er in dem bereits beendeten Turniere alle Kämpfer besiegt und den höchsten Preis errungen habe. Er traute anfangs seinen Ohren nicht; bald aber machte eine innere Erkenntniß ihm klar, durch welche höhere Macht ihm der Sieg zu Theil geworden, und wer in seiner Gestalt für ihn in die Schranken getreten.

Walther wurde in Folge dieses Turnieres der beglückte Gemahl seiner Geliebten und seine Dankbarkeit erbaute über dem Marienbilde auf der Heide eine schöne geräumige Kapelle zu Ehren der heil. Jungfrau, in deren Verehrung er bis an's Ende seiner Tage Glück und Segen fand.

Frankfurt.

Gründung der Stadt.

Als Karl der Große gegen die Sachsen kriegte, war das Waffenglück ihm oft sehr ungünstig; ein tapferes, freiheitliebendes Volk, leisteten sie ihm kräftigen Widerstand, und nicht selten, von ihrer Uebermacht zurückgedrängt, gerieth er in große Noth. So einstmal auch, als vor ihnen her er an die Ufer des Maines weichen mußte. Ein dichter Nebel lag auf Wald und Fluß; kein Fahrzeug zeigte sich, und es war unmöglich, eine Stelle zu erspähen, die Karl und seinem Heere den Uebergang gewähren konnte. Da sprang, von dem Lärm des Heeres aufgescheucht, aus dem Dickicht, welches das Ufer begrenzte, eine Hirschkuh hervor, die ein Junges trug, und gleich als wolle sie dem Kaiser den Weg zur Rettung zeigen, wadete sie mit ihrem Jungen durch den Fluß. Karl säumte nicht, diese Entdeckung zu benutzen, er folgte mit seinem Heere der Hindin nach, und glücklich entging er so den Feinden, welchen der Nebel den Uebergang verhüllte.

Am andern Ufer aber stieß Karl, voll dankbarer Freude über die rettende Furth, den Speer in den Sand und sprach: „Hier soll eine Stadt erstehen und der Franken Furth soll man sie nennen, zum Andenken an dies Ereigniß." Und als in der Folge er die Sachsen gänzlich bezwungen, gründete er Frankfurt, die später durch die Kaiserkrönungen so berühmt gewordene und

in Pracht und Reichthum noch jetzt blühende Handelsstadt am Maine.

Der Schelm von Bergen.

Auf dem Römer in Frankfurt war großer Maskenball zur Krönungsfeier, und in dem hellerleuchteten Saale erklang die Musik einladend zum Tanze und erglänzte in reicher Pracht der Liebreiz der Frauen und der Fürsten und Ritter festlicher Schmuck. Alles hatte das Ansehen der Lust und Freude und neckischer Heiterkeit: nur Einer unter den zahlreichen Gästen trug des Ernstes düstere Farben, aber gerade die schwarze Rüstung, in welcher er einherschritt, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und sein hoher Wuchs, so wie der edle Anstand seiner Bewegungen zog die Blicke der Schönen ganz besonders auf ihn. Wer der Ritter sei, konnte Niemand errathen; denn wohlgeschlossen war sein Visier und kein äußeres Zeichen machte ihn kenntlich. Und stolz und dennoch bescheiden trat er zu der Kaiserin hin, ließ sich vor ihres Sitzes hohen Stufen auf ein Knie nieder und bat um die Gunst, mit ihr, der Königin des Festes, einen Tanz durch den Saal zu walzen. Und sie gewährte ihm die Bitte. Leichten und zierlichen Schwunges flog er mit der Herrscherin die langen Reihen des Saales dahin, und es däuchte ihr, einen gewandteren und trefflicheren Tänzer noch nie gefunden zu haben. Aber auch durch Anmuth des Benehmens und Feinheit der Unterhaltung wußte er die Königin für sich zu gewinnen, und huld-

voll bewilligte sie ihm einen zweiten Tanz, um den er sie bat! und einen dritten und vierten und manch folgenden noch versagte sie ihm nicht. Wie schauten alle Anwesende dem glücklichen Tänzer nach! wie manche beneideten ihn um die hohe Gunst! wie mehrte die Neugier sich, wer der vermummte Ritter wohl sei! Auch in dem Kaiser ward die Neugier rege und reger, und mit der gespanntesten Ungeduld erwartete man die Stunde, wo, dem Maskengesetze nach, jeder verhüllte Gast sich zu erkennen geben muß. Dieser Augenblick kam; aber obgleich alle Andere sich schon demaskirt hatten, so verweigerte der geheimnißvolle Ritter doch lange noch, sein Antlitz offen schauen zu lassen, bis endlich die Königin selbst, von Neugier getrieben und der hartnäckigen Weigerung grollend, ihm befahl, das Visier zu öffnen. Er schlug es auf, und Niemand der hohen Damen und Herren erkannte ihn. Da aber drängten aus den Umstehenden sich zwei Offizianten hervor; die erkannten den schwarzen Tänzer, und Entsetzen und Schrecken verbreitete sich im Saale, als sie sagten, wer der vermeintliche Ritter sei. Der Scharfrichter von Bergen war es. Aber zornglühend befahl nun der König, den Frevler, der es gewagt, mit der Königin zu tanzen, der so die Kaiserin entwürdigt und die Krone beschimpft, zu ergreifen und zum Tode zu führen. Da warf sich der Strafbare dem Kaiser zu Füßen und sprach: „Fürwahr, ich habe schwer gefrevelt an allen edlen Gästen, die hier versammelt sind, und am schwersten an euch, o Herr, und meiner Königin! Die Kaiserin ist beschimpft durch meinen frechen Uebermuth, und einem Majestätsverbrechen

gleich ist, was ich gewagt; aber keine Strafe, selbst Blut nicht, vermag die Schande abzuwaschen, die ich euch angethan. Darum, o König, wollet mir erlauben, daß ich ein Mittel angebe, die Schmach zu tilgen und so gut als ungeschehen zu machen. Ziehet euer Schwert und schlagt mich damit zum Ritter, dann werfe ich den Handschuh hin jedem, der es wagt, unehrbietig von meiner Königin zu sprechen.“ Der Kaiser war überrascht ob dieses kühnen Vorschlags; doch schien er ihm das weiseste. „Du bist ein Schelm“, entgegnete er nach einigen Augenblicken Bedenkens; „jedoch dein Rath ist gut und zeugt von Klugheit, wie von verwegenem Muthe dein Vergehen gezeugt. Wohlan“ — und hiemit gab er ihm den Ritterschlag — „so erheb ich dich denn in den Stand der Edlen; der deines Frevels wegen du um Gnade flehend jetzt vor mir knieest, als Ritter stehe wieder auf; schelmisch hast du gehandelt und Schelm von Bergen drum sollst du von nun an heißen.“ Und freudig stand der schwarze Ritter auf; ein dreifach Hoch! erscholl dem Kaiser und ihm zu Ehren, und laut jubelte der Beifall, als mit der Königin nun der Schelm von Bergen noch einmal im Tanze den Saal dahin flog.

Die 9 in der Wetterfahne.

Hans Winkelsee, der Wilddieb, war besonders bei den Frankfurtern berüchtigt; ihnen gerade kam er stets in das Gehege und das beste Wild schoß er ihnen weg. Endlich glückte es, ihn einzufangen, und da mußte er

denn sitzen im Thurme des Eschenheimer Thores und der Galgen stand ihm bevor. Die Aussicht, die er von seinem hohen Kerker aus hatte, mochte übrigens so übel nicht sein; denn wenngleich herrliche Promenaden, Gärten- und Häuserpracht und so freundliche Ortschaften, wie sie jetzt da prangen, die Stadt damals noch nicht umgränzten, so konnte er doch über die Wälle hin des Taunus waldige Höhen sehen und gestattete ihm das Fensterlein, in des Himmels Bläue zu schauen. Aber je weiter der Blick, desto beengter fühlte sich Hans im Gefängnisse, und hatte er des Tags sich in Sehnsucht nach Freiheit abgequält, so verleidete ihm des Nachts die kreischende Wetterfahne des Thurmes den kummerlösenden Schlaf.

So hatte er neun Tage und Nächte schon zugebracht, da rief er voll Unmuth aus: „Verwünschtes Mauerloch! verfluchter noch die Windgeige, die über meinem Haupte schnarrt! Wär's mir vergönnt und hätte ich meine Büchse, ich wollte der Ruhestörerin schon ein Andenken hinterlassen; die Frankfurter sollten sehen, wie künstlich ich schießen kann; mit neun Kugeln würde ich genau eine Neun in die Fahne zeichnen." Diese Worte hörte der Kerkermeister, der sich gar wohl auf's Lauern verstand. „Potz tausend", murmelte er, „solch Schießen möchte ich sehen!" und zur Stunde noch hinterbrachte er dem Schultheiß und dem Rathe, was Winkelsee gesprochen. Den meisten von den Herren schienen die Worte des Schützen nichts weiter als Prahlhänserei des Unmuthes. Der Schultheiß aber sprach: „Es würde immerhin uns und den Bürgern in's Gesammt ein kurzweiliges Schau-

spiel sein, wenn wir dem Wilddiebe gestatteten, das Probestück zu machen. Schießt er die Neun, wie er gesagt, so mögen wir ihm das Leben und die Freiheit schenken; denn solch ein Schütz wäre der Begnadigung wohl werth; doch lassen wir ihn henken, wenn er beim Schießen nur um ein Härchen fehlt." Der Vorschlag fand den Beifall des ganzen Magistrats und ward sofort dem Winkelsee eröffnet.

Des andern Morgens, in aller Frühe schon, hatte sich am Eschenheimer Thore viel schaulustiges Volk versammelt, und Jung und Alt harrte voll Ungeduld, den Schuß der Neun zu sehen. Dem Thurm entlassen, trat Hans jetzt unter die Menge und freudig empfing er seine Büchse, die bei seiner Verhaftung man ihm abgenommen. Die Probe, welche er zu bestehen hatte, war um so schwieriger, da die Wetterfahne grade von starkem Winde hin und her bewegt wurde und daher keinen sichern Zielpunkt bot. Aber Winkelsee wußte die kurzen Augenblicke zuweiligen Stillstehens trefflich wahrzunehmen, und der erste Schuß traf genau, so auch der zweite, dritte und die übrigen alle, so daß neun Löcher in der Fahne an einander gereihet die schönste Neun bildeten. Bei jedem Schusse jubelte das Volk, bei jedem Treffer mehrte sich die Verwunderung, und als der Schütze nun das Werk glücklich vollbracht, da wollte das Beifallgeschrei der Menge fast kein Ende nehmen. „Hans Winkelsee", sprach der Schultheiß, „du hast die Freiheit dir erzielt, und weil du die Büchse so wacker zu handhaben weißt, so wollen wir dich zum Hauptmann unserer Schützengilde machen." Aber Winkelsee schlug dies An-

erbieten aus. „Die Wetterfahne des Thurmes und Frankfurt", sagte er, „mag auf immer an mich denken; auch ich werd's nicht vergessen, die Tage und die Nächte, neun an der Zahl, die ich hier zugebracht; doch länger mag ich in eurer Stadt nicht weilen. Die Wälder sind mir lieber. Seht ihr mich jemals wieder, so mögt ihr mich aufknüpfen, dort oben an die Fahne" — und somit ging er fort, zum Thore hinaus, und Frankfurt sah den Winkelsee nie wieder

Taunus.

Der Ritter von Falkenstein.

Zur Zeit, als Kaiser Rudolph von Habsburg Ordnung und Ruhe im Reiche wiederherzustellen bemüht war und mit kräftiger Hand dem Faustrechte und dem Unwesen der Raubritter wehrte, hauste auf der Veste Falkenstein Ritter Kurt dieses Namens, ein gar verwegener und mächtiger Wegelagerer. Nicht nur, daß er den harmlosen Wanderer beraubte und den friedlichen Kaufmann, der mit Waaren still des Weges daherzog; mit seinen zahlreichen Knechten überfiel er nicht selten auch Burgen und Städte, die er auf solche Angriffe unvorbereitet zu finden hoffte. Zum Gelingen der meisten seiner Raubanschläge und zu seiner weithin gefürchteten Macht trug nicht wenig der Umstand bei, daß er sich gleichsam vervielfältigen konnte; denn es standen ihm zur Seite sieben

kräftige Söhne, die seine Pläne eben so schnell als nachdrücklich ausführten und mitunter auch auf eigene Faust Räubereien verübten.

Der Hülferuf der von den Falkensteinern hartbedrängten Gauen erscholl bald zum Throne des Kaisers, und da selbst die strengsten Mahnungen, welche der Monarch an die Uebelthäter ergehen ließ, mißachtet wurden, brach er von Worms aus, wo er sich gerade befand, mit einer hinlänglichen Schaar gen Falkenstein auf und belagerte die Veste. Zwar leistete der Ritter mit den Seinen hartnäckigen Widerstand; ein von allen Seiten zugleich ausgeführter Sturm aber brachte die Burg endlich in die Gewalt der kaiserlichen Truppen und Kurt und die sieben Söhne wurden zu Gefangenen gemacht.

Der Kaiser hatte geschworen, jeden Raubritter, welcher mit den Waffen in der Hand ergriffen würde, sammt dessen Mitschuldigen durch Henkershand sterben zu lassen, und so befahl er denn die Hinrichtung der Falkensteiner.

Auf dem weiten Burghofe schlossen die kaiserlichen Kriegsknechte einen großen Kreis, in dessen Mitte die Henker ihrer Opfer warteten, und Rudolph selbst war mit einem zahlreichen Gefolge zugegen, um Zeuge der Vollstreckung seiner Befehle zu sein. Es war ein überraschender und herzergreifender Anblick, als Kurt mit den Jünglingen in den Kreis geführt wurde, der kräftige Greis an der Spitze seiner männlich schönen Söhne, und unter dem zahlreich zuschauenden Volke vernahm man Stimmen, die es wagten, um Gnade wenigstens für

die Söhne zu bitten. Auch in des Kaisers Brust regte sich das Gefühl tiefen Mitleids für diese unglücklichen Opfer und gerne hätte er die Jünglinge begnadigen mögen, die ja mehr aus Gehorsam gegen den Vater und von diesem angeleitet, als aus freiem Antriebe, Verbrecher geworden; aber der kaiserliche Schwur war unverbrüchlich, und so konnte nichts den Monarchen bestimmen, hier Rücksichten der Milde eintreten zu lassen, selbst dann nicht, als unter seiner Umgebung auch mancher Edle für die beklagenswerthen Söhne und um das Leben mindestens Eines derselben bat.

Um indeß so vielen und dringenden Bitten wenigstens in etwas nachzugeben und dennoch seinem Schwure treu zu bleiben, gewährte Rudolph die Begnadigung eines der Jünglinge, aber unter einer Bedingung, deren Erfüllung an's Unmögliche gränzte. „Ich will", sprach er, „demjenigen der jungen Falkensteiner das Leben und die Freiheit schenken, zu welchem der Vater, abgeschlagenen Hauptes, hinzuschreiten vermag und den er dadurch als den zu Begnadigenden bezeichnen wird." Und jetzt blickte der greise Kurt, der bisher finster vor sich hingestarrt hatte, mit dem Ausdrucke begeisterter Zuversicht gegen Himmel, und muthig bot er seinen Nacken dem Henkersschwerte dar. Und sieh! als der Kopf eben noch in den Sand rollte, schritt der Enthauptete, festen Ganges, auf den ältesten der Söhne zu, der ihm zunächst stand, und von diesem sofort zum zweiten und den vier andern, bis, zu dem jüngsten und letzten hingewankt, er jählings zu Boden stürzte.

Staunen und Grauen ergriff Alle, welche die geister-

hafte Rundwanderung sahen. Der Kaiser aber befahl, die sieben Söhne sogleich in Freiheit zu setzen, und ließ sie in sein Heer aufnehmen, damit sie allda durch wahrhaft ritterliche Thaten die Schmach ihres früheren Lebens tilgen und darthun möchten, daß sie der Gnade und des Ritterstandes würdig seien.

Mainz.

Heinrich Frauenlob.

Heinrich von Meißen, nach einigen Angaben, Domherr, nach andern, Doctor der Theologie, im Anfange des 14. Jahrhunderts zu Mainz geboren, widmete sich, nebst den Wissenschaften, vorzüglich der Dichtkunst, wie denn mit ihm auch die zünftige Meisterschule in Mainz begonnen haben soll. Er weihte seine Lieder meist der h. Jungfrau Maria, in welcher er das Ideal höchster Güte und Frömmigkeit besang; später aber priesen seine Gedichte auch das Lob des weiblichen Geschlechtes überhaupt und vieler einzelnen Frauen insbesondere, so daß er mit Recht den Namen Frauenlob erhielt, und unter diesem Namen auch ist er in der Geschichte deutscher Dichtkunst bekannt.

Die Liebe und Verehrung, welche das dankbare Geschlecht ihm zollte, war so groß, daß sein Tod eine allgemeine Trauer verbreitete, und daß die Jungfrauen

und Frauen genannter Stadt ihm ein Begräbniß veranstalteten, wie es von den Schönen noch nie einem Manne zu Theil geworden.

Das Geläute aller Glocken verkündete den Trauertag, und ein langer Leichenzug wallte die Straßen entlang dem Dome zu, wo man dem Sänger die Ruhestätte bereitet hatte. Der größte Theil des überaus zahlreichen Gefolges waren Frauen in schwarzen Trauergewändern, und acht der Schönsten von ihnen trugen den Sarg, der mit Rosen, Lilien und Myrthen bekränzt war. Am Grabe erschollen Klagegesänge aus weiblichem Munde und eine Menge der köstlichsten Blumen wurden auf dasselbe gestreut. Der Lieblingstrank des Dichters, der ihn so oft zu Gesängen begeistert hatte, der köstliche, edle Wein des Rheingaues, ward ihm hier im Tode noch von zarten Händen reichlichst gespendet, so daß, wie die Sage erzählt, von der Libation die Gänge der Kirche überflossen. Spät erst und unter vielen Thränen verließen die Frauen das Grab.

Ein Fremder, der an diesem Tage nach Mainz gekommen wäre, würde geglaubt haben, ein hoher Fürst, ein großer Wohlthäter des Landes sei zur letzten Stätte begleitet worden.

Im Dome zu Mainz wurde an Stelle eines alten beschädigten Monuments Frauenlob's im Jahre 1842 ein Bildstein von Schwanthaler errichtet (eine schöne weibliche Gestalt von weißem Marmor, die einen Kranz auf des Meistersängers Sarg legt).

Rabbi Amram.

Dieser höchst gelehrte Rabbi war geboren zu Mainz im 13. Jahrhundert und wohnte in Köln, woselbst er eine hohe jüdische Schule stiftete, welcher er vorstand und durch seine weithin bekannte Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch im Ausland in Ruf brachte Während einer heftigen Krankheit, welche ihn befiel, äußerte er bei seinen Schülern den Wunsch, im Falle seines Ablebens neben seinen Eltern in Mainz begraben zu werden. Auf die Vorstellung der Schüler, daß das nicht ohne Gefahr geschehen könne, ordnete er Folgendes an:

„Wenn ich gestorben bin, so reinigt mich, legt mich in den Sarg, stellt denselben in ein Schifflein auf den Rhein und laßt es allein gehen, wohin es will."

Als er gestorben, wurde sein Wunsch erfüllt und das Schiffchen ohne Führer den Rhein aufwärts bis gegen die Stadt Mainz getrieben; als hier die Leute nach dem Schiffchen griffen, um es an's Land zu ziehen, trieb solches rückwärts, so daß es nicht möglich wurde, das Fahrzeug zu fassen.

Die Kunde von diesem Wunder war bis zum Bischof gedrungen, welcher sich selbst an den Rhein begab, um sich von der Wahrheit der Sache persönlich zu überzeugen; ja die ganze Bevölkerung von Mainz war an's Ufer geströmt, um das seltsame und unerklärliche Schiffchen zu sehen. Natürlich waren auch dadurch Juden an den Rhein gekommen, welchen zum größten Staunen der Menschenmasse das Fahrzeug zutrieb, wollten aber Christen nach demselben greifen, so wich

dasselbe jedesmal zurück, so daß man augenscheinlich sah, daß das Schiffchen nur zu den Juden wolle. Der Bischof habe nun den Juden gestattet, das Schiffchen an's Ufer zu bringen, um zu sehen, was in demselben sei; daraufhin hätten dieselben das Fahrzeug an's Land gebracht und in demselben einen Sarg mit einem darin liegenden Todten in jüdischem Todtenhemde und einem dabei liegenden Briefe folgenden Inhalts gefunden:

„Meine lieben Brüder und Freunde, ihr Juden der heiligen Versammlung zu Mainz, ich bin zu euch gekommen, denn ich bin in der heiligen Versammlung zu Köln gestorben, und begehre, daß ihr mich bei meinen Eltern begraben möget, welche auch zu Mainz liegen, und wünsche euch viel Glück und langes Leben. Dieses begehrt der Amram."

Die Juden brachten nun den Sarg an's Land, allein die Christen machten sich alsbald gegen die Juden, um ihnen den Sarg zu nehmen, konnten aber denselben nicht von der Stelle bringen. Der Bischof befahl nun, den Sarg allda zu verwahren, daß er nicht von den Juden weggeführt werde, und ließ über den Sarg eine Krypta, von welcher man früher glaubte, sie habe der hiesigen St. Emeranskirche Ursprung und Namen gegeben, erbauen, welche gewaltig groß war. Alle Verwendungen und Bitten der Juden, den Sarg zu erhalten, waren vergeblich. Indessen gelang es den jüdischen Studenten in Mainz, durch List die Leiche des Rabbi Amram Nachts hinweg zu bringen und seinem letzten Wunsche zufolge neben seinen Eltern auf dem hiesigen Friedhof zu beerdigen.

An der Mauer eines an der Bocksgasse in Mainz

(einer unmittelbar am Rhein hinziehenden Straße) früher gestandenen Hauses, im Jahre 1850 durch Bauveränderungen verschwunden, bemerkte man ein halberloschenes Freskogemälde, darstellend ein auf dem Rheine zu Berg fahrendes Schiffchen und am Ufer eine in staunender Stellung befindliche Volksmenge.

Ingelheim.

Karl und Elbegast.

Als eines Abends Kaiser Karl in seinem Palaste, am Rhein, eben eingeschlafen war, erschien ihm im Traume ein Engel, von Glanz umstrahlt, stellte sich vor das Lager des Monarchen und sprach: „Erhebe dich, großer Kaiser! es ist des Schicksals Wille, daß du noch in dieser Nacht ausziehest, heimlich und allein; denn du sollst stehlen."

Karl erwachte; der Traum däuchte ihm höchst seltsam und wunderbar. Während er darüber nachsann, schlief er wieder ein, und aufs neue erschien ihm derselbe Engel mit der nämlichen Mahnung; doch waren seine Worte dringender und gebietender. „Säume nicht, König", sprach er, „stehe auf und stiehl! es ist zu deines Leibes und Reiches Heil, es ist Befehl einer höheren Macht, die dir ihren Willen verkündet durch mich."

Bestürzt ob dieser wiederholten Mahnung, die er jetzt nicht mehr für zufälliges Traumgebild halten konnte, erhob sich der Kaiser nun von seinem Lager. Vergebens

aber grübelte er der Bedeutung der Worte nach, welche der Engel gesprochen, dem mehr als sonderbaren Befehle, der ihm, dem reichsten Herrscher des Abendlandes, gebot, eine niedrige, entehrende Handlung zu begehen.

Allein die Erscheinung hatte ihm ausdrücklich den Willen einer höhern Macht kund gethan, welcher Karl mit frommer Ergebung sich stets zu unterwerfen gewohnt war, und so beschloß er denn, blindlings zu folgen, sich aufzumachen und das Weitere dem Himmel zu überlassen. Er kleidete sich an, waffnete sich, verließ das Gemach, und nachdem er in den Stall gegangen und eigenhändig sein Leibroß gezäumt und gesattelt, ritt er zum Schloßthore hinaus. Von allem dem aber hatte weder irgend einer seiner Diener, noch die Schloßwache etwas gemerkt; denn sämmtlich lagen sie, wie durch Zauber gefesselt, in einem todesähnlichen Schlafe. Zum nahen Forste nahm er seinen Weg, indem er also bei sich sprach: „Weil es offenbar der Wille des Herrn ist, zu thun, was ich von Jugend auf verabscheut, so will ich mich dem Befehle fügen; aber ich weiß nicht, wie ich es mit dem Stehlen anfangen soll, und erwünscht wäre mir darum der Elbegast, der berüchtigte Dieb, den ich bisher hart verfolgen ließ. Ich wollte ihn belohnen, wenn er mich das nächtliche Werk vollbringen lehrte, oder mir beistände, damit ich nicht verzage.

Während der König so noch mit sich redete, gewahrte er beim schwachen Scheine des Mondes einen einsamen Reiter des Weges kommen. Derselbe schien auch Karl bemerkt zu haben, und ritt heran, so daß beide sich bald ganz nahe gegenüberstanden. Der fremde Reiter war

vom Kopf bis auf die Sohlen schwarz gerüstet, und ritt ein schwarzes Roß mit schwarzer Decke. Er schien den Kaiser neugierig zu betrachten, und auch dieser hätte gern gewußt, wer zu mitternächtlicher Stunde so allein durch den Forst reite; die schwarze Farbe und das schweigsame Wesen schienen ihm von keiner guten Vorbedeutung; und es durchzuckte den Kaiser selbst der Gedanke, es könne leicht der Böse selbst sein, der ihm Schaden und Unheil zufügen wolle in der Stunde, da die Hölle Gewalt hat über den Menschen.

„Wer seid ihr", brach indessen der Unbekannte zuerst das Schweigen, „daß ihr in blanker Wehr nächtlich im Forste umherschwärmt auf ungebahnten Pfaden? Seid ihr ein Diener des Königs, gekommen, um auszuspüren, wie ihr den Elbegast, der in diesen Wäldern hauset, fangen möget; dann reitet ihr vergeblich. Der ist schneller, als der Wind, schlauer, als die Räthe am Hofe zu Ingelheim, und bekannter in den Wildnissen, als der Fuchs und das Reh." „Meine Wege", erwiederte Karl, „sind nicht die eurigen, und Niemand, als der Kaiser, darf Rechenschaft fordern von meinem Thun; so euch aber meine Worte nicht gefallen, bin ich erbötig, euch Rede zu stehen nach Ritterbrauch." Dies sagend entblößte er sein Schwert und schickte sich zum Kampfe an; im selben Augenblicke blitzte aber auch des Schwarzen Stahl durch die Nacht, und Hieb auf Hieb erdröhnte. Da führte der Unbekannte einen so gewaltigen Streich auf des Kaisers Helm, daß die Klinge in Stücke flog und er nun wehrlos stand. Karl aber schämte sich, den Unbewehrten zu tödten, und sprach zu ihm: „Ich will

euer Blut nicht; vielmehr lasse ich euch frei, so ihr mir saget, wer ihr seid, und weßhalb ihr im Walde umherirret?" „Ich bin Elbegast" erwiederte jener; „seitdem ich alle meine Habe verloren und Kaiser Karl mich aus meinem Lande vertrieben, verschaffe ich mir den Lebensunterhalt durch Stehlen und Rauben. Bis jetzt noch hatte mich Niemand überwunden; ihr seid der erste Sieger über mich. Da ihr so großmüthig gegen mich handelt, so sprecht, was kann und soll ich für euch thun, euch meinen Dank zu erweisen?" „Wenn ihr", entgegnete Karl, „Elbegast seid, der berüchtigte Dieb, den der Kaiser schon lange einzufangen trachtet, so beweiset eure Dankbarkeit dadurch, daß ihr mir stehlen helft. Ich bin ausgezogen zu nächtlicher Frist, König Karl zu berauben, und zu diesem Geschäfte kann ich des Beistandes gar wohl brauchen; kommt daher mit mir, und laßt uns gemeinsames Werk machen." „Den König", erwiederte Elbegast, „bestehle ich nicht; denn hat er mir auch Hab und Gut genommen und mich vertrieben, so that er es nur auf bösen Rath, und fern sei von mir, meinem Herrn Schaden zuzufügen. Nur die bestehle ich, die unrechtlicher Weise Schätze zusammengescharrt. Kennt ihr den Grafen Eggerich von Eggermonde? den wollen wir heimsuchen; denn der hat manchen Redlichen schon zu großem Schaden gebracht, und selbst dem Kaiser würde er, das weiß ich, Leib und Ehre nehmen, wenn er es nur vermöchte." Da Karl so treue Gesinnung vernahm, und daß er ihm wohlwollte, freute er sich in seinem Gemüthe und sprach: „Ich will mit dir gehen zu Eggerich hin", und so zogen denn beide zu des Grafen Schloß.

Hier brach Elbegast mit ungemeiner Geschicklichkeit ein Loch in die feste Mauer, kroch hindurch und hieß Karl ihm folgen. Sie gelangten glücklich in die Gemächer des Grafen; denn Elbegast verstand, Schlösser zu öffnen ohne Geräusch, und wußte sich überall zurecht zu finden. Allein der Graf, der gar leise schlief, merkte etwas, und er sprach zu seiner Gemahlin, so daß jene beiden es vernahmen: „Ich höre Geräusch, wie von Umherschleichenden in meinem Hause; vielleicht sind Räuber in meinem Schlosse; ich will aufstehen und nachsehen." Wirklich erhob er sich, zündete eine Fackel an und leuchtete umher in allen Gängen und Zimmern. Weil aber Karl und Elbegast schon vorher unter des Grafen Bett geschlüpft waren, wo dieser Niemanden vermuthete, fand er Nichts, und er löschte daher die Fackel wieder aus und legte sich nieder. Da sagte die Gräfin zu Eggerich: „Mein lieber Gemahl, es ist sicherlich kein Räuber bei uns eingestiegen; vielmehr glaube ich, daß eine innere Unruhe heute dich des Schlafes nicht recht genießen läßt, und dein Kopf sich erhitzt mit eingebildeten Dingen und Gefahren. Gestehe nur, es sind besondere Pläne, welche dich wach halten; theile mir sie mit, auf daß ich dir rathen kann und sinnen auf dein Bestes." „Wohlan!" erwiederte der Graf, „weil die Ausführung meines Vorhabens schon auf morgen bestimmt ist, will ich es dir nicht länger verhehlen. Wisse also, ich habe mich verschworen mit zwölf gleichgesinnten Rittern, den Kaiser zu ermorden, der uns verwehrt, am Wege zu lagern und Zoll zu erheben von reisenden Kaufleuten und sonstigen Wanderern. Niemand weiß um unsere Verbindung,

und ich verbiete dir daher, bei Leib und Leben, davon ein Wort zu reden, zu wem es auch sei."

Karl verlor kein Wort von diesem Gespräche. Dann schlich er, als der Graf und dessen Gemahlin wieder eingeschlummert waren, mit Elbegast leise weg, und nachdem er diesem die gefundenen Kostbarkeiten überlassen, trennte er sich von ihm und eilte nach Hause, wo er noch vor Tages Anbruch eintraf, das Roß wieder in den Stall brachte, und ebenso unbemerkt in sein Schlafgemach zurückgelangte, als er es verlassen hatte.

Am Morgen berief er seine Räthe und sprach zu ihnen: „Mir hat diese Nacht geträumt, Graf Eggerich werde mit zwölf Verbündeten hieher kommen in böser Absicht; er habe nichts Geringeres vor, als mich umzubringen um des verhaßten Landfriedens willen, den ich zu erhalten strebe, und der den Raubrittern übel gefällt. Sorget daher, daß eine hinlängliche Schaar Bewaffneter versteckt gehalten werde, die auf den ersten Wink hervorbrechen und die Heimtückischen ergreifen.

Gegen Mittag kam Eggerich mit seinen Helfershelfern dahergetrabt, und verlangte, vor den Kaiser geführt zu werden. Sobald sie in den Schloßhof geritten, wurde das Thor hinter ihnen geschlossen, und die Bewaffneten umringten sie, rissen ihnen die Kleider ab und entdeckten an ihnen verborgene Waffen.

Ueberführt und unfähig, zu läugnen, erlitten die Verschwörer sämmtlich den schmachvollen Tod durch Henkershand. Den Elbegast dagegen, den Karl unter dem offen verkündeten Versprechen völliger Straflosigkeit an den Hof zu kommen vermocht hatte, lohnte er reich-

lich und sicherte er lebenslänglichen Unterhalt unter der Bedingung, dem Diebsgewerbe fortan auf immer zu entsagen.

In dankbarer Anerkennung aber, wie wohl er gethan, des Engels Mahnung zu folgen, und wie gut es sei, sich blindlings selbst den dunkelsten Rathschlüssen der Vorsehung zu unterwerfen, nannte der Kaiser die Residenz, wo ihm der warnende Engel erschienen, von nun an Engelheim, d. i. heut zu Tage Ingelheim, der durch den ehemaligen Palast Karl's des Großen so berühmte Ort am Rheine.

Eginhard und Emma.

Unter mehreren Kindern, welche Karl der Große mit seinen Gemahlinnen erzeugte, stand keins höher in seiner Gunst, als seine jüngste Tochter Emma. Hohe Schönheit nicht nur, sondern auch ausgezeichneter Verstand, verbunden mit kindlicher Anmuth und dem sanftesten, einnehmendsten Wesen machten sie vor allen der Vorliebe ihres Vaters würdig, und immer pflegte der Kaiser, wenn er, im traulichen Familienkreise weilend, von den schweren Sorgen der Regierung Erholung suchte, das Mädchen nur seine liebe Imme zu nennen.

Im Palaste zu Ingelheim versammelte der Monarch fast täglich seine geheimen Räthe, um mit ihnen die Angelegenheiten seines großen Reiches zu verhandeln. Es waren die weisesten, geprüftesten Männer, welche er seines Vertrauens würdigte; er schätzte und achtete sie alle hoch; mehrere genossen sogar seine besondere Zu-

neigung in dem Maße, daß sie mit ihm den Palast bewohnten, seine beständigen Begleiter, seine täglichen Tischgenossen waren und seine Freunde genannt werden konnten. Fast sämmtlich gehörten sie dem vorgerückten Alter an, weil Karl der ruhigen Besonnenheit der reiferen Jahre eine geläutertere Einsicht und eine schärfere, weisere Beurtheilung in Staatssachen, als der Jugend zutraute. Eine Ausnahme hinsichtlich des Alters machte der Kaiser indeß mit dem jungen Eginhard, der, seiner außergewöhnlichen Talente und Kenntnisse wegen, frühe schon nicht nur zum Rath, sondern auch zum Geheimschreiber des Monarchen erkoren worden.

Am Hofe erzogen und von feinen, gefälligen Sitten, war Eginhard den Frauen eine angenehme Erscheinung und der Gegenstand mancher heimlichen Wünsche; den tiefsten Eindruck aber machte er auf des Kaisers Tochter selbst — auf Emma. Dem Geheimschreiber, dem steten Begleiter seines Herrn, ihm, der oft tagelang in Emma's Nähe weilte, konnte die stille Aufmerksamkeit nicht entgehen, welche die hohe Jungfrau ihm zu Theil werden ließ, und er entdeckte bald, daß sie eine innige Neigung zu ihm hegte. Wie hätte Eginhard, der gefühlvolle Jüngling, bei dieser Entdeckung gleichgültig, wie hätte er der schönen Emma gegenüber kalt und ohne Erwiederung ihrer Liebe bleiben können? Zwar kämpfte er seine aufstrebende Leidenschaft mit Macht nieder, und erinnerte sich an die Pflicht, seines Herrn und Kaisers Vertrauen nicht zu mißbrauchen; allein dieser selbst war es, der dem jungen Manne den Kampf der Pflicht erschwerte, indem er ihn beauftragte, die Tochter

in der Musik zu unterrichten. Das nun oft ungestörte Zusammensein beider Liebenden mußte bald eine gegenseitige Verständigung herbeiführen, und der Schwur ewiger Treue besiegelte endlich der Herzen Bund.

Lange deckte der Schleier des Geheimnisses ihr stilles Glück, es wurde von keinem Lauscher erspäht und verrathen; aber nicht zufrieden mit den Stunden des Tages, an denen es ihnen vergönnt war, sich zu sehen, nahmen sie bald auch die Nächte in Anspruch, und Eginhard schlich zuletzt allnächtlich aus einem Seitenflügel des Palastes, wo er wohnte, über den Hof zu Emma's Schlafgemache und genoß hier mit der Geliebten die wonnigsten Stunden der Minne.

Der Frühling war Zeuge ihrer ersten Geständnisse gewesen, und die schönen Sommernächte schwanden den Liebenden nur zu schnell dahin. Dem Sommer folgte der Herbst mit seinen rauhen Novemberstürmen; aber thöricht genug, freuten die Glücklichen sich des längeren Dunkels der kommenden Winternächte, das auch ihre Zusammenkünfte verlängern und verschönern sollte.

So saßen sie einst, traulichen Gespräches, in Emma's Kämmerlein. Die stürmische Winternacht war fast verplaudert und die Sanduhr zeigte, es sei für Eginhard hohe Zeit, zu seiner Wohnung zurückzukehren. Die Geliebte begleitete ihn, um leise die Hofthüre zu öffnen und hinter ihm zu schließen; allein wer malt den Schrecken der beiden Sorglosen, als sie den Hof mit Schnee überzogen fanden. Unmöglich konnte Eginhard's Fuß über die weiße Decke hinschreiten, ohne die verrätherischen Spuren seiner Tritte zu hinterlassen; unmöglich wäre

es ihm gewesen, den guten Ruf der Theueren und den Zorn ihres Vaters zu wagen. Emma zuerst faßte sich. „Ich weiß ein Mittel", flüsterte sie, „uns aus der Verlegenheit zu ziehen; es ist das einzig mögliche, aber zugleich auch das sicherste. Setze dich auf meine Schultern, Geliebter, ich trage dich hinüber; man wird dann nur die Tritte eines weiblichen Fußes gewahren und keinen Argwohn schöpfen." „O Weiberlist!" erwiederte lächelnd Eginhard, „schade nur, daß zur Ausführung die Kraft fehlt", und befürchtend, das Mädchen möge so schwerer Last nicht gewachsen sein, weigerte er sich anfangs, dem Vorschlage zu folgen. Emma's Zureden jedoch und die Unmöglichkeit, sich auf eine andere Weise gegen etwaige Endeckung zu sichern, überwanden in ihm das Bedenken der Zärtlichkeit, und er ließ sich auf der Geliebten Rücken den Hof hinüber tragen zu seiner Wohnung.

Aber das Unglück wollte, daß diese nächtliche Wanderung, welche der Mond beleuchtete, nicht ungesehen blieb. Von Sorgen, wie sie den Beherrscher eines ungeheuren Reiches leicht heimsuchen, ungewöhnlich aufgeregt, konnte in eben dieser Nacht der Kaiser den ersehnten Schlaf nicht finden, und unruhig, wie er war, erhob er sich von seinem Lager und schritt aus dem Schlafgemache in den anstoßenden Saal, wo ein Balkon einen freien Blick auf die Hofräume gewährte. Da sah er eine weibliche Gestalt einen Mann durch den Schnee tragen, und von Neugierde getrieben, trat er an den Balkon. Wie groß war sein Erstaunen, als er in ihnen Emma und Eginhard erkannte. Nicht ohne große Mühe

bemeisterte Karl die gewaltige Bewegung, in welche dieser überraschende Anblick sein Inneres versetzte, und eben so unbemerkt, als er zum Balkone getreten, ging er in sein Gemach zurück.

Andern Tages berief er seine Räthe, mit welchen auch Eginhard erschien, und legte ihnen die bedeutungsvolle Frage vor, was wohl eine Königstochter verwirkt habe, die heimlich und bei nächtlicher Weile einen Buhlen in ihr Zimmer aufgenommen? Die Räthe bedachten sich eine Weile; dann entschieden sie, daß in Liebessachen das Beste — Verzeihung wäre. Karl entgegnete hierauf nichts; fragte aber weiter, was ein niederer Edelmann verdiene, der mit seines Königs Tochter ein heimliches Liebesverständniß unterhalte, sich sogar Nachts in deren Gemach schleiche? Wiederum entschieden sich die Räthe, mit Ausnahme des jüngsten von ihnen, für Vergebung, und nur dieser jüngste, es war Eginhard, der bisher stumm und bleich dagesessen, sprach sich für Strafe aus. „Er verdient den Tod!" sagte er laut und nachdrücklich, und von diesem Ausspruche überrascht, trat der Kaiser zu ihm heran und erwiederte: „Der Tod wäre eine zu strenge Strafe; aber Verbannung geziemt solchem Frevler, wie auch der pflichtvergessenen Tochter, auf daß sie des hohen Ranges entkleidet werde und fern von der Heimath lebe mit ihrem Buhlen, vergessen von den theueren Anverwandten.

Schweigsam und in sich gekehrt wanderten bei'm Frührothe des nächsten Morgens zwei Pilger die Straße gen Mainz. Von dort wandten sie sich auf das andere Ufer; dann verließen sie die offene Straße, und das

Dickicht der Wälder nahm sie auf. Gegen Abend, als nach langem Umherirren müde, beide eines Nachtlagers bedurften, trafen sie eine Köhlerhütte, in welcher ihnen Herberge und Erquickung zu Theil ward. Am andern Morgen, nachdem sie eine gute Strecke weiter gezogen, gelangten sie zu einer lichten Stelle im Walde, die eine gar anmuthige Aussicht gewährte und ihnen daher besonders wohlgefiel. Ein murmelnder Bach entquoll der Erde und ein üppiger Wiesengrund dehnte sich an den nahen Ufern eines Flusses aus. Hier ruhten die Liebenden eine Weile, und hier erst löste sich die beängstigende Scheu, in welcher beide seit ihrer Verbannung gegenseitig geblieben, hier erst schienen sie sich neu zu finden. In wehmuthsvoller Zärtlichkeit klagten beide sich selbst an, so hartes Schicksal verschuldet zu haben, und sie schwuren, durch verdoppelte Zärtlichkeit das Herbe ihres Looses einander vergessen zu machen. Dann beschlossen sie, in diesem lieblichen Thale zu bleiben und sich hier eine Hütte zu bauen. Von nahe wohnenden Hirten tauschte Eginhard gegen einige der Kleinodien, die er mitgenommen, Kühe, Schafe und das zur ländlich-häuslichen Einrichtung Nothwendigste ein, und er zimmerte eine wohnliche, geräumige Hütte, in welcher die Liebe das einfache Mahl würzte und sie keine jener Herrlichkeiten vermissen ließ, von denen sie am Hofe umgeben waren. Sechs Jahre schwanden ihnen in dieser Zurückgezogenheit gleich eben so vielen Monden dahin, und der Liebenden Glück wurde noch erhöhet durch das Heranblühen zweier Knaben, womit Emma ihren Eginhard beschenkte.

Kaiser Karl aber grämte unterdeß sich über den Verlust der geliebten Tochter; sein Haar bleichte, seine Wangen fielen ein und sein trüber Blick sagte deutlich genug, daß er nicht glücklich sei. Nicht mehr im Familienkreise weilte er, wenn ihm die Regierungs-Angelegenheiten Muße vergönnten; vielmehr enteilte mit seinem Gefolge er dann der Burg, um die Wälder durchstreifend das Wild zu erlegen, weil Jagd seinem Gemüthszustande am meisten zusagte.

Einstmal unternahm er einen weiten Jagdzug in die Forsten des Odenwaldes. In Verfolgung eines prächtigen Hirsches begriffen, verlor er sich, und zu spät gewahrte er, daß Niemand von seinen Jagdgenossen ihm beigeblieben war. Da ließ er sein Horn ertönen, aber keine Antwort hallte ihm entgegen, und unmuthig, daß er so sehr sich verirrt, stieg er vom Pferde, band dasselbe an einen Baum und warf sich an einem schattigen Orte nieder. Während er da überlegte, welche Richtung er nun nehmen solle, um zu den Seinen zurückzukommen, sprang ein kleiner, munterer Knabe, den der Ruf des Horns herbeigezogen, aus dem Gebüsch, und kindlichen Staunens betrachtete er den fremden Mann und das stattliche Roß. Karl, froh ein menschliches Wesen zu erblicken, winkte dem Knaben freundlich, näher zu treten, und machte ihn bald so zutraulich, daß derselbe mit den blanken Waffen spielte. Auf Befragen erzählte der Kleine, daß Vater und Mutter ganz in der Nähe wohnten, und er erbot sich den Weg dahin zu zeigen. Begierig, die Bewohner dieser Wildniß kennen zu lernen, die dem Ansehen und Benehmen des Kindes nach nicht

ohne Bildung sein konnten, folgte der Kaiser, und bald sah er sich vor einer artigen, zierlichen Hütte, in welcher eine schöne junge Frau mit Zubereitung des Abendessens beschäftigt war. Emma — denn diese war es — empfing den Fremden mit Anstand und bot ihm eine Nachtherberge an, so gut das geringe Obdach solche gewähren könne; dann erzählte sie ihm, daß ihr Mann auf der Jagd sei, aber bald zurückkommen müsse, und daß er sich gewiß freuen werde, mit einem ohne Zweifel edlen Ritter das Nachtmahl einzunehmen. Karl konnte von der reizenden Frau sein Auge nicht wenden. War sie gleichwohl von ihm nicht erkannt, so erfüllte ihr Anblick ihn doch mit einem unerklärlichen Interesse, und die Frage schwebte ihm auf der Zunge, wie es komme, daß sie eine so tiefe Abgeschiedenheit zum Aufenthalt erwählt? In diesem Augenblicke erschien ihr Gatte. Treuherzig und freundlich begrüßte dieser den unerwarteten Gast; doch seltsamer Weise hatte der junge Mann etwas so Bekanntes in seinem Aeußern, daß Karl sein Erstaunen kaum zu verbergen vermochte. Man setzte sich endlich zu Tisch, und die Wirthin legte, nach einer einfachen Suppe, ein Gericht von Rehfleisch vor. Kaum hatte der Monarch davon gekostet, so rief er von wehmüthiger Erinnerung übermannt, aus: „Ach, eben solch ein Gericht pflegte mir oft meine Imme zu bereiten, als sie noch bei mir und mein Liebling war!"

Bei diesen Worten sprangen Emma und Eginhard von den Sitzen auf und blickten starr auf den Gast. Wie aus einem Traume erwachend, rief sie: „Ja, es ist mein Vater!" fiel ihm zu Füßen und schluchzte:

„Deine Tochter, deine Imme liegt vor dir! sie ist es, die hieher floh, die fern, vom Geräusche der Welt, mit dem Geliebten ihre Tage hier verlebt und den Augenblick segnet, in welchem es ihr vergönnt ist, den theuren Urheber ihres Lebens noch einmal zu sehen.“ Jetzt stürzte auch Eginhard vor dem Kaiser nieder und flehte um Verzeihung und Versöhnung.

Eine lange Pause trat ein; auf des Herrschers Antlitz spiegelte sich ein innerer Kampf; dann aber folgte eine Scene der Liebe, reich an Umarmungen und Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit.

Von den Freudenthränen Emma's schmolz aller Groll des strengen Vaters; er verzieh ihr und Eginharden vollkommen, und durchwachte mit ihnen in der Hütte glücklichere Stunden, als er sie je in der Pracht seines Hofes verlebt.

Unterdessen hatten, voll Besorgniß um den Vermißten, die Jagdgenossen schon die ganze Nacht hindurch den Forst durchsucht, und erst am hellen Morgen gelangten sie in die Nähe des Thales, wo die drei Glücklichen weilten. Der Hörner Ruf, den die Suchenden fortwährend erschallen ließen, wurde endlich beantwortet und bald stand das ganze Gefolge vor der Hütte.

Mit Emma an der einen und Eginhard an der andern Hand und von den zwei Kleinen begleitet, trat der Kaiser heraus: „Seht her“, sprach er, „während ihr mich suchtet, habe ich einen köstlichen Jagdfund gethan. Ich fand in dieser Einöde meine verstoßene Tochter und meinen Freund Eginhard wieder, die mein Herz sechs lange Jahre schmerzlich entbehrte. Es sind

meine Kinder; sie sollen fortan nicht mehr von mir getrennt werden. Eilet und lasset uns nach Ingelheim zurückkehren, damit wir dort das Fest der Wiedervereinigung feiern und eines Bundes, den ich hiermit segne."

„Eginhard, mein Schwiegersohn, soll von nun an auch wieder mein Rathgeber sein; an der Stätte aber, wo meine Imme so selige Jahre verlebte und ich die seligen Stunden des Wiederfindens genoß, soll sie ein Kloster „Seligenstatt" erbauen lassen."

Und so geschah es, und an dem Orte, wo das Kloster errichtet wurde, erstand allmählig eine Stadt, die, nach dem Namen des Stiftes, Seligenstadt genannt, noch heutigen Tages sich am Maine erhebt. Noch zeigt man in der Kirche daselbst das Grabmal der beiden Gatten, deren Gebeine hier ein Sarg verschloß; diesen Sarg aber hat in neuerer Zeit der Großherzog von Hessen dem Grafen von Erbach geschenkt, der, wie einige behaupten, ein Nachkömmling von einem Zweige aus dem Geschlechte Eginhard's ist.

Königin Hildegard.

Als Kaiser Karl in den Krieg zog, der Sachsen häufige Einfälle in das Frankenreich zu bestrafen und zugleich das Christenthum unter ihnen zu verbreiten, vertraute er seinen Lieblingsaufenthalt, das Schloß zu Ingelheim, sammt Allem, was es enthielt, dem Schutze eines Halbbruders, dem Ritter Taland an. Ganz besonders aber empfahl ihm Karl die Obhut der kaiserlichen Ge-

mahlin Hildegard, die zu Ingelheim verblieb, und zugleich trug er dem Ritter auf, ihm von Allem, was im Palaste sich zutragen werde, nach der Rückkehr genau Bericht abzustatten.

Taland war am Hofe des griechischen Kaisers erzogen, und sein sonst guter Charakter von den lockeren Sitten, die dort herrschten, leider verdorben, so daß er unter anderm allen Glauben an Frauentugend verloren hatte und die Meinung hegte, jedes Weib leicht verführen zu können.

Seitdem er aber nun an Karl's Hofe lebte, schien er den Künsten der Verführung auf immer entsagt und keine der Damen Reiz für ihn zu haben; denn sein Auge zielte im Stillen nur auf die eine hin, die an Schönheit alle weit überstrahlte, ihm aber unerreichbar war, auf die Königin Hildegard selbst. Von des Monarchen Ernst und Strenge in den engsten Schranken der Ehrfurcht gehalten, hütete Taland sich wohl, seine Leidenschaft zu verrathen; als aber Karl's Abreise zum Heere erfolgt war, entwarf der Schändliche Pläne zur Befriedigung seiner unerlaubten Triebe, und das Amt eines Schirmherrn und Befehlshabers des Schlosses gab ihm Mittel genug an die Hand.

Er begann damit, der hohen Frau, bei jeder Gelegenheit, durch Blicke und Miene, und als dies ohne Erfolg blieb, durch kecke Andeutungen seine Liebe zu offenbaren. Da Hildegard auch dieses unbemerkt ließ, wagte es der Verführer sogar, sich ihr einst unter vier Augen deutlichst zu erklären, und mit den leidenschaftlichsten Schwüren zu betheuern, daß er lieber sterben,

als auf die Gegenliebe der Königin verzichten wolle. Mit Staunen und Unwillen hatte die hohe Frau ihm zugehört, und mit dem Stolze und der Würde beleidigter Tugend wies auf's Entschiedenste sie ihn ab; aber Taland hielt diese Zurückweisung nur für Maske, und wiederholte daher schon am folgenden Tage seine schändliche Werbung, dringender, leidenschaftlicher, drohend sogar. Die edle Fürstin, um Unheil abzuwenden und sich des ihr überaus lästigen verächtlichen Ritters zu entledigen, ersann eine List. Sie that, als ob sie von der Heftigkeit seiner Liebe ergriffen sei und beschied ihn auf den folgenden Abend in einen entfernten Flügel des Schlosses, wo, wie sie sagte, ihre Zusammenkunft sicherer und ohne Störung stattfinden könne.

Hoch erfreut stellte der Liebeglühende sich zur anberaumten Stunde und an dem bezeichneten Orte ein; auch Hildegard erschien daselbst und sie öffnete die Thüre eines entlegenen Gemachs, in welches sie den Ritter eintreten bat. Kaum hatte dieser aber die Schwelle überschritten, als die Thüre hinter ihm zugeworfen und fest verriegelt wurde. „Hier“, rief die Königin ihm zu, „hier magst du, ehrvergeßner Lüstling, deiner thörichten Liebe nachbrüten, bis mein Gemahl zurückkommen und dich zur verdienten Strafe ziehen wird!“

Der Ueberlistete war vor Schreck fast erstarrt. Er befand sich in einem schmalen, gänzlich abgelegenen Kämmerlein, das, kaum mit dem nothwendigsten Geräthe versehen, ihm einen nur traurigen Aufenthalt gewähren konnte, und es war keine Erlösung aus diesem Kerker möglich, als durch die Milde der beleidigten Hildegard

allein. Täglich indeß erhielt er eine freilich spärliche Nahrung, die eine verschwiegene Kammerfrau ihm durch ein enges Gitterfensterchen zuschob, und so oft die Dienerin erschien, bat der Gefangene, der Königin die Versicherung seiner tiefsten, innigsten Reue und die flehentlichste Bitte zu überbringen, ihn aus dem schimpflichen Gefängnisse zu entlassen. Lange widerstand Hildegard, mißtrauend den Versicherungen des Gefangenen; als ihr aber die Botschaft kam, daß ihr Gemahl baldigst aus Sachsen heimkehren werde, und als Taland's Bitten immer dringender wurden, entließ sie ihn am Tage vor Karl's Einzug in die Burg, indem sie vorgab, der Ritter sei so eben von einer geheimen Sendung zurückgekehrt.

Wüthend und rachedurstig aber sann der Befreite jetzt auf der Königin Verderben. Er eilte dem Kaiser entgegen, und unter dem Scheine der eifrigsten Ergebenheit log er ihm, daß Hildegard die eheliche Treue schwer verletzt, daß sie mit einem fremden Ritter Buhlschaft gepflegt und dabei sogar von ihm, dem Schirmvogte, überrascht worden sei; er habe, fügte er hinzu, so schändlicher Untreue, die zu bestrafen, dem Gatten und Könige allein gezieme, nicht länger Zeuge sein mögen und sich deßhalb so lange in andere Gaue des Reichs begeben, bis er von des Kaisers Wiederkunft gehört.

Je mehr Karl seine Gemahlin liebte, desto geneigter war er zur Eifersucht und desto leichter daher glaubte er den Worten des Verleumders. Vor Zorn außer sich, befahl er, die Königin ergreifen, in den Wald führen und dort enthaupten zu lassen. Taland übernahm bereitwillig die Vollstreckung dieses Befehls; er machte dem

Hofe des Kaisers Willen bekannt, und überantwortete die unschuldige Fürstin zwei ihm ergebenen Knechten. Die Rohen schleppten sie bei nächtlicher Weile in den Forst, und schon hatten sie das mörderische Schwert erhoben, schon wollte Hildegard ihr letztes Gebet zum Schöpfer senden, als aus dem Gebüsche eine weiße, dichtverschleierte Gestalt hervortrat und mit hohler Stimme die Worte rief: „Haltet ein, ihr Bösewichte! vollendet nicht die That der Hölle, entflieht, daß die Rache des Himmels euch nicht vernichte!“ Die abergläubigen Knechte liefen eiligst davon und berichteten gleichwohl ihrem Herrn, daß sein Befehl pünktlich vollzogen sei.

Hildegard fand sich in den Armen ihrer treuen Kammerfrau wieder, denn diese war es, welche die Mordgesellen in die Flucht gejagt hatte; befürchtend, daß auch sie, als die Vertraute der Königin, Taland's Rache treffen könne, und von dem Wunsche beseelt, die Herrin zu retten, war sie aus dem Schlosse den Knechten heimlich gefolgt und hatte sie ihren Plan auf den Aberglauben derselben gar wohl berechnet. Aber in der ganzen Umgegend gab es für die beiden Frauen keine Sicherheit; sie mußten eine Zuflucht in weiter Entfernung suchen, und nach vielem Umherirren trafen sie die Hütte eines alten Klausners, der sie gastlich aufnahm. Hier verweilte Hildegard lange Zeit mit ihrer treuen Dienerin. Die Königin vertraute sich bald dem frommen Greise und er richtete mit ihr die inbrünstigsten Gebete zum Himmel um Rettung und Offenbarung ihrer Unschuld. In dieser Einöde lernte sie von dem Alten die heilsame Wirkung verschiedener Kräuter und Wurzeln, sowie deren An-

wendung bei Krankheiten kennen, und sammelte sie sich einen Schatz wohlthätigen Wissens, der auf ihr nachheriges Geschick von entscheidendem Einflusse war.

Auf den Rath des frommen Mannes pilgerten endlich beide Frauen in unkenntlicher Tracht nach Rom, und daselbst fristeten sie ihr Dasein vermittelst der erlernten Heilkunst, und Hildegarde kam durch dieselbe bald in großen Ruf. Der heilige Vater selbst fragte bei einer Krankheit das berühmte Weib um Rath und genas durch die angewandten Mittel. Hildegardens angenommener Name Arabella wurde überall mit Ehrfurcht genannt, und selbst bis nach Deutschland erscholl die Kunde von den fast wunderthätigen Kuren der räthselhaften Frau.

Kaiser Karl hatte indeß von dem Augenblicke an, wo Taland ihm die vermeintliche Hinrichtung der Königin gemeldet, keine Ruhe mehr. Er wurde finster und wortkarg, mied der Menschen Umgang, so viel er konnte, und verbarg sich nicht selten tagelang im Dickicht der Wälder. Reue über die rasch befohlene That, der Gedanke, daß seine Gattin wohl nicht so schuldig, vielleicht gar unschuldig gewesen, folterte ihn unaufhörlich, und er bat den Himmel, ihn ein Mittel zur Beruhigung seiner Seele finden zu lassen. Die Gelegenheit zu einem Kriegszuge gegen die Longobarden war ihm willkommen; er gedachte, nach Beendigung desselben den heiligen Vater in Rom zu besuchen, diesem seinen traurigen Gemüthszustand zu offenbaren, und dadurch vielleicht Linderung seiner Gewissensqualen zu erlangen. Taland bat, ihn begleiten zu dürfen; denn seit jener Unthat war der Schändliche, wie zur Strafe, von einer zehrenden Krank-

heit befallen, und er hoffte von der milderen Luft Italiens Genesung. Seine Bitte wurde gewährt, und so zog denn, nach siegreich beendetem Kriege, Karl mit Taland nach Rom.

Des Kaisers Empfang daselbst war festlich. Unter dem Volke verborgen und unbemerkt, sah Hildegard mit Herzklopfen und der schmerzlichsten Gemüthsbewegung dem feierlichen Einzuge ihres Gatten zu; aber mit Grauen und Entsetzen erblickte sie den verrätherischen Taland an seiner Seite. Es konnte nicht fehlen, daß der mit Siechthum behaftete Bösewicht sich bald an die berühmte Heilkundige wendete. Schon am Tage nach seiner Ankunft suchte er sie auf, und als Hildegard seinen kläglichen Zustand vernommen, sprach sie also: „Herr Ritter, ich vermag euch zu heilen mit Hülfe Gottes und meiner Kunst, so ihr frei seid von jeglicher Schuld eines Verbrechens, oder, falls ihr eines begangen, es einem Priester beichtet und demjenigen offenbaret, der von euch etwa hintergangen worden oder zu Schaden gekommen. Unterlaßt ihr solche Buße, so ist euer Tod gewiß.“ Bestürzt eilte Taland von hinnen; aber gemartert von Gewissensbissen und Todesfurcht, beichtete er. Da er jedoch Karl's Rache fürchtete, so konnte er sich nicht zum Bekenntnisse seiner Unthat entschließen, er verschwieg sie in der Beichte und zögerte mit der Offenbarung von einem Tage zum andern, so daß sein Zustand sich verschlimmerte und er bald dem Tode nahe war. Da endlich ließ er den Kaiser an das Siechbett rufen und auch zugleich die heilkundige Frau zu sich entbieten, ersteren, um ihm Alles, was er an der unschuldigen Hildegard versündiget, zu entdecken,

und letztere, um wo möglich noch Mittel gegen seine Krankheit zu erlangen, indem er in seinem jetzigen Zustande auf die Verzeihung seines königlichen Bruders hoffte.

Groß war die Gemüthsbewegung Karl's, als sich seinen Augen das Gewebe der niedrigsten Bosheit enthüllte, und Schmerz und Reue brach ihm fast das Herz. Doch ward ihm bald Trost und überschwengliche Freude; denn als Hildegard, die gerufene Heilkünstlerin, erschien, vermochte sie, beim Anblick des Gatten, ihrer nicht mächtig zu bleiben. Sie warf ihre Verhüllung von sich, und mit den Worten: „O mein kaiserlicher Herr und Gemahl", sank sie vor ihm auf die Kniee.

Ueberrascht und tief erschüttert, hob Karl Hildegarde, in welcher er jetzt seine Gattin wieder erkannte, zu sich empor, und lange lagen Beide einander in den Armen, Thränen der Wehmuth und Freude vergießend und des Dankes zu dem allgerechten Lenker der Schicksale. Aber todtenbleichen Antlitzes starrte Taland vor sich hin, regungslos sitzend auf einem Sessel, in den, von Schreck gelähmt, er nieder gesunken — und als Karl ihn nun andonnerte, als er ihn zu Red und Antwort ziehen wollte, fand er an ihm eine Leiche. Der gewaltige Eindruck des Augenblickes hatte den Elenden getödtet.

Rom aber feierte nun ein Fest, wie kein schöneres noch gefeiert worden, das Fest der Wiedervereinigung des trefflichen Herrscherpaares; der Papst segnete den neuen Bund, und froheren Herzens, als er sich je gefühlt, kehrte Karl mit der Königin an den Rhein zurück. Und auch die treue Kammerfrau, die fortwährend ihrer Herrin unzertrennliche Gefährtin geblieben, sah die rheinische

Heimath und den Palast zu Ingelheim wieder, und von der Kaiserin geehrt, wie man eine Freundin nur ehren kann, war sie noch lange Zeuge der glücklichen Tage, welche die geliebte Gebieterin an der Seite des Königs verlebte. Zum Danke indeß für ihre Errettung und für den Beweis ihrer Unschuld, den der Himmel so wunderbar gegeben, stiftete Hildegard die Abtei Kempten, und die Jahrbücher dieses Stiftes haben die Kunde über die denkwürdige Begebenheit aufbewahrt.

Rüdesheim.

Gisela.

In den vielbewegten Zeiten der Kreuzzüge, als aus fast allen christlichen Ländern zahllose Ritter und Reisige dem gelobten Lande zuströmten, um das heilige Grab den Sarazenen zu entreißen und daselbst ein neues Königreich zu gründen, und als fanatische Priester aller Orte zu diesem, wie sie sagten, gottgefälligen Werke aufforderten, predigte auch in den Rheinlanden Bernhard von Clairvaux das Kreuz. Eindringlich ermahnte er, sich der großen Sache der Christenheit zu widmen und einem Heere anzuschließen, das eben nach Palästina aufzubrechen im Begriffe war.

Unter denen, welche diesem Rufe folgten, war auch der Ritter Brömser von Rüdesheim. Wittwer bereits und Vater einer einzigen, ihm lieblich erblühenden Tochter und Besitzer einer herrlichen Burg in dem reizenden Rheingau, dem Paradiese Deutschlands, hätte der Ritter, reich

und hochgeehrt, vielmehr daheim bleiben, als seine Gisela verlassen und der Gefahr preisgeben sollen, früh eine Waise zu werden. Aber Thatendurst und unaufhörliche Anmahnungen, zu Ehren des Erlösers zu streiten, siegten über jede Rücksicht, und Brömser verließ, von den Thränen und Segenswünschen seiner Tochter begleitet, die Burg seiner Väter und zog mit vielen gleichgesinnten Rittern sammt deren Mannen dem heiligen Lande zu. Nach vielen Abenteuern und Mühseligkeiten langte er daselbst an, und bald zeichnete er sich durch hohe Tapferkeit aus. Sein Name wurde im christlichen Lager mit Ruhm genannt, sein Schwert von den Feinden gefürchtet, und immer war es Ritter Brömser, dem die Ausführung solcher Unternehmungen aufgetragen wurde, welche Geistesgegenwart und Unerschrockenheit erforderten.

In felsiger Gebirgsgegend, nicht weit vom Heereslager, befanden sich die Quellen, welche das benöthigte Trinkwasser lieferten; es ward aber auf einmal die Benutzung derselben unmöglich, da ein schrecklicher Drache eben diese Felsenklüfte zu seinem Aufenthalt erwählte. Das Unthier war von furchtbarer Größe, gepanzert mit Schuppen, die Beine mit scharfen Klauen, sein weiter Rachen mit einer doppelten Reihe stachelichter Zähne bewaffnet. Schnell war sein Lauf, und jeder Krieger, der unvorsichtig sich näherte, ward des Ungeheuers Beute. Die Kunde von dem Erscheinen dieses Drachen setzte das ganze Lager in Schrecken. Vergebens mahnte der eintretende Wassermangel dringend zur Bekämpfung des neuen Feindes, vergebens forderte selbst Kaiser Conrad, der das Heer führte, die Ritter zu diesem Kampfe auf;

die Furcht lähmte eines Jeden Arm. Viele hielten den Lindwurm für eine Strafe des Himmels, gesandt zur Züchtigung für die unter den christlichen Streitern eingerissenen Zwistigkeiten und für manchen begangenen Frevel, und diese Meinung trug dazu bei, daß selbst die Tapfersten sich dem Wagniß entzogen.

Da erbarmte Ritter Brömser sich der allgemeinen Noth. Er trat vor den Kaiser hin, und erbot sich, den Kampf in Gottes Namen zu bestehen. Nachdem er sich gewaffnet, ritt er, von den Segenswünschen Aller begleitet, der Höhle zu, wo das Scheusal lagerte. Bald schoß dasselbe auf die gehoffte neue Beute zu; des Ritters Pferd bäumte sich beim Anblick der gräßlichen Gestalt, und Brömser mußte herabspringen, um Herr seiner Bewegungen zu sein. Sogleich auch schon war das Ungeheuer ihm nahe; glücklicher Weise jedoch ersah es sich das Roß zum ersten Ziele des Angriffes und indem es über dasselbe herstürzte, umwand es das arme Thier mit dem schuppigen Schweife und zermalmte es. Diesen Augenblick benutzte der tapfere Ritter; er durchhieb mit mächtigem Schwunge seines scharfen Schwertes den Schweif, ehe der Wurm ihn vom Pferde losgewickelt, und brach somit die Kraft des Drachen. Als dieser dann, wüthend vor Schmerz, mit weit aufgesperrtem Rachen nach Brömser schnappte, warf der Entschlossene den Schild in des Unthiers Schlund, und während es sich bemühte, denselben zu zermalmen, bohrte ihm der glückliche Kämpfer das Schwert bis zum Hefte in die Weichen, und ein gewaltiger Blutstrahl entquoll der Wunde und das Scheusal stürzte zu Boden und verendete.

Froh des errungenen Sieges, trat der Ritter seinen Rückweg an. Schon hatte er die Hälfte desselben durchschritten, als plötzlich aus einem Hinterhalt ein Haufe Sarazenen auf ihn losstürzte und ihn nach kurzer Gegenwehr zum Gefangenen machte. Mit gebundenen Händen wurde der edle Kämpe, der Retter seiner Genossen, ins feindliche Lager geschleppt, dem Hohn der wilden Horden preisgegeben und endlich einem Emir als Eigenthum überantwortet. Dieser ließ ihn auf ein festes Schloß bringen und scharf bewachen. Hier, in der Abgeschiedenheit des einsamen Kerkers, in schrecklicher, fast hoffnungsloser Gefangenschaft, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande. Seiner schönen Ritterburg, seiner verlassenen Gisela gedachte er mit Wehmuth, und in seines Herzens Trauer that er ein stilles feierliches Gelübde, daß, wenn das Schicksal ihm die Heimkehr vergönne, er im Vaterlande ein Frauenkloster stiften und seine Tochter zur ersten Nonne desselben weihen lassen wolle. Er fühlte sich durch das Gelübde getröstet und beruhigt; auch war in der That die Rettung nun nicht mehr fern. In einer dunklen Nacht überfiel und erstürmte das Christenheer in seinem Siegeslaufe das feste Schloß, das den Ritter aufgenommen, und im Triumphe führte man ihn in das Lager.

Nur wenige Monde noch weilte er unter seinen Kampfgenossen, dann kehrte er mit des Kaisers Erlaubniß nach Deutschland zurück. Seine Heimreise war ermüdend und gefahrvoll, doch langte er wohlerhalten endlich zu Rüdesheim an. Ein lauter Jubel empfing ihn, und Gisela weinte an seinem Halse Thränen der Freude, sowie

sie bei seinem Abschiede Thränen des Schmerzes vergossen hatte.

Am Tage nach seiner Ankunft erschien auf der Burg ein junger Ritter und stellte sich Brömsern als Kurt von Falkenstein vor. Mit Offenheit und Vertrauen erzählte der Jüngling, wie er Gisela lieb gewonnen, wie auch sie ihn liebe, und daß ihnen daher, um das glücklichste Paar zu werden, nichts als der väterliche Segen fehle. Brömser sah vor sich hin, blickte dann auf seine Tochter, in deren Mienen die Bestätigung von Falkensteins Worten zu lesen war, und sprach, beider Hände ergreifend, mit herzlichem, wehmüthigem Tone: „Wie gerne wollte ich eurem Wunsche entsprechen und euch als meinen Sohn segnen, denn ich kannte euren Vater; im Morgenlande sprach er oft von euch, der Wackre, der zu Edessa im Kampfe gegen die Feinde unseres Glaubens fiel — er war mein liebster Waffenbruder; aber ein Gelübde bindet meinen Willen, und nie dürft ihr einander angehören. In schmachvoller Gefangenschaft unter den Sarazenen, mit Ketten belastet, gelobte ich, im Falle glücklicher Heimkehr ein Kloster zu stiften, der Mutter Gottes zu Ehren, und daß Gisela die erste Nonne darin sein sollte. Durch die Fürbitten der Gebenedeiten ward ich bald hernach befreit; ich bin daher schuldig, mein Gelübde zu erfüllen, und, so wahr mir Gott helfe! ich will ernstlich vollbringen, was ich gelobt; darum darf in Gisela's Brust fortan keine irdische Liebe mehr wohnen.

Sobald dies der Falkensteiner vernommen, stürzte er, einem Sinnlosen gleich, zum Saale hinaus, bestieg sein Roß und jagte davon. Gisela aber fiel ohnmächtig

zu Boden, und von dieser Stunde an war ihr Geist zerrüttet. Sie durchirrte gleich einem Gespenste die weiten Hallen der Burg, und als einst ein tobendes Unwetter zu mitternächtlicher Stunde die Wogen des Rheines durchwühlte und der heulende Sturm die Eichen des nahen Forstes brach, schlich die Unglückliche zu des Vaters Lager, winselte ihm ein Lebewohl zu, eilte dann zum Erker und stürzte sich von da hinab in den Strom. Der nacheilende Vater kam zu spät, als daß er sie hätte zurückhalten können; er sah nur noch ihr Gewand flattern auf der dunkeln Tiefe und verschwinden.

Gram und Gewissensbisse verbitterten jetzt die Lebenstage des kinderlosen Greises. Zwar unterließ er nichts, sein krankes Gemüth herzustellen, und er vollführte nicht nur, um sich zu beruhigen, den Bau des Klosters, sondern suchte auch auf andere Weise, ja selbst durch Fehden, in die er sich mischte, und durch die Freuden der Jagd sich zu zerstreuen; aber weder Krieg noch Jagd konnten die Qual seines Innern übertäuben. Da brachte eines Tages ein Knecht ihm ein kleines, unscheinbares, hölzernes Bild des Gekreuzigten, das ein pflügender Ochse aus der Erde gescharrt hatte, und Brömser sah in diesem Funde einen Wink des Himmels, an der Stelle, wo das Bild gelegen, eine Kirche zu erbauen. Dies that er denn auch, und er ließ das Bild in dem Tempel aufstellen, und bald wurde dasselbe als ein Wunderthätiges gepriesen, so daß Wallfahrer von nah und fern es besuchten.

Noch in demselben Jahre, als er diese Kirche vollendet, die er Noth-Gottes nannte, starb der Ritter, und Fremde, kein theilnahmvolles Wesen, geleiteten ihn zur Gruft.

Bingen.

Der Mäusethurm.

Hatto, Bischof von Fulda, strebte nach dem erledigten erzbischöflichen Stuhle von Mainz und setzte beim Kaiser alle Triebfedern in Bewegung, seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Er wußte es auch durch Bestechungen und andere Mittel dahin zu bringen, daß, ungeachtet würdigere Candidaten vorhanden waren, die Wahl auf ihn fiel.

Diese Standeserhöhung prägte seine Herrschsucht, seinen Stolz und seine Lieblosigkeit nur noch mehr aus, und er bewies sich nur zu bald hart, tyrannisch und grausam. Vorzüglich ließ er die armen Unterthanen seine schwere Hand fühlen. Hohe Steuern wurden von ihnen erpreßt, damit er große Bauten aufführen und seiner Prachtliebe fröhnen konnte; Zölle wurden angelegt und neue Lasten ersonnen, als wäre das Land nur dazu bestimmt, des Herrschers Launen zu fröhnen.

So ließ er unterhalb Bingen in der Nähe des Binger Lochs, da, wo von den entgegengesetzten Ufern die Ruine Ehrenfels und Burg Rheinstein einander begrüßen, mitten in den schäumenden Wogen einen festen Thurm erbauen, alle vorüberfahrende Schiffe, die an dieser schmalen Durchfahrt leicht angehalten werden konnten, zur Entrichtung eines Zolles zu nöthigen.

Bald nach Erbauung dieses Zwingers geschah es, daß ein allgemeiner Mißwachs die Rheinlande und vor-

züglich das Gebiet des Erzbisthums heimsuchte. Eine schreckliche Dürre verbrannte die Fluren; Ungeziefer und Hagelschläge zerstörten zum Theil noch das Wenige, was aufgekeimt war, und es drohte eine allgemeine Hungersnoth um so mehr, als Hatto fast alles Korn, was von der letzten Ernte noch übrig, angekauft und auf seine Speicher verschlossen hatte. Das gefürchtete Unglück brach auch mit allen seinen Schrecken gar bald über das Land herein und verbreitete unsäglichen Jammer unter der ärmeren Bevölkerung. Zwar ließ der Erzbischof von seinen Vorräthen verkaufen, jedoch nur zu so hohen Preisen, daß diese den meisten Unterthanen unerschwinglich waren. Die Armen mußten daher zu solchen Nahrungsmitteln greifen, welche Krankheiten erzeugten und so das allgemeine Elend nur vergrößerten. In dieser Noth bestürmten die Unglücklichen den Fürsten mit den flehentlichsten und rührendsten Bitten. Selbst seine Räthe und Freunde drangen in ihn, sich des Jammers der Unterthanen zu erbarmen und denselben, statt ein Bedrücker, ein hülfreicher Landesvater zu sein; aber alle Vorstellungen und Bitten blieben umsonst. Der Tyrann fuhr fort, sein Korn nur zu den höchsten Preisen zu verkaufen, denn er war Willens, ein prachtvolles Schloß von außerordentlicher Größe zu erbauen, und zu solchem Baue bedurfte er großer Summen.

Die wachsende Noth aber und die Härte des Erzbischofs steigerten die Unzufriedenheit zur Erbitterung, und als diese endlich in Gewaltthätigkeiten überzugehen drohte, setzte ihr Hatto mit kaltem Hohne Grausamkeit entgegen.

Eines Tages nämlich drang die hungrige Menge, Männer, Weiber und Kinder, nachdem sie vor des Erzbischofs Palast vergebens um Brod geschrieen, ungestüm in die Gemächer, wo der Fürst mit seinen Gästen an schwelgerischer Tafel saß. Hatto empfing die Eindringenden mit erheuchelter Herablassung, versprach ihnen Korn und hieß sie zu einer großen Scheune gehen, wo sie das Zugedachte bekommen sollten. Froh über diese Zusage entfernten sich die Unglücklichen; kaum aber waren sie in der Scheune, so hieß der Barbar durch seine Trabanten die Thüre verschließen, und, o der Unmenschlichkeit! das Gebäude in Brand stecken; und als die Schlachtopfer jammernd um Erbamen flehten und die Flammen ihnen Schmerzensgeheul erpreßten, sprach er zu seiner Umgebung: „Hört ihr, wie die Kornmäuse pfeifen! ich mache es mit den Rebellen nicht anders, als wie mit allen Mäusen, die ich fange! ich verbrenne sie."

Diese Schreckensthat aber rief die Rache des Himmels auf den schändlichen Urheber herab. Aus der Asche der verbrannten Scheune krochen Tausende und wieder Tausende von Mäusen hervor und, wie ein verheerender Strom ihren Weg zum Palaste nehmend, erfüllten sie alle Gemächer und fielen den Erzbischof selbst mit frecher Gier an. Mochte dieser sich noch so sehr ihrer zu erwehren suchen, mochten seine Diener auch Tausende tödten, es war des Anströmens kein Ende, und der Bösewicht fing an zu erkennen, daß ein höherer Richter jenen Frevel zu ahnden übernommen. Von seiner Umgebung verlassen, die voll Entsetzen floh, eilte Hatto auf ein Schiff, um sich den Verfolgern zu entziehen; aber

vergebens. Sie schwammen in Legionen ihm nach, als er den Rhein herunter fuhr; und als er, in Verzweiflung, bei Bingen an dem von ihm errichteten Zollthurm landete und sich hier zu schützen gedachte, folgten ihm diese zahllosen Feinde auch dahin, benagten und durchlöcherten mit unglaublicher Geschwindigkeit die Thore, gruben sich selbst Zugänge durch die dicken Mauern und erreichten endlich wieder den, welchen sie suchten.

Hatto unterlag den Mäusen, die in Schaaren von Milliarden über ihn herfielen, und erst nachdem sie ihn gefressen, verloren sie sich wieder und verschwanden gänzlich. — Der Thurm heißt noch heutigen Tages der Mäusethurm. Niemand bewohnt, Niemand benutzt ihn; sein dunkles, halbverfallenes Gemäuer steht da, wie die Denksäule einer schwarzen, schrecklichen That, unheimlich, wie ein Warner vor ähnlichen Freveln an der nothleidenden Menschheit.

In einem milderen Lichte erscheint die Sage, wenn man das Geschichtliche über Hatto nachschlägt, wornach derselbe als kluger Regent, aber als herrschsüchtiger Prälat erscheint. Kaiser Ludwig und Herzog Otto von Sachsen erhielten damals die Regentschaft des Reichs und Hatto war der Vertraute des Kaisers, so daß er Caro Regis (das Herz des Königs) genannt wurde. Als Vorsteher der deutschen Geistlichkeit und erster Verwalter von 12 reichen und mächtigen Abteien ward er zugleich der Hauptstifter jener weltlichen Macht, die der Mainzer Stuhl sich erwarb. Ohne Zweifel hat sein stolzer, despotischer Charakter, durch welchen das Volk

Manches erleiden mochte, so wie auch wohl manche Erdichtung seiner mächtigen Gegner jene gräßliche Sage vom Mäusethurm hervorgerufen.

Auch eine deutsche Heldenthat knüpft sich an diesen Thurm. Als 1632 Gustav Adolph an den Rhein kam und auch Hatto's Thurm erobern wollte, war derselbe nur von sieben Deutschen besetzt, welche denselben so wacker vertheidigten, daß die Hälfte der Eroberer auf dem Platze blieb. Umsonst boten die Schweden dem letzten der sieben Helden Pardon; mit dem Rufe „Kein Pardon" stürzte sich derselbe vom Felsen in den Fluß.

Der heilige Rupert.

Unter der Regierung Ludwig's des Frommen herrschte Herzog Robolaus im Lande der Sachsen. Er war der christlichen Religion nicht zugethan, dabei von wilder, aufbrausender Gemüthsart, aber auch tapfer und kampfgeübt. Bertha, die Tochter eines mächtigen Herzogs am Rheine, flößte ihm eine heftige Neigung ein, und die sanfte liebenswürdige Jungfrau, zugleich fromme, eifrige Christin, war dem Bewerber nicht abgeneigt, theils weil sie seine Heldenthaten bewunderte, theils auch, weil sie die Hoffnung hegte, den künftigen Gemahl zum Christenthume zu bekehren.

Diese Hoffnung ging leider aber nicht in Erfüllung. Der rauhe Krieger achtete nicht auf Bertha's liebevolle Vorstellungen, ja er verbat sich dieselben zuletzt ganz und gar, und wurde so mürrischen Wesens, daß die

arme leidende Frau gezwungen war, sich von ihm zu trennen und eine entfernte Burg zu bewohnen. Hier gebar sie ein Söhnlein, welches den Namen Rupert erhielt und ihr einziger Trost und Liebling wurde. Bertha wollte in ihm einen frommen Christen erziehen, weil sie ihres Gemahls großen Hang zum kriegerischen Leben als die Ursache ihres Unglücks betrachtete. Sie war daher vor allem bemüht, in dem jungen Herzen sanftere Tugenden und die Neigung für ein stilles, häusliches Leben zu wecken.

Auf einem Zuge, den Robolaus gegen benachbarte Stämme unternahm, wurde er in einer blutigen Schlacht das Opfer seines verwegenen Muthes. Als Bertha Kunde von seinem Tode erhielt, betrübte sie sich sehr, denn sie gedachte jetzt nur seiner guten Eigenschaften. Sie beschloß nun, ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu verlassen und zu ihren Eltern zu ziehen, welche das herzogliche Schloß zu Bingen bewohnten.

Hier bewarben sich viele Edle des Landes um die Hand der jungen schönen Fürstin; aber sie schlug alle, auch die glänzendsten Anträge aus, indem sie ihre Tage nur der Erziehung ihres geliebten Sohnes widmen wollte. Dieser belohnte denn auch ihre Mühe und Sorgfalt auf das Schönste. Glücklicherweise hatte er von seinem Vater nicht den wilden hochfahrenden Sinn, vielmehr von der Mutter Sanftmuth und Frömmigkeit geerbt. Dabei entwickelte er früh schon eine Neigung zum Wohlthun, und diese Neigung nahm, zur Freude Bertha's und ihrer Eltern, mit den Jahren immer mehr zu. Rupert weilte am liebsten unter den armen Kindern des Ortes;

er theilte mit ihnen, was er hatte, schenkte den dürftig Gekleideten, von dem sogar, was er trug, und als einst eine Schaar halbnackter, hungeriger Knaben um ihn versammelt war, für welche seine Gaben nicht hinreichten, führte er sie seiner Mutter mit den Worten zu: „Sorge für sie, liebe Mutter, denn es sind ja auch deine Kinder." Eben so zeigte sich, als Bertha einen Prachtbau errichten lassen wollte, der Wohlthätigkeitssinn des gotterfüllten Knaben, indem er sich bei diesem Vorhaben widersetzte, mit den Worten: „Brich erst den Hungrigen dein Brod und kleide die Nackten, die da Noth leiden und unsere Brüder sind."

Durch solche Mildthätigkeit ward Rupert bald der Gegenstand der allgemeinen Liebe, deren er sich bei zunehmenden Jahren immer würdiger machte. Alles, was er besaß und von seiner Mutter erbitten konnte, verschenkte er, ohne irgend eine Rücksicht auf sich selbst. Als er zum Jüngling herangewachsen, wurden ihm von vielen Seiten Vorstellungen, sowohl gegen seine allzugroße Freigebigkeit, als auch gegen seine Vernachlässigung ritterlicher Waffenübungen, gemacht; es sei, meinte man, seinem hohen Stande angemessener, sich Fertigkeit im Kampfspiele und im Tummeln des Streitrosses zu erwerben, als beständig mit Bettlern und Krüppeln zu verkehren. Allein weder Vorstellungen, noch Spott konnten auf Rupert Eindruck machen; er fuhr unermüdet fort, Wohlthaten zu spenden und seinen Lohn in dem Segen der Nothleidenden zu finden.

Einst an einem schönen Frühlingsmorgen schlummerte Rupert an den Ufern des Rheines, wo er sich in den

Schatten eines Baumes gelagert, von einem Spaziergange ermüdet ein; da sah er im Traume einen ehrwürdigen Greis, in langem Talare, am Strome stehen; eine Schaar freundlicher, spielender Knaben umgab den Alten, und derselbe ergriff einen nach dem andern von ihnen, tauchte sie in die Fluth, und sie kamen schöner und lieblicher wieder zum Vorschein. Zugleich erhob sich im Rheine eine Insel, reizend und herrlich wie ein Feenland, voll süßer paradiesischer Früchte; ein bunter gefiederter Sängerchor belebte die Flur und eine Fülle lieblicher Blüthendüfte durchwehte die Luft. Zu dieser Insel führte der Greis die Knaben und kleidete sie in schneeweiße Gewänder. Voll Verlangen nach dem wunderbaren Eilande, eilte Rupert zu dem ehrwürdigen Manne, mit der Bitte, auch ihn Theil nehmen zu lassen an dem entzückenden Aufenthalte. Jener aber erwiederte in feierlichem Tone: „Nicht hier ist ein Aufenthalt für dich Rupert; deine Wohlthaten und dein reiner, frommer Sinn machen dich würdig, die höheren Wonnen des Himmels zu genießen und das Angesicht der Verklärten zu schauen." Und siehe! bei diesen Worten erhob sich aus der Blumenflur der Insel ein Regenbogen in tausendfarbiger Pracht, und als Rupert aufwärts blickte, sah er eine Schaar von Engeln mit goldenen Flügeln herabschweben, in deren Mitte das Christuskind in unnennbarem Glanze strahlte. Ihm zur Seite kniete ehrfurchtsvoll der h. Johannes, und zwei Engel schwebten hervor, ein Gewand emporhaltend, welches Rupert erst kürzlich einem armen Knaben geschenkt hatte. Mit dem Gewande bekleideten sie das Erlöserkind, und dieses sprach:

„Das Kleid hast du den Nackten gegeben und Speise den Hungernden; für solches Thun gebührt dir hoher Lohn im Glanze der ewigen Herrlichkeit.“ In seliger Wonne wollte Rupert die Arme nach dem lieblichen Christuskinde ausstrecken, da verschwand das entzückende Bild und — er erwachte.

Von diesem Tage an wandelte Rupert, einem Verklärten gleich, umher. Er faßte den Vorsatz, nach Rom zu pilgern und von dort aus das heilige Grab zu besuchen, sodann aber in der Hauptstadt der Christenheit sein Leben zu beschließen. Alle Vorstellungen seiner Mutter, die, obwohl sie ihn zum frommen Christen gebildet, als Fürstin ihren Sohn doch zum Ritterstande bestimmt hatte, erlangten von ihm nichts, als das Versprechen, von Rom aus auf kurze Zeit zü ihr zurückzukehren; und somit entsagte er der Fürstenwürde und statt des Purpurs nahm er das Pilgerkleid.

Als er nach einem Jahre von seiner Wanderung wiederkam, hatten die Mühseligkeiten derselben und Entbehrungen die Gesundheit seines ohnehin schwachen Körpers gänzlich untergraben. Er starb, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling, in den Armen seiner Mutter, und diese folgte ihm bald nach.

Rupert wurde später unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und das Kloster zu Eubingen soll noch jenes Kleid von ihm besitzen, das er einst einem armen Kinde geschenkt und das er im Traume gesehen.

Die Seherin Hildegard.

Nach dem Tode des h. Rupert und seiner Mutter fielen die Besitzungen des Herzogs von Bingen an mehrere Verwandte, von welchen die unweit Kreuznach gelegene Burg Sponheim erbaut wurde. Auf dieser Burg lebte Ritter von Bökelheim mit seiner Gattin Mathilde, welche ihm nur ein einziges Kind, ein Töchterchen, schenkte, dem in der Taufe der Name Hildegard gegeben wurde. Das Kind wurde schon frühe einer Aebtissin des Klosters Disibodenberg zur Erziehung anvertraut, und so brachte Hildegard ihre Jugendjahre in diesem Kloster zu.

Sie zeigte sehr bald einen großen Hang zur Lectüre frommer Bücher und Legenden; besonders merkwürdig aber waren ihre häufigen Visionen, vermittelst welcher sie, ihrer Behauptung nach, die Ereignisse der zukünftigen Zeit vorhersehen konnte; und in der That, nicht unähnlich unserer neuern Zeit ist das Bild, das sie damals, im Dunkel ihrer Zelle, von der Zukunft entworfen hat.

Die Sittenlosigkeit und Verderbniß, worin die Mächtigen, vorzüglich aber die Geistlichen jener Zeit versunken waren, fanden an Hildegarden eine strenge Richterin, und schonungslos deckte sie Schandthaten und Laster auf.

Als am Rheine der h. Bernhard das Kreuz predigte, besuchte er Hildegarden und vermochte sie, durch ihre Stimme die seinige zu unterstützen. Beim Abschiede schenkte er ihr einen Ring mit der Inschrift: „Ich leide gern“,

und dieser Ring wird noch jetzt in Wiesbaden gezeigt. In spätern Jahren wurde Hildegard Aebtissin des schon gedachten Klosters und ihr Ansehen wuchs in dem Maaße, daß Schaaren von Gläubigen Wallfahrten zu ihr anstellten und ihren Segen erflehten.

Hildegard hat mehrere in lateinischer Sprache geschriebene Werke hinterlassen, welche von ihrer Gelehrsamkeit und ihren vielen Kenntnissen Zeugniß ablegen. Obgleich sie mit großer Erbitterung gegen die Geistlichkeit geeifert, so ist sie doch später durch den Mund des Papstes heilig gesprochen worden.

Rheinstein.

Der Ritt zur Trauung.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte die Burg Rheinstein ein eben so reicher und mächtiger, als seiner Räubereien und Uebelthaten wegen berüchtigter Ritter, Namens Sifrid.

Einst, als von einem seiner Streifzüge er mit schwerer Beute heimkehrte, brachte er ein Weib von ausgezeichneter Schönheit mit, das er aus Frankenland entführt hatte. Aber wie er als Sieger über die Erbeutete triumphirte, fühlte er bald auch von der Sanftmuth der schönen Frau sich besiegt.

Der edlen Jutta Ankunft auf Rheinstein bewirkte in des Ritters Wesen eine überraschende Aenderung.

Von nun an keine Gewaltthätigkeiten, keine Räubereien mehr; ruhig zog der Kaufmann vor dem sonst so gefürchteten Schlosse vorbei und furchtlos steuerte der Schiffer an den Mauern der Veste vorüber — Jutta's schmeichelnde Stimme hatte den Ritter beredet, der früheren Lebensweise gänzlich zu entsagen; so viel vermag die Liebe!

Vordem der geräuschvolle Aufenthaltsort frecher Wegelagerer, ward Rheinstein jetzt die trauliche Behausung des Friedens und harmlosen Genusses. Die wilden Gäste verließen es nach und nach, und die rauhen Kriegsgesellen, lüstern nach Beute und Willkür, suchten anderwärts Dienst; im Dienste Sifrid's war kein Raubgewinn mehr zu ärndten, seit auf seiner Burg das Glück stiller Häuslichkeit herrschte. So hatte es Jutta gewollt, und Sifrid ehrte sie hoch, wie Schönheit und Tugend man ehrt.

Aber dies stille Glück sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Nach einem Jahre ihres häuslichen Waltens starb Jutta bei der Geburt eines Töchterleins, das sie dem Gatten hinterließ. Der Verlust des geliebten Weibes versetzte den Ritter in eine tiefe Schwermuth, die nach und nach zu einer düstern Menschenscheu ward. Nur der Trost, in dem Kinde ein theueres Andenken zu haben, und die Sorge um dies kostbare Unterpfand fesselten ihn noch an das Leben, und der Pflege und Erziehung der Tochter widmete er seine Tage.

Gerda, so hieß das Mädchen, entwickelte bald jene herrlichen Eigenschaften, die das Erbtheil der edlen Mutter; wie eine zarte Blume allmälig zur Pracht sich

entfaltet, wuchs sie auf in Anmuth und Liebreiz unter der schirmenden Sorgfalt des Vaters.

Indeß, wie zurückgezogen auch bisher Sifrid lebte, so konnte er doch ermüdeten Wanderern oder frommen Pilgern, die am Fuße des Berges anhielten, gastliche Aufnahme nicht versagen, und so ward denn gar bald der Schatz, welchen Rheinstein barg, entdeckt und verbreitete sich der Ruf von Gerda's Schönheit weit im ganzen Gaue und Lande umher. Nicht lange sodann währte es, als auch schon eine Menge Ritter, hohen sowohl wie niederern Adels, auf Sifrid's Burg sich einfanden, alle in dem Wunsche, eine Ehe zu schließen, welche doppelten Gewinn verhieß, nebst den Reizen der herrlichen Jungfrau die großen Reichthümer des Vaters. Um sich endlich der Freier, die mit jedem Tage sich mehrten, mit einem Male zu erwehren, beschied der alte Herr von Rheinstein sie alle nach Mainz zu einem Turniere, welchem daselbst er mit Gerda beiwohnen wolle: die Hand der schönen Erbin solle der Preis des tapfersten Kämpfers sein.

Nicht leicht zählte ein Turnier mehr Theilnehmer, als dieses, und der Ritter prangendes Gefolge und glänzender Waffenschmuck vermehrte die Pracht des Festes; aber die schönste Zierde dabei däuchte Allen sie selber, Gerda, die zu gewinnen, so viele Edle in die Schranken jetzt traten, während von hohem Balkone sie mit ihrem Vater dem Kampfspiele zusah.

Unter den anwesenden Rittern zeichneten vor Allen sich zwei aus, Kurt von Ehrenfels, Besitzer der Burg gleichen Namens, und Kuno von Reichenstein, das dem

Schlosse Rheinstein so sehr benachbart lag, daß beide eine einzige Veste schienen. Beide Ritter führten einen rühmlichst bekannten Degen, und hatte Kuno, jünger als sein Gegner, die Vorzüge einer feineren Bildung und eines edleren Gemüthes, so überbot ihn der rauhe Kurt, der den Beinamen der Böse trug, an Reichthum und an ausgebreiteten Besitzthümern. Sifrid wünschte aus Habsucht dem Ehrenfelser den Sieg, Gerda indeß hegte schon längst eine stille Neigung zu dem liebenswürdigen Reichensteiner; aber wie die Laune des Glücks meist wunderlich entscheidet, so entschied es auch diesmal zu Gunsten dessen, welchem die Liebe den Sieg so gerne entwunden hätte. Nachdem Kuno alle andere Nebenbuhler vom Kampfplatze entfernt und mehr als einen der Heirathslustigen schon auf den Sand geworfen, mußte er endlich der überlegenen Kraft des von Ehrenfels weichen, und freudig begrüßte Sifrid nun Kurt den Bösen als seinen zukünftigen Eidam.

Und es kam sodann der zur Vermählung bestimmte Tag, ohne daß Gerda's Bitten und Thränen den Entschluß des Vaters wanken zu machen vermochten. Mit bleichen Wangen und vom Weinen getrübten Augen schien sie, im reichen Gewande und glänzenden Hochzeitsschmucke, nicht eine glückliche Braut, sondern einem Opfer gleich, das man einem feierlichen Tode geweiht. Aber ehe sie zum Opfer des unbeugsamen Willen ihres Vaters würde, bevor an den Altar man sie zwänge, wollte sie erst noch Trost und Hülfe bei der mächtigen Beschützerin leidender Jungfrauen suchen, ihr, der Himmelskönigin, sich zu Füßen zu werfen und in der Kapelle

des Schlosses zu ihr beten. Und so eilte sie denn in die Kapelle und warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hin. „Ohne deinen Beistand, o Maria, die Du voll der Gnaden, bin ich auf immer verloren, Schmerz und Gram wird mich tödten! o beschütze mich, schirme Dein Kind vor solchem Elende!“ Also flehte sie zu der Heiligen und lange lag vor ihr im Staube sie da, als endlich ungeduldig Kurt herbeeilte und sie ungestüm zum Hochzeitszuge aufforderte. Aber das inbrünstige Gebet hatte Gerda's Muth wunderbar gestärkt und mit ruhiger Miene trat sie dem Ritter entgegen, warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo auf der Zinne von Reichenstein Kuno düster und traurig nach der Burg Rheinstein herübersah, und folgte, voll Vertrauen auf des Erlösers Mutter, dem voraneilenden Ehrenfelser.

Zu den sie erwartenden Gästen des Festes gekommen, bat sie, daß man, um zur Kirche zu reiten, den weißen Zelter ihr sattle, den Kuno von Reichenstein an ihrem achtzehnten Geburtstage ihr geschenkt. Man that, wie sie wünschte, und nun ging der festliche Zug den Berg hinab zur St. Clemenskirche, deren Reste heutigen Tags wieder hergestellt sind.

Kuno sah von seiner Burg herab den Zug, und unentschlossen, ob er an seinem Nebenbuhler sich rächen oder sich auf immer in ein Kloster begraben solle, starrte er, in Kummer versunken, vor sich hin, als plötzlich ein außerordentlicher Anblick ihn aus dem schwermüthigen Sinnen weckte. In dem Augenblicke nämlich, da eben der Zug bei der Kirche angelangt war, begann Gerda's

Pferd, welches bis jetzt ganz ruhigen Schritt gehalten, heftig an sich zu bäumen, und Alles, was sich ihm näherte, über Haufen werfend, riß es wüthend aus. Sogleich jagten die Reiter ihm nach, es zurückzuführen; aber vergebens: es stürmte dahin, erst dem Rheine zu, in welchen sich zu stürzen, Gerda, auf das Zurufen Kurt's nicht achtend, es noch antrieb, denn der Tod im kühlen Strome wäre ihr erwünscht gewesen; am Ufer des Flusses jedoch wandte das treue Thier um und schnell wie ein Pfeil flog es nun den steilen Felsen hinauf, auf dessen Gipfel Reichenstein mit seinen gewaltigen Mauern ruhte; kaum, daß Kuno schnell genug die Zugbrücke niederlassen konnte, die Geliebte zu empfangen, welche auf so wunderbare Weise ihm in die Arme geführt wurde.

Dann, nachdem sich beide der lebhaftesten Freude hingegeben, befahl er, daß man sogleich die Thore schließe, die Schießscharten versorge und überhaupt Alles in besten Vertheidigungsstand setze — unnöthige Mühe jedoch! der Himmel hatte schon sein Urtheil gesprochen. Wenige Minuten nach Gerda's Ankunft wurde Sifrid, ihr Vater, durch einen Sturz seines Pferdes schwer verwundet, auf einer Bahre an die Thore Reichensteins gebracht; er begehrte freundschaftlichen Einlaß, und segnete, aus freiem Antriebe, eine Verbindung, die zu vollziehen, Gott unverkennbar ihm vorgeschrieben. Das dem Ritter von Ehrenfels gegebene Versprechen aber hatte bereits der Tod gelöst; denn in demselben Kahne, in welchem vor einigen Stunden Kurt frohlockend nach Rheinstein gefahren war, fuhr man jetzt eine hochzeitlich geschmückte Leiche nach Ehrenfels zurück: in blinder Wuth hinter den Spuren des Zelters,

der Gerda entführte, nachjagend, war der Unglückliche an einem Felsen des Ufers mit seinem Rosse gestürzt und hatte den Schädel zerschellt.

Lorch.

Die Teufelsleiter.

Auf seiner Burg zu Lorch, deren Trümmer man unweit Aßmannshausen erblickt, saß einst Ritter Gilgen, schweigsam und in sich gekehrt. Schon dem Greisenalter nahe, überdachte er sein vergangenes vielbewegtes Leben und den nichtigen Erfolg seines bisherigen Strebens und Thuns.

Als Jüngling war er mit Brömser von Rüdesheim im gelobten Lande gewesen und ein tapferer Streiter für die Eroberung des heiligen Grabes. Nach seiner Rückkunft von da hatte er sich mit einem schönen, jedoch armen Fräulein, einer Waise, vermählt, an welcher er mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing. Aber schon nach einem Jahre häuslichen Glücks ward die Gattin ihm entrissen, durch die Geburt einer Tochter, die am Leben blieb und den Namen Gerlinde erhielt.

Um den Schmerz über jenen Verlust zu übertäuben, und wo möglich zu vergessen, hatte er sich in die Streitigkeiten und Händel der Nachbarschaft gemischt und so mehrere Jahre hindurch im Interesse seiner Freunde eine Reihe von Fehden durchkämpft. Die Folge derselben war unglücklicher Weise die Einbuße seiner Be-

sitzungen und die Nothwendigkeit, sich mit den geringen Einkünften seiner Stammburg zu begnügen. Mißmuthig zog er sich daher von jedem Umgang zurück und nur das theure Kind, dem er alle Liebe und Sorgfalt zuwandte, fesselte ihn noch an die Welt. In solch' einförmigem Leben waren ihm bereits mehrere Jahre hingeschwunden. Da besuchte ihn ein Waldbruder, dessen Hütte im nahen Gebirge stand und der im Lande allgemein als ein Zauberer bekannt war. Dieser verstand es, in dem mürrischen Ritter den Geschmack an Chiromantie, Sterndeuterei und andern geheimen Künsten zu wecken und nach wiederholten Besuchen ihn endlich dergestalt für diese Dinge einzunehmen, daß der Unterricht in denselben Gilgens Lieblingsbeschäftigung ausmachte. Der Ritter hegte die Hoffnung, sich durch des Schwarzkünstlers Hülfe eine Verbindung mit der Geisterwelt zu eröffnen und dadurch zur Kenntniß verborgener Schätze zu gelangen, sowie zur Möglichkeit, dieselben zu heben — ein Bestreben, welches in damaliger Zeit nicht ungewöhnlich und, wie die Sage ging, oft schon überreich belohnt worden war.

Gerlinde war und blieb bei allem dem des Vaters Liebling und seine höchste Freude. Ihretwegen war es ja auch hauptsächlich, daß er nach Geld und Gütern trachtete, damit sie einst, eine reiche Erbin, eben so sehr ihres äußern Glückes wegen der Gegenstand aller Wünsche junger Ritter sein möchte, als sie es durch Schönheit und Anmuth zu werden versprach. Ihre körperlichen Reize begannen sich mit dem 13. Jahre schon auf überraschende Weise zu entwickeln, und wie der Mutter Wohl-

gestalt, so schien sie glücklicherweise auch deren Herzens-
tugenden und ein stilles, fast melancholisches Wesen geerbt
zu haben, das ihre zarten Züge noch interessanter machte.

Es war an einem Frühlingsabende, als, wie bereits
gesagt, der Ritter schweigsam und nachdenklich in seinem
großen Sessel lehnte. Soeben war der Waldbruder
von ihm gegangen, und dessen Bemühungen, durch allerlei
magische Operationen den Ort auszumitteln, an welchem,
einer uralten Sage nach, im Gebirge ein großer Schatz
vergraben war, hatten noch keinen Erfolg gehabt. Zwar
war der Chiromant mit der Versicherung geschieden,
daß es ihm sicher glücken werde, diesen Ort in spätestens
sieben Tagen, beim Eintritt einer totalen Mondfinsterniß
heraus zu punktiren; allein der Ritter zweifelte um so
mehr am Gelingen, als schon manche ähnliche Verheißung
des Zauberers sich als nichtig erwiesen hatte.

Draußen war es rauh und unheimlich; der Wind
brauste um die Thürme und Warten der Veste, drehte
die Wetterfahnen in ihren Angeln und jagte die Wolken.
Die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein, und nur
mit Mühe konnte man hören, daß des Burgwarts Horn
zu so ungewöhnlicher Stunde ertönte. Kaum waren diese
Töne verhallt, so trat ein Knecht in's Zimmer und mel-
dete, es stehe vor dem Thore ein seltsames Männchen
und begehrte Nachtherberge. Das Aussehen desselben sei
so sonderbar und fremdartig, daß der Pförtner Bedenken
trage, zu öffnen, und daher erst anfragen lasse, was der
Ritter befehle. Dieser, neugierig, den Gast zu sehen, ging
selbst zum Thore und erblickte beim blassen Scheine des
Mondes, der auf Augenblicke durch zerrissene Wolken brach,

Ein Männlein, kaum sechs Spannen groß,
In feuerfarbenem Talare,
Der wallend um die Schultern floß,
Zusammt dem grauen Lockenhaare.

Ein gelbes Mützlein, troddelreich,
Erst schmal, dann weit, wie eine Birne,
Erhob, fast einer Krone gleich,
Sich auf der tiefgefurchten Stirne.

Ein Stäbchen schwang er in der Luft.
Mit unverständlichem Gemunkel —
Ein Wesen schien's aus Bergeskluft
Und aus der Schächte tiefem Dunkel.

Grade vor einem feindlichen Gnomen-Volke aber hatte der Waldbruder den Ritter bereits gewarnt: dieser rief daher barsch und unwillig dem Unwillkommenen zu: „Was ist euer Begehr?“ „Laßt mich ein,“ scholl es herüber, „ich wünsche einen Imbiß und Herberge für die Nacht; morgen ziehe ich weiter, und will euch den Liebesdienst lohnen.“ „Mit nichten“, entgegnete Gilgen, dem der tiefe Baß des Fremden höchlich auffiel, „solch Gesindel kommt nicht in meine Burg. Ihr wäret mir der Rechte, mein Vieh zu behexen, Korn und Eier durch die Luft davonzuführen, und zum Lohne mir selbst etwas anzuthun. Marsch fort, zu Andern eures Gelichters, und belästigt mich nicht länger.“ So rufend, warf er das Fenster zu und eilte zurück, und der Zwerg brummte etwas in den Bart und verschwand im Gebüsche.

Am andern Morgen zog Gilgen auf die Jagd und erst gegen Mittag kehrte er zurück. Da vernahm er zu seinem größten Schrecken, Gerlinde sei verschwunden. Sie war von einem Spaziergange, den sie allein unternommen, nicht zurückgekommen und trotz alles Suchens der Diener nicht zu finden gewesen. Sogleich mußten alle Mannen sich auf die Rosse werfen und die ganze Gegend nach allen Richtungen durchstöbern. Der Ritter selbst achtete nicht Ermüdung und Schwäche; er bestieg sein bestes Roß und durchsuchte Berg und Thal, Wald und Flur, indem er den Namen seines lieben Kindes rief. Als er zu einem Berge kam, welcher der Kedrich heißt, traf er einen Hirtenknaben und fragte diesen nach der Tochter. Der Hirt berichtete, daß er um Mittag drei Zwerge in rothem Mantel gesehen, die ein schönes Mägdlein, von etwa 14 Jahren, auf einem kleinen Pferde davon geführt hätten und unter den Erlen am Berge mit ihr verschwunden wären. Außer sich vor Schmerz ritt Gilgen so nah als möglich an den Kedrich, und rief dort dreimal: „Gerlinde, wo bist du?“ Kaum hatte er dies gerufen, so erblickte auf dem Gipfel des unzugänglichen Bergkegels er sein Kind, das verlangend die Arme nach ihm ausstreckte. Hinter dem Mädchen aber stand derselbe Gnom, der gestern Einlaß auf die Burg begehrt hatte, und hohnlachend rief der Zwerg ihm zu: „Das ist der Lohn für deine Gastfreundschaft.“

Was war zu thun? Den felsigen Berg zu ersteigen, war unmöglich; Niemand hatte bis jetzt auch nur den Versuch dazu gewagt, da man wußte, es sei nicht geheuer in den Steinklüften. Dennoch wollte der Ritter sich

einen Weg hinauf bahnen. Eine Menge Werkleute erschien andern Tages mit Meißel, Axt und Hammer; allein sie konnten den harten Fels nicht bearbeiten, und nachdem sie den ganzen Tag sich abgemüht, prasselte ein Steinhagel von der Höhe herunter und vertrieb sie. An Allem verzweifelnd, eilte jetzt der Ritter, obgleich die Nacht schon angebrochen, des Waldbruders Hütte zu. Er erzählte diesem, was geschehen, und der Alte versank in tiefes Nachdenken. Dann zündete derselbe ein Feuer an, kochte aus allerlei Kräutern einen Trank, bei dessen Umrühren Funken emporknisterten, und murmelte unverständliche Worte. Hiernach goß er die Flüssigkeit in ein gemauertes Loch, wo sie in tausendfarbigen Flammen sprühte und sprach dabei überlaut:

„Sieh her von deinem Flammenthron
Auf deinen Knecht und treu'sten Sohn,
Erhör' mein tief, inbrünstig Flehn
Und, was ich bitte, laß geschehn.

Die Gnomen, die am Kedrich sind,
Die raubten eines Ritters Kind;
Der Vater ist in großer Noth
Um's zarte Mägdlein weiß und roth.

O hilf mit deiner ganzen Macht,
Du Mächtiger der Mitternacht,
Dann bring' ich dir ein Eulenpaar
Und einen Bock zum Opfer dar."

Sobald er diese beschwörenden Worte gesprochen, begann im Schornstein ein gräßlicher Lärm; es pfiff

der Wind mit schneidenden Tönen durch Thüre und Fenster, so daß den Ritter Grauen und Angst überkam. Nach einer Weile murmelte der Schwarzkünstler vernehmliche Laute, und sogleich wurde es wieder still. Dann sagte er zu Gilgen: „Kehret heim, Ritter, und hoffet das Beste. An eben dem Tage, an dem ich euch einen Schatz überliefern will, hoffe ich auch, euer liebliches Töchterlein zu befreien aus des tückischen Zwerges Gewalt."

Etwas beruhigter trabte Gilgen nach seiner Burg zurück, und am andern Morgen meldete ihm der Waldbruder, daß der unterirdische Fürst, den er angerufen, folgenden Bescheid gegeben habe:

„Ein Ritter schwarz, auf schwarzem Pferd,
Mit blanker Waffe wohl bewehrt,
Dem schon die Maid im Traum erschien,
Wird rettend hin zum Kedrich ziehn."

Der bezeichnete Schwarze mußte also erwartet werden. Am dritten Tage gegen Abend erschien wirklich ein fremder junger Ritter auf der Burg, schwarz gerüstet, auf schwarzem Roß, und fragte nach einem noch blutjungen Fräulein, das ihm im Traum erschienen und das er aus irgend einer großen Gefahr zu retten bestimmt sei. Wer war nun froher, als Gilgen? Herzlich ward der Gast willkommen geheißen, der sich Ruthelm nannte, und das nächste Frühroth schon sah die beiden Ritter zum Waldbruder reiten, wo das Weitere verabredet und sofort in's Werk gesetzt wurde.

Alle drei gingen sie zu einer dem Kedrich gegenüberliegenden Höhe und krochen am Fuße derselben in eine Felsenhöhle. Hier zündete der Zauberer ein großes Feuer an und warf eine Menge Hexenrauch in die Flamme, indem er Beschwörungsformeln murmelte. Ritter Ruthelm mußte dabei sich in einen Kreis stellen, den der Magier auf den Boden hinzeichnete, und nicht lange, so begann es in der Tiefe der Höhle lebendig zu werden. Beim Scheine des hellflackernden Feuers sahen die erstaunten Ritter eine höchst wunderbare Erscheinung:

Dem dunklen Felsenschooß entquoll
Von Zwergen eine ganze Menge,
Bald war die weite Höhle voll,
Von ihrem wimmelnden Gedränge.

Es war ihr kreideweiß Gesicht
An Farbe gleich den Röcken,
D'rum glichen sie im Dämmerlicht
Der Höhle fast lebend'gen Säcken.

Der Vornehmste und Größte von ihnen trat vor Ruthelm hin, neigte sich siebenmal zur Erde und sprach:

„Bist du der auserles'ne Held,
Der edlen Jungfrau kühner Streiter,
So sprich, und wenn es dir gefällt,
Beginnen wir den Bau der Leiter."

Der Ritter bejahte und alsobald eilten die Zwerge in den Wald. Da begann ein Zimmern und Hämmern, ein Sägen und Schneiden, das bis zum Abend dauerte.

Dann trat der Zwergkönig abermals vor den Ritter und ließ sich also vernehmen:

„Was uns der Herr der tiefen Gründe,
Der Wasser- und der Feuerschlünde,
Befahl, das ist vor dunkler Nacht
Durch uns'rer Hände Fleiß vollbracht.

So steig denn, Kämpe, unverdrossen
Nun auf den siebenhundert Sprossen
Der Leiter zu des Berges Höhn,
Dem zarten Mägdlein beizustehn.

Doch oben, da thut
Dir Verschlagenheit Noth;
Da sei auf der Hut,
Sonst schlägt man dich todt.

Bedenke, es sind
Die röthlichen Zwerge
Im Kederichs-Berge
Uns feindlich gesinnt."

Kaum hatte er dies gesagt, so huschte der ganze Schwarm der winzigen Zimmerleute in die Höhle zurück und verschwand; ihr Werk aber, die Riesenleiter, stand an die steile Felswand angelehnt. Ritter Ruthelm schickte sich an, die gefährliche Auffahrt anzutreten; der Waldbruder steckte ihm einen wunderkräftigen Ring an den Finger, und empfahl ihm, in Augenblicken der Gefahr den Talisman zu drehen. Die Dunkelheit war inzwischen angebrochen, und die Zurückbleibenden brachten die Nacht

im Walde zu, begierig, den Erfolg der Leiterfahrt zu vernehmen.

Des angestrengtesten Kletterns ungeachtet, konnte der Ritter vor Tages-Anbruch die Höhe nicht erreichen. Erst als der Morgen-Nebel aus den Thälern sich vertheilte, sah er, daß er auf einer weiten Ebene war, auf welcher die üppigste Landschaft und ein reizender Garten vor ihm ausgebreitet lag. Er traute kaum seinen Augen und sein Staunen mehrte sich, als er den Garten durchwanderte; denn alle Früchte der wärmeren Zone wuchsen hier in Ueberfülle und in nie gesehener Schönheit. Bald sah der Abenteuerer ein kristallenes Schloß vor sich liegen und vor demselben zwei rothe Gnomen, die offenbar Wache halten sollten, glücklicherweise aber eingeschlafen waren. Ohne sich lange zu bedenken, hieb er ihnen die Köpfe ab, drang dann in das Schloß ein, und hier traf er den Entführer Gerlindens. Sogleich griffen beide zum Schwert, und ein hitziger Kampf begann. Der Kleine focht schnell und geschickt; er wußte den schweren Hieben Ruthelms auszuweichen; da er aber gegen dessen Tapferkeit nichts vermochte, nahm er seine Zuflucht zur Zauberei, und plötzlich saß er schwer auf des Ritters Nacken. Dieser säumte nun nicht, den empfangenen Ring zu drehen, und in Folge dessen ward es ihm möglich, den Feind abzuschütteln und zu Boden zu werfen. Er stürzte sich dann auf den Unhold, und indem er ihm einen Dolch vorhielt, erpreßte er das Geständniß, wo Gerlinde verborgen sei. Hierauf erstach er den Gnomen und eilte dem Orte zu, an welchem er die Gefangene zu finden hoffte.

Nachdem er sodann, ohne ein lebendes Wesen zu

sehen, die Reihe der zauberischen Gemächer des Wunderpalastes durchschritten, fand er den Versteck Gerlindens. Sie ruhte in einem angenehmen Morgenschlafe und es däuchte dem Ritter, noch nie ein reizenderes Wesen gesehen zu haben. Eine Zeitlang stand er überrascht und geblendet von soviel Schönheit, und konnte es nicht über sich gewinnen, den süßen Schlaf zu stören. — Endlich weckte er die Holde mit einem Kusse, und indem er sie bat, vor ihm nicht zu erschrecken, sagte er ihr, daß er gekommen sei, sie zu befreien und in ihres Vaters Arme zurückzuführen. Das liebe Kind glaubte zu träumen, als sie solche Worte von dem Unbekannten hörte; doch überließ sie sich willig der Führung des Ritters. Beide durchschritten nun die lange Reihe der Gemächer, und nachdem sie sich daselbst mit den kostbarsten Edelsteinen, welche zum Schmucke der Zimmer angebracht waren, beladen hatten, traten sie in den Garten. Kaum waren sie durch denselben gegangen, als dieser, sammt Schloß und allen seinen schönen Umgebungen, unter entsetzlichem Krachen in die Tiefe versank, so daß nichts als der kahle Felsenberg übrig blieb. Entsetzt eilten sie nun der Leiter zu, und mit großer Mühe nur stiegen sie dieselbe hinunter; indeß ging auch dies glücklich von Statten, und in unaussprechlicher Freude lagen Vater und Tochter einander in den Armen.

Schon einige Wochen darauf führte Ritter Ruthelm Gerlinde als sein eheliches Gemahl auf eine schöne Burg, die er in Unterfranken besaß, und der Vater verkaufte die seinige und zog, um nicht allein zu bleiben, mit ihnen. Da die vom Zauberschlosse mitgebrachten Steine von

unermeßlichem Werthe waren, so besaß nun Ritter Gilgen mit den Seinigen des Reichthums die Fülle, und auch der Waldbruder bekam reichlich Theil an den Schätzen. In der Gegend von Lorch aber hörte man seitdem nie mehr von den tückischen Gnomen des Kederichs, die den Bewohnern der Umgegend so manches Böse zugefügt haben sollen.

Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Gränze des Rheingaues, stehen die Ruinen der ehemaligen Burg Fürsteneck. Ritter Oswald, Besitzer dieser Veste, ein ausgezeichneter Bogenschütze, lebte in bitterer Feindschaft mit Wilm von Saneck, einem benachbarten Edelmanne, und dieser trachtete durch allerlei hinterlistige Nachstellungen ihn in seine Gewalt zu bekommen. Das gelang denn auch, indem er aus einem Hinterhalte Oswalden überfiel, als dieser einst, von nur einem Knechte begleitet, auf dem Rückweg nach Hause begriffen war. Der Gefangene, nach Saneck geschleppt, wurde daselbst in einen tiefen Thurm geworfen und bald hernach auf's grausamste seines Augenlichts beraubt.

Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, der vermißte Ritter sei von Räubern erschlagen; da sich indeß von einer solchen That keinerlei Spuren und Anzeichen ergaben, so stieg in Edwin, Oswald's einzigem Sohne, der des Saneckers Bosheit und Tücke kannte, der Verdacht auf, der Vater könne in dessen Gewalt gerathen sein.

Entschlossen, Alles zu wagen, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, verkleidete Edwin sich in einen fahrenden Sänger, wobei ihm eine große Fertigkeit im Saitenspiele sehr zu statten kam, und wanderte gegen Saneck. In der Nähe der Burg lagerte er sich unter einen Baum, und richtete seine Blicke vorzüglich nach einem großen Thurme der Veste, der, wie eine Ahnung ihm sagte, seines Vaters Kerker war.

Nicht lange hatte der Jüngling hier gelegen, als sich ein Mensch zu ihm gesellte, welcher ein Landmann aus der Umgegend zu sein schien und ihn also anredete: „Was betrachtet ihr doch, Herr Sänger, so genau jenen gewaltigen Thurm? das ist ein Käfig, in welchen man die Vögel sperrt, wenn ihnen die Federn schon tüchtig ausgerupft sind.“ „Also ist es ein Gefängniß?“ fragte Edwin leicht hin. „Allerdings“, erwiederte jener, und zutraulich gemacht durch des Jünglings freundliche Reden und mehr noch durch ein rührendes Lied, welches dieser sang, erzählte der Unbekannte, wie er vor einiger Zeit ungesehen Zeuge gewesen, daß in eben diesen Thurm ein Ritter und dessen Diener hinabgestoßen worden. Edwin hatte Mühe, den Eindruck, den diese Aussage auf ihn machte, zu verbergen, und suchte noch nähere Nachrichten einzuziehen; Alles aber, was er erfahren konnte, war, daß in einigen Tagen ein großes Gastmahl auf Saneck gefeiert werde. Er beschloß, diesen Umstand zu benutzen und, um vorerst die Oertlichkeit zu erforschen, unerkannt als Sänger die Burg zu besuchen. Am bezeichneten Festtage begab er sich also dahin. Jubel und lärmende Freude schallte ihm aus den Sälen entgegen,

und als er eintrat, hatten die Köpfe der Anwesenden sich vom Weine bereits ziemlich erhitzt. Der fremde Sänger war willkommen und seine Lieder wurden gern gehört; nachdem aber das Zechen die Sinne der Gäste noch mehr umnebelt, achtete man nicht weiter auf ihn, und er blieb fortan unbemerkt. Da sprach, vom Uebermaße des genossenen Weines mehr noch, als seine Zechgenossen berauscht, Ritter Wilm lebhaft mit seinem Tisch-Nachbar, und der verkappte Sänger trat möglichst nahe, um die Unterhaltung zu belauschen.

„Weißt du auch, sagte der Nachbar zum Sanecker, daß man dich im Verdacht hat, du habest den Ritter Oswald von Fürsteneck niedergeworfen und in's Gefängniß gesperrt." „Hm", erwiederte der Andere, „nicht alle Sagen sind Lügen." „Man behauptet auch", fuhr jener fort, „du habest ihn sogar geblendet." „Nun" entgegnete Wilm, „was wäre es denn? ob eine Kerze ausgeblasen wird, oder ob sie erlischt, das ist im Grunde einerlei." „Schade aber", sagte ein Dritter, der das Gespräch angehört, „Schade um die Kunst des Bogenschießens, die Oswald in so hohem Grade besaß."

„Ich wette, er trifft auch jetzt noch sein Ziel, wenn man's ihm bemerklich macht", sprach ein anderer Ritter. „Topp, ich wette dagegen", rief im Uebermuthe des Rausches der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen hereinzuführen. Edwin, dem keins dieser Worte entgangen, vermochte nur mit großer Mühe sich zurückzuhalten, und Schmerz und Wuth verrückten ihm fast die Sinne, da nun des Vaters mitleiderregende Gestalt in den Saal schwankte. Alle Anwesenden sprangen von ihren Sitzen

auf, um Zeuge des Ausganges der schnell bekannt gewordenen Wette zu sein. Als nun Wilm seinem unglücklichen Gefangenen dieselbe bekannt machte und ihm Bogen sammt Pfeil übergeben ließ, durchzuckte den Blinden plötzlich ein Gedanke; krampfhaft ergriff er die Waffe und sprach: „Ritter Saneck, gebt mir ein Zeichen, wohin ihr das Ziel setzet, daß ich es vernehme.“ „Hierher“, erwiederte jener, „auf diesen Tisch stelle ich den Becher, den ihr treffen sollt.“

„Ich treffe mein Ziel“, sagte in demselben Augenblicke Ritter Oswald, indem der Pfeil schwirrte und tief — in das Herz des Saneckers drang. Ein wilder Lärm erhob sich; aber jetzt sprang Edwin aus dem Hintergrunde, trat vor seinen Vater hin und rief laut: „Ich bin der Sohn dieses armen, gegen alle Rittersitte gefangenen und geblendeten Mannes! Wer von euch Ehre und Recht liebt, wird seine That billigen; wer anders denkt, dem will ich Rede stehen mit meinem Schwerte.“

Alle staunten, aber die meisten der anwesenden Ritter erklärten sich für Oswald und Edwin, welche, vor Wehmuth und Freude weinend, einander in den Armen lagen. Frei führte Edwin den Urheber seiner Tage auf die Burg bei Lorch zurück; und vermochte auch keine menschliche Kunst, dem Vater das Licht der Augen wieder zu geben, so versüßte ihm doch kindliche Zärtlichkeit den Rest seiner Tage.

Bacharach.

Pfalzgraf Hermann von Stahleck.

In der wildromantischen Gegend von Bacharach, die mit ihren eigenthümlichen Naturschönheiten und Burg-Ruinen für Auge und Gemüth gleich ansprechend und reizend ist, befindet sich auch als besondere Merkwürdigkeit der sogenannte Bachus-Altar. Gleich unterhalb der Stadt steht er zwischen einem Eilande und dem rechten Ufer; doch leider nur bei sehr niedrigem Wasserstande ist es möglich, ihn zu sehen und seine Inschriften, welche die Zeit unleserlich gemacht hat, wahrzunehmen. Ziemlich allgemein wird dieser Altar für ein Denkmal der Römer gehalten, welches sie ihrem Weingotte hier auf einer später vermuthlich überflutheten Insel gesetzt haben und von welchem auch ohne Zweifel der Name des Städtchens hergeleitet werden muß.

Oberhalb Bacharach liegt malerisch auf einem Burggipfel die Ruine Stahleck. Dieses Schloß bewohnte um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Hermann von Stahleck, Neffe Kaiser Konrad's III., ein ebenso tapferer als kluger, aber auch ehrgeiziger Ritter. An der Seite seiner jungen liebenswürdigen Gemahlin hätte er sich eines stillbeglückten Daseins freuen können, wenn ihm dies sein unruhiger Geist und sein Thatendrang gestattet hätten. Zwar vermochten seines Weibes zärtliche Bitten so viel über ihn, daß er nicht das Kreuz nahm und die Gefahr im fernen Morgenlande aufsuchte, desto mehr

aber beschäftigte ihn daheim die Ausführung eines lange gehegten Planes. Er wollte nämlich einen großen Theil der den Erzbischöfen von Mainz und Trier unterworfenen Lande an sich bringen, da er aus mehr als einem Grunde ein Recht auf deren Besitz zu haben glaubte.

Sein Haß gegen jede geistliche Herrschaft überhaupt und gegen die der genannten Bischöfe insbesondere, spornte ihn noch mehr, sein Vorhaben in's Werk zu setzen, und da ihm hierzu die Hülfe treuer Verbündeten Noth that, so vereinigte er sich mit vielen gleichgesinnten ihm ergebenen Rittern. Dann begann er den Krieg mit Erstürmung des Schlosses Treis, welches, zum Trierischen Sprengel gehörig und an der Mosel gelegen, ein wichtiger fester Platz war.

Adalbert von Monstreil, Erzbischof von Metz und Trier, sammelte hierauf seine Mannen, um das verlorene Schloß wieder zu gewinnen. Da er sich aber gegen Hermann's vereinigte Macht nicht stark genug glaubte, so nahm er seine Zuflucht zu geistlichen Waffen. Als es nämlich zwischen beiden Theilen zur Schlacht kommen sollte, hielt Adalbert, mit einem Kruzifixe in der Hand, eine Anrede an seine Kampfgenossen, in welcher er sagte, daß in letztverwichener Nacht ihm der Erzengel Michael erschienen sei, dieses Kruzifix überreicht und gewissen Sieg verheißen habe, wenn jeglicher Streiter, im festen Glauben auf eine unsichtbare höhere Hülfe, den Feind muthig angreifen werde. Die Rede hatte den besten Erfolg; Hermann's Schaaren, die den voranschreitenden Erzbischof mit dem Kruzifixe und die fanatische Wuth ihrer Gegner gewahrten, hielten nicht

Stand und entflohen, ohne gefochten zu haben. Dieser unglückliche Anfang seiner Unternehmungen schreckte jedoch den Pfalzgrafen nicht ab; er setzte vielmehr den Krieg mit erneuerten Kräften auch gegen den Erzbischof von Mainz, Arnold von Selnhofen, fort, und würde wohl seine Absichten völlig erreicht haben, wenn die geistlichen Herren nicht eine andere, sehr verwundbare Seite aufgefunden und benutzt hätten, sich von ihrem unermüdlichen und gefährlichen Feinde zu befreien.

Der Burgkaplan auf Stahleck wurde von ihnen gewonnen und durch glänzende Versprechungen zu Intrigue und Verrath verleitet. Zuerst verweigerte er der Frau von Stahleck Absolution in der Beichte, weil ihr Gemahl in ungerechter Fehde mit hohen Würdenträgern der Kirche begriffen und weil es Pflicht der Gattin sei, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, namentlich durch Ueberredung und Bitten, gegen solchen Frevel zu wirken; dann, als in dieser Verlegenheit die geängstete Burgfrau nicht Rath wußte, drängte sie der Geistliche, einen Brief an Hermann zu schreiben und ihn zu beschwören, von der Fehde abzulassen, und da diese Botschaft ohne Erfolg blieb, so schritt der Kaplan zu dem gewaltsamen, schändlichen Mittel, das er schon hinlänglich vorbereitet hatte. Zwei aus dem Gefängnisse entlassene Verbrecher, gewissenlose Bösewichter, wurden von ihm gedungen, in das Lager des Pfalzgrafen zu reiten, sich dort für Lanzenknechte, welche Dienste suchten, auszugeben und sich anwerben zu lassen. Sodann sollten sie eine passende Gelegenheit wahrnehmen, den Feind der Bischöfe zu ermorden, hierauf aber sich zu-

rückbegeben, um den reichen Lohn ihrer That, und Absolution für begangene und künftige Sünden zu empfangen.

Nur zu gut führten die verhärteten Bösewichter ihren abscheulichen Auftrag aus. Sie drangen, als ihnen die Wache vor des Pfalzgrafen Zelte anvertraut war, in dasselbe ein, hieben dem Unglücklichen das Haupt ab, entflohen damit und brachten es dem Verräther als den Beweis ihres Gehorsams dar.

Dieses Darbringen ward indeß von einem Diener der Frau von Stahleck bemerkt und ihr sofort entdeckt. Außer sich vor Wuth und Schmerz, drang sie, einen Dolch in der Hand, sogleich in des Kaplans Gemach, und da sie hier das Haupt ihres theueren Gemahls noch auf dem Tische liegen sah, stürzte sie mit dem herzzerschneidenden Rufe: „du bist der Mörder meines Gatten" auf den Elenden ein und durchbohrte ihn. Dann ergriff sie das geliebte Haupt, bedeckte es mit unzähligen Küssen, und indem sie nun plötzlich ihr Betragen änderte, rannte sie einer Rasenden gleich in der Burg umher. Sie wüthete wider alle, welche sich ihr naheten, auf eine Weise, welche keinen Zweifel übrig ließ, daß sie in Wahnsinn verfallen, floh endlich auf den höchsten Söller der Burg und stürzte sich in die Tiefe hinab, so daß ihr Gebein zerschellte.

Ein Sarg vereinigte später die Gebeine der unglücklich liebenden Gatten. Die rächende Nemesis erreichte indeß bald nach der scheußlichen Mordthat den Hauptanstifter derselben, den Erzbischof Arnold von Mainz. Durch Bedrückungen aller Art war er seinen

Unterthanen lange schon aufs höchste verhaßt, und diese drangen, in offenem Aufruhre, in seinen Palast, zerstörten daselbst Alles mit Feuer und Schwert und verjagten den Tyrannen. Deßungeachtet kehrte er zurück, um schreckliche Rache an den Schuldigen zu üben. Umsonst warnten ihn seine Freunde, umsonst schrieb ihm die berühmte Seherin Hildegarde: „Wende dich zum Herrn, den du verlassen; es ist hohe Zeit, denn die Stunde deines Todes ist nahe." Er achtete nicht darauf und nahm, weil das Schloß zerstört war, seinen Sitz in der Abtei am Jakobsberge, außerhalb der Stadt. Dieser Umstand beschleunigte sein Verderben. Der Abt, ein heimlicher Feind des Erzbischofs, verrieth ihn, indem er den ergrimmten Bürgern Gelegenheit gab, bei nächtlicher Weile in die Abtei einzudringen. Sie überwältigten und hieben die Besatzung nieder und ermordeten endlich auf die grausamste Weise Arnold selbst, der ihnen so viel Böses zugefügt.

Kaub.

Burg Gutenfels.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts bewohnte die Burg bei Kaub Graf Philipp von Falkenstein mit seiner überaus schönen Schwester Guta. Eine Menge junger Ritter von nah und fern warben um das Fräulein; doch konnte Niemand sich des mindesten Erfolges rühmen,

denn die Gräfin empfand für keinen der Freier und wies alle entschieden zurück.

Da wurde zu jener Zeit ein prächtiges Turnier in Köln gehalten, zu welchem Ritter aus den fernsten Gauen Deutschlands geladen waren, und eine zahllose Menge Schaulustiger herbeiströmte. Unter den Edlen, die dem Waffenspiele beiwohnten, befand sich auch ein Ritter aus England. Niemand außer dem Erzbischof von Köln kannte denselben; der Bischof aber versicherte, daß der Fremde vollkommen turnierfähig sei. Es war der Britte ein Mann von der schönsten, kräftigsten Gestalt, von den einnehmendsten, feinsten Sitten und daher für die vielen versammelten Damen ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Die wahrhaft königliche Rüstung, in welcher er einherschritt, der goldne Löwe auf seinem Schilde und die trefflichen Rosse, die er bei sich führte, mußten das Interesse für ihn erhöhen. Zudem erfocht er die glänzendsten Siege und die tapfersten Ritter hob seine Lanze aus dem Sattel.

Auch der Falkensteiner mit seiner Schwester war bei diesem großen Turniere zugegen, und Guta, die keine theilnahmlose Zuschauerin der Thaten des Unbekannten blieb, wünschte die Zeit des Festes herbei, wo es ihr vergönnt sein würde, ihm in's unverhüllte Antlitz zu schauen. Dies Glück wurde ihr denn auch in vollem Maße zu Theil; allein von diesem Augenblicke an war es um die Freiheit ihres Herzens geschehen. Eine unbesiegbare Leidenschaft zu dem schönen Engländer bemächtigte sich ihrer; sie sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich mit ihm unterhalten und sich ihm bemerkbar machen zu können.

Aber auch der räthselhafte Ritter schien Guta beachtet zu haben und für sie zu empfinden — und als sie nun, sei es durch ihr eigenes Zuthun oder daß es der Zufall so lenkte, bestimmt ward, dem Sieger den Preis zu überreichen, gab er der Jungfrau seine Gefühle deutlich genug zu verstehen. In der Ueberraschung des Augenblicks nämlich war ihr ein Handschuh entfallen, und hastig bemächtigte sich dessen der Fremde, indem er das Fräulein um Erlaubniß bat, ihn zum beständigen Andenken an diese schöne Stunde bei sich zu tragen. Noch unzweideutiger äußerte er sich selbigen Abends, als im Festsaale die Musik zum Reigen erklang und er Guta's unzertrennlicher Begleiter war. Er bat verstohlen um ihre Liebe, schwur, der Ihrige zu sein und in drei Monden spätestens zurückzukehren aus seinem Vaterlande, wohin die Pflicht ihn jetzt rufe, und auf ihres Bruders Burg zu kommen. Dann werde er offen um sie werben und seinen Namen nennen, den Umstände jetzt noch zu verschweigen geböten. Guta konnte wenig erwiedern, aber ihre Blicke waren beredt genug. Unter heimlichen Händedrücken trennten sich die Liebenden.

Es waren bereits fünf Monde vorüber, und noch hatte der Britte sein Versprechen nicht erfüllt. Deutschland war damals, da das Hohenstaufische Haus erloschen, mehr als je der Tummelplatz von Parteikämpfen um die Kaiserwahl. Alphons von Castilien und Richard von Cornwallis, Bruder des Königs von England, Heinrich's III., wurden endlich in Vorschlag gebracht und Richard, da er die gewichtigsten Stimmen erhielt, zum Kaiser gewählt. Nachdem er zu Aachen feierlich gekrönt

worden, trat er eine Reise in's Innere der Länder an, die seinem Scepter unterworfen waren.

An einem schönen Frühlingstage saß Guta einsam und traurig in ihrem Kämmerlein. Sie gedachte des fremden Ritters, den sie wohl nimmer wiederzusehen glaubte und den sie jetzt bald des sträflichsten Leichtsinns beschuldigte, bald im Krieg gefallen wähnte, und wie ihr alle Hoffnung, ihn je zu besitzen, schwand, verzichtete sie auf die Freuden dieses Lebens und faßte sie den stillen Entschluß, in ein Kloster zu gehen. Da ertönten von der Heerstraße Trompeten und ein prächtiger Zug hielt vor der Burg. Guta verbarg sich, um ihr verweintes Antlitz nicht zur Schau tragen zu müssen, in ein abgelegenes Kämmerlein; Graf Falkenstein aber empfing den glänzenden Besuch mit gastlicher Freundlichkeit und führte ihn in den Prunksaal. Hier erkannte er in dem Eintretenden den englischen Ritter, und hoch erstaunte er, als dieser ihn also anredete: „Ich bin Richard von Cornwallis, erwählter deutscher Kaiser, und komme um die Hand anzuhalten eurer Schwester, der Gräfin Guta, die ich auf dem Turniere zu Köln lieb gewonnen und mit welcher ich nun den Thron zu theilen entschlossen bin. Ich bitte euch, ruft sie her, daß ich ihr mein Begehren selbst eröffne, und sie darüber entscheide." „Mein kaiserlicher Herr", erwiederte der Ritter, „meine Schwester Guta ist krank seid Monden schon; ein heimlicher Kummer scheint an ihrem Herzen zu nagen, ihre Jugendblüthe droht hinzuwelken, und sie erscheint nur ungern vor fremdem Besuche." „So bringt ihr", versetzte der Kaiser, „diesen Handschuh

hier, und saget, der Ueberbringer desselben wünsche sie zu sprechen."

Diese überraschende Botschaft und der Anblick ihres Handschuhes verwandelten Guta's Trauer in die lebhafteste Freude. Stürmisch eilte sie hin zum Geliebten, und noch nicht wissend, zu welch hoher Würde er emporgestiegen, flog sie in seine Arme. Nach den ersten Augenblicken dieser frohen Begrüßung erinnerte sie sich aber, daß der Ritter ihr noch nicht einmal seinen Namen und sein Vaterland genannt habe, und unbeschreiblich war nun ihr Staunen, als der Bruder ihr sagte, wen sie als ihren künftigen Gatten umarme. Sie hielt diese Aussage für Scherz, und selbst als Richard ihr versicherte, daß der Bruder wahr gesprochen, zweifelte sie noch, bis endlich der Glanz des zahlreichen und vornehmen Gefolges und die Ehrerbietungen, welche dem Geliebten allgemein erwiesen wurden, ihr volle Gewißheit gaben. Mit kaiserlicher Pracht ward nach wenigen Wochen schon das Vermählungsfest gefeiert, und der hochbeglückte Graf Falkenstein gab von dieser Zeit an seiner Burg bei Kaub, der geliebten Schwester zu Ehren, den Namen Gutenfels.

Pfalz bei Kaub.

Pfalzgrafenstein.

Konrad von Staufen, Kaiser Friedrichs I. Halbbruder, war Besitzer des Pfalzgrafensteins, jenes schönen, festen, unter dem Namen die Pfalz, bekannten Kastells, das, auf einer Felseninsel, unterhalb Kaub, errichtet, dem Blicke überraschend entgegen tritt.

Im Besitze aller Reichthümer fehlte Konraden nur Eins, ein Sohn, der des Vaters Namen fortpflanzen und Erbe der Güter werden könnte. Des Ritters ganze Nachkommenschaft bestand in einer Tochter, Agnes, einem eben so sanften als reizenden und gefühlvollen Mädchen, die von ihren Eltern mit der größten Zärtlichkeit geliebt wurde. Mächtige Fürsten bewarben sich um ihre Hand, unter denen sich die Herzöge von Bayern und Braunschweig und sogar der König von Frankreich befanden. Agnes aber hatte schon gewählt. Heinrich von Braunschweig allein, durch Ritterlichkeit und Körperschönheit gleich ausgezeichnet, hatte Gnade gefunden und beide schlossen, durch Agnesens Mutter begünstigt den Bund der Liebe. Der Pfalzgraf, dem dies verborgen geblieben, hatte gleichwohl Kunde von Heinrichs Bemühungen um die schöne Agnes erhalten, und da er des Kaisers, seines Bruders, Absicht, die Pfalzgrafschaft bei dessen Stamme zu erhalten und das Mädchen mithin einem Verwandten des Hauses zu vermählen, befördern wollte, so sann er darauf, wie er die Tochter vor des Braunschweigers

Nachstellungen am sichersten wahren könnte. Zu diesem Zwecke hielt er für das beste, die Rheinpfalz gehörig ausbauen und befestigen zu lassen, damit sie sodann der Mutter und der Tochter zu einem nicht leicht zugänglichen und wohl bewachten Wohnsitze diene. Dies Vorhaben führte er auch aus. Aber die Liebe fand in dem, was ihr ein Hinderniß sein sollte, grade eine willkommene Begünstigung. Heinrichen gelang es, sich in Pilgertracht in die Veste zu schleichen, und Agnesens kluge Mutter, die ihm zum Eintritte behülflich war, sorgte dafür, daß der Liebesbund durch priesterlichen Segen geheiligt wurde. Die Vereinten genossen von nun an des ganzen Glückes ihrer ersten, feurigen Liebe.

Indessen fingen die Folgen der im Stillen vollzogenen Verbindung an, sich zu zeigen, und da es wohl unmöglich gewesen wäre, dieselben dem Pfalzgrafen auf immer zu verbergen, so übernahm es Agnesens Mutter, dem Vater Alles zu entdecken. Zwar gerieth Pfalzgraf Konrad, bei dieser Entdeckung, anfangs außer sich vor Zorn und Wuth; später indeß bedachte er, daß geschehene Dinge nicht geändert werden könnten, und er beschloß daher, sich an das Hoflager des Kaisers zu begeben, das eben damals zu Speier gehalten wurde, und den Bruder von Allem zu unterrichten. Friedrich I. aber erwägend, daß ein Ehebund, zwischen einem Sprößlinge der Welfen und einer Tochter der Hohenstaufen geschlossen, den alten Haß dieser Geschlechter versöhnen könne, gab seine Einwilligung, und die Pfalz sah in ihren Mauern ein hohes Fest begehen, das an Glanz und Pracht nicht seines gleichen hatte.

Der Pfalzgraf, der nun die Erfahrung gemacht hatte, wie sehr nöthig es sei, Töchter zu hüten, ließ, um dies seinen Nachkommen zu erleichtern, die Pfalz noch mehr befestigen und bestimmte, daß in einem Kämmerlein daselbst Agnes ihre erste Niederkunft halten und dasselbe allen künftigen Pfalzgräfinnen zu gleichem Zwecke dienen sollte. Dies Kämmerlein aber wird noch jetzt den Besuchern der Pfalz gezeigt, zum Gedächtniß an jene Begebenheiten.

Oberwesel.

Die sieben Jungfrauen.

Bei Oberwesel liegt auf einer Höhe die längst in Trümmer zerfallene Burg Schönberg, einst der Sitz einer berühmten Familie gleichen Namens. Hier lebte vordem ein Ritter mit sieben Töchtern. Weil das Schicksal ihm keine Söhne geschenkt hatte, und er deßhalb das Erlöschen seines Stammes vorhersah, grämte er sich sehr und verfiel dadurch in eine schwere Krankheit, die ihn viel zu früh seinen Kindern entriß. Leider war die Erziehung der Fräulein mangelhaft gewesen, da der Vater, früh Wittwer geworden, sich wenig um sie bekümmerte, und eine entfernte Verwandte, welche Mutterstelle vertreten sollte, mehr Eitelkeit und Gefallsucht als häusliche Tugenden in ihnen entwickelt hatte. Als auch diese Verwandte starb, waren die sämmtlich schon er-

wachsenen Mädchen sich selbst überlassen, und da sie alle in jugendlicher Schönheit prangten, zu ihrer Burg auch große, reiche Besitzungen gehörten, so fehlte es nicht an Anbetern, die bei ihnen einsprachen, um ihr Glück zu versuchen.

Aber es schien, als ob die Herzen der Verwaisten keiner sanftern Regung fähig wären. Zwar wurde jeder Gast freundlich empfangen, auch, so lange es ihm gefiel, auf der Burg trefflich bewirthet, doch wenn er seine Bewerbung anzubringen gedachte, fand er statt Zusage nur Spott und Hohn. Verließen daher auch in gerechter Verachtung viele der Freier die Burg und deren gefühllose Bewohnerinnen, so wurden doch von der Schönheit und dem Reichthume der Mädchen immer neue Bewerber herbei gelockt, so daß deren stets eine nicht geringe Anzahl anwesend war und es einst festlich und fröhlich daselbst herging.

Einige Jahre bereits hatten die Burgfräulein dies zwar ergötzliche, aber gefährliche und schnöde Spiel getrieben, und viele Ritter von nah und fern, den Pfeil der Liebe im Herzen, verweilten noch bei den lockenden Syrenen, sich mit Hoffnungen schmeichelnd und bemühend, ihren Nebenbuhlern den Rang abzulaufen.

Es war bei einem großen Festgelage, als zwei tapfere Ritter ihrer Herzensdame wegen in einen eifersüchtigen Streit geriethen, der in einen blutigen Zweikampf auszuarten drohte. Beide waren zu beliebt, als daß die unangenehme Störung nicht sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und das Bestreben, den Zwist beizulegen, hätte hervorrufen sollen. Bei dieser

Gelegenheit wurden mehrere Stimmen darüber laut, daß man auf eine endliche Entscheidung der Burgfräulein dringen müsse, damit ferner keine Zwietracht entstehe und jeder wisse, woran er sei. Dieser Vorschlag gefiel um so mehr, da jeder glaubte, der Begünstigte derjenigen zu sein, deren Liebe zu erwerben er sich bemüht hatte. Dringend wurden daher die sieben reizenden Gebieterinnen aufgefordert, sich bestimmt zu erklären und schließlich eine Wahl zu treffen und sich zu vermählen.

Gegen diese Forderung halfen von nun an keine Ausflüchte mehr und die Fräulein sahen sich genöthigt, den folgenden Tag als denjenigen zu bezeichnen, der das Schicksal ihrer Anbeter bestimmte.

Zur festgesetzten Stunde erschienen diese im großen Prunksaale, wohin sie beschieden waren, und erwartungsvoll heftete sich jedes Auge auf die Thüre, durch welche die Huldinnen, Glück und Unheil verkündend, eintreten sollen. Da erschien eine Dienerin, um den harrenden Rittern anzukündigen, daß die Fräulein in einer Laube des Gartens, am Rheinufer, ihrer warteten. Eiligst brachen alle Ehekandidaten dahin auf; aber wie erstaunten sie, ihre Schönen in einem Nachen zu sehen, der sich bereits vom Ufer entfernt hatte und auf dessen Hintertheil die Aelteste der Spröden stand. Von da hielt dieselbe folgende Rede an ihre heirathslustigen Zuhörer: „Es ist Keiner von uns jemals in den Sinn gekommen, einen von euch allen zu lieben oder gar zum Gatten zu nehmen. Nur unsere Freiheit lieben wir, und viel zu sehr, als daß wir sie einem Manne opfern

und dessen Sclavin sein möchten. Mit dem Geständnisse, euch alle zum besten gehabt zu haben, verbinden wir die Anzeige, daß wir jetzt unsere Burg auf längere Zeit verlassen, um zu einer Tante ins Niederland zu ziehen, wo wir mit den Rittern jener Gegend das Spiel fortzusetzen gedenken, das wir hier mit euch getrieben. Darum lebt wohl, ihr süßen Herren, lebt wohl und grämt euch nicht zu sehr."

Diese Rede ward von schallendem Gelächter der Schwestern begleitet und das Schiff fuhr von dannen. Aber was geschah! Während noch die beschämten und betrogenen Ritter zornglühend den Spötterinnen nachschauten, erhob sich plötzlich ein Sturm, das Schifflein schwankte mehr und mehr, stieß gewaltsam auf eine verborgene Klippe und wurde zertrümmert, so daß die Frevlerinnen sämmtlich in die Tiefe versanken.

An der Stelle, wo dies geschehen, erhoben sich bald nachher aus der Wasserfläche sieben Felsen, die noch heutigen Tags die sieben Jungfrauen genannt, da stehen, allen Spröden zur Warnung und der Schiffer Schrecken.

Lurlei.

Lorelei.

Wie die graue Vorzeit ihre Burgen und Schlösser und die Haine und Flüsse gern mit Feen und Zauberwesen bevölkerte und diesen eine wohlthätige oder verderbliche Einwirkung auf die Menschen zuschrieb, so ist

es auch vorzüglich der Rhein gewesen, an den sich gar manche schöne und romantische Sage von Nixen, Undinen und Kobolden knüpfte, die, vom Vater auf den Sohn forterzählt, sich bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Keine Gegend unseres Vaterlandes ist aber auch mehr geeignet, solchen Sagen, denen immer etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, gewissermaßen Halt und Färbung zu geben, als die bald ungemein lieblichen, bald grauenhaft wilden Gestade des mittlern und obern Rheines. Beim Anblick der himmelanstrebenden, gleichsam aus dem Strome auftauchenden Felsen mit ihren senkrechten, oft überhängenden Wänden, bei den seltsamen Gebilden der Gebirge, bei dem Getöse, mit welchem die Wellen sich durch Felsenthore Bahn brechen und über die einst in das Flußbett gestürzten Steinmassen dahinrauschen, glaubt man leicht, sich in ein Feenland versetzt, und wenn irgendwo, so war hier der Lieblingssitz jener Wesen, mit denen die Phantasie sich so gerne beschäftigt.

Eine der meistverbreiteten und lieblichsten Sagen ist die der Strom-Nixe Lore, welche am Ley, einem oberhalb St. Goarshausen gelegenen Felsen, ihren Aufenthalt hatte, der daher auch der Lorelei genannt wurde. Den Schiffern erschien sie auf der Spitze dieses Felsens stehend, in der anmuthigsten reizendsten Gestalt. Malerisch umflossen Gewand und Schleier, von der Farbe der grünen Wogen, ihre zartgeformten Glieder; langes blondes Haar wallte von den Schultern herab, und wer ihr Antlitz schaute, konnte den Blick der seelenvollen Augen nie mehr vergessen.

Als wohlthätige Fee schenkte sie Gunst und Glück

allen guten Bewohnern der Gegend; den Bösen aber und Frevlern erwies sie sich feindlich und Mancher, der keck an dem Felsen hinfuhr und ihrer Macht zu spotten wagte, ward von den brandenden Wogen ergriffen und zum Abgrund gezogen. Wer zu ihrem Lieblingsplatze gar empor zu klimmen sich erdreistete, stürzte in Untiefen, oder ward von ihr verlockt und verirrte sich in Dorn und Gebüsch, wo ihm alle Pfade verschwanden, so daß erst nach tagelangem Suchen er den Rückweg finden konnte.

In jenen Zeiten wohnten auf der Rheinpfalz, dem nahen prächtigen Inselschlosse, Pfalzgraf Bruno und dessen einziger Sohn Hermann, ein schöner zwanzigjähriger Jüngling, der die Blume der Ritterschaft und die Freude seines Vaters war. Oft und viel hatte der junge Ritter von der zauberischen Lore am Lei gehört, und jedesmal, wenn er den ragenden Fels erblickte, wünschte er, die Wassernixe zu sehen, zu welcher er sich mit unwiderstehlicher Sehnsucht hingezogen fühlte. Es verging fast kein Tag, an dem ihn ein unerklärliches Gefühl nicht wenigstens in die Nähe der geheimnißvollen Lei brachte, mochte er jagend die Gegend durchstreifen, oder mit der Zither in der Hand sich ein stilles, verborgenes Plätzchen suchen, wo er die Empfindungen seines Herzens in rührenden Weisen kund geben konnte.

Als er einstmal, es war schon spät am Abend, sich näher, denn je, an den Fuß des Felsens gewagt, hier in einer Grotte seine Sehnsucht in leisen Gesängen aushauchte und den Blick zur Höhe emporrichtete, schwebte plötzlich um die Felsenspitze ein Glanz von nie gesehener Helle und Farbe, der, in immer engeren Kreisen sich

verdichtend, zum Zauberbild der schönen Lore ward. Freudigen Staunens entfuhr dem Jüngling ein unwillkürlicher Schrei; er ließ die Zither sinken und mit ausgebreiteten Armen rief er den Namen des räthselhaften Wesens, und es schien liebreich zu ihm hernieder zu blicken und ihm freundlich zu winken; ja, täuschte ihn sein Ohr nicht, so rief sie leise seinen Namen mit dem unnennbar süßen Geflüster, das nur der Liebe eigen ist. Vor Entzücken vergingen dem Jünglinge die Sinne; er fiel bewußtlos zu Boden. Erst mit dem Frühroth des Tages fand er sich wieder, und in fieberhafter Aufregung eilte er zum väterlichen Schlosse zurück.

Von dieser Zeit an war Hermann wie umgewandelt. Gleich einem Träumenden ging er umher, an nichts denkend, als an die schöne Fee. Er lenkte, so oft er seine Wohnung verließ, die Schritte nur zur Lei, und wenn die Jagdlust ihn bisweilen auch in die Ferne der östlichen Wälder lockte, so führte doch der Heimweg ihn sicher zur Gegend, die ihn so magisch anzog, und er betrat sie nie, ohne die Stelle zu begrüßen, wo ihm die erschienen war, welche seine ganze Seele erfüllte.

Der alte Pfalzgraf sah mit Betrübniß die traurige Umwandlung seines Sohnes. Zwar war ihm die eigentliche Ursache dieser Veränderung unbekannt, allein er schloß doch auf irgend eine unglückliche Leidenschaft und er nahm sich daher vor, den unerfahrenen Jüngling durch ernstere Beschäftigung zu zerstreuen und ihm eine thatenreiche Zukunft zu eröffnen. Zu dem Zwecke wollte er ihn in das kaiserliche Kriegslager senden, wo der Jüngling sich die Rittersporen verdienen sollte.

Hermann mußte sich, wie ungern er auch die heimathlichen Gauen verließ, dem väterlichen Befehle fügen; denn es würde ihm zur Schande gereicht haben, sich dem Kampfe zu entziehen, den jeder ächte Ritter vielmehr eifrig wünschen und mannhaft bestehen mußte.

Es war am Abend vor seiner Abreise, als er noch einmal die stille Grotte zu besuchen und der Nymphe des Rheines seine Seufzer, die Töne seiner Zither und seines Gesanges darbringen wollte. Er fuhr, diesmal von einem treuen Knappen begleitet, den er in das Geheimniß einweihte, den Fluß hinab. Der Mond goß sein Silberlicht über die Gegend aus; die steilen Ufergebirge erschienen in den wunderlichsten Gestalten, und die hohen Eichen zu beiden Seiten neigten ihre Häupter, als Hermann vorüberfuhr. Sobald er der Lei sich näherte und die Brandung der Wellen vernahm, bemächtigte sich seines Begleiters eine unnennbare Angst und er bat den jungen Ritter, schleunigst landen zu dürfen; dieser aber griff in die Saiten, richtete seinen Blick auf die Felsenkrone und sang:

Einst sah ich dich in dunkler Nacht,
In überird'scher Schönheit Pracht;
Aus Lichtglanz wob sich die Gestalt,
Von blondem Lockenhaar umwallt.

Dein wellenfarbiges Gewand,
Der Liebeswink von deiner Hand,
Der Augen süßes Zauberlicht,
Das mir gestrahlt, vergess' ich nicht.

O wärst du doch mein Liebchen sein
Und könnt' ich deine Liebe sein!
Willkommen wäre mir zur Stund
Dein Felsenhaus aus tiefem Grund.

Kaum waren diese Töne verhallt, da begann es, sich überall zu regen und laut zu werden wie von Stimmen auf und unter dem Wasser. Auf der Lei zuckten Flammen empor, die Fee stand oben, wie damals, und winkte mit der Rechten dem bethörten Ritter deutlich und dringend, während sie mit einem Stabe in der Linken die Wellen zu ihrem Dienste aufrief. Hoch begannen diese sich zu bäumen; der Nachen ward umhergeschleudert, jeder Anstrengung spottend; zum Felsenrande hin ging sein Lauf und an dem harten Gesteine zerschellend flog das Fahrzeug in Trümmer umher. Der Jüngling versank in die Tiefe, der Knappe aber ward von einer mächtigen Welle an's Ufer geschleudert.

Als dieser bleich vor Angst und Schrecken dem unglücklichen Vater die seltsame Mähr hinterbrachte, bemächtigte sich des alten Pfalzgrafen Schmerz und Wuth. Er schwor, sich an der Fee zu rächen, sie wo möglich mit eigner Hand zu fangen und dem Feuertode zu überliefern. Zu diesem Ende eilte er in folgender Nacht mit einigen kecken Gesellen zum Lei und umzingelte und erstieg den Fels, um ihn zu durchsuchen. Da erblickte er, nicht ohne Grauen, die Nixe auf der Spitze, die senkrecht über dem Wasser steht, und, ihr langes Haar flechtend, betrachtete den Ankömmling die Fee mit finsterm Blicke.

„Wo ist mein Sohn?“ rief der Pfalzgraf außer sich. Und es zeigte Lore hinunter in die Tiefe, indem sie mit leisen, kaum vernehmbaren Tönen, dem Klange einer fernen Aeolsharfe gleich, die Worte sang:

Da unten steht im Wellen-Schooß
Kristallenhell mein schönes Schloß,
Ich führte hin mein Liebchen schön,
Das ich erwählt und auserseh'n.

Als sie geendet, warf sie einen glänzenden Stein in die Wogen; sogleich erhob sich eine Welle und ließ die Fee auf des Wassers Rücken hinunter zum Strome geleiten, wo sie den Augen der hocherstaunten Verfolger verschwand.

Die Nixe ward seitdem nie mehr gesehen; ihre zauberischen Töne aber hat man noch oft vernommen. In den schönen, erquickenden, stillen Nächten des Lenzes, wenn der Mond sein Silberlicht über die Gegend hingießt, vernimmt aus dem Geräusche der Wellen der lauschende Schiffer die verhallten Klänge einer wundersam lieblichen Stimme, die ein Lied vom kristallenen Schlosse singt und mit Wehmuth und Grauen gedenkt er dann des jungen, von der Nymphe entführten Pfalzgrafen Hermann.

Der Felsen der Nixe aber, erst Lorelei, nunmehr Lurlei genannt, gibt seit jener Begebenheit ein schönes, vielfaches Echo, das als ein Geschenk der Fee gepriesen und stets bewundert wird.

Die Lore-Lei.

Ich weiß nicht, was soll's bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein;

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet;
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaub' die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Lei gethan.

H. Heine.

St. Goar und St. Goarshausen.

Gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung kam in die damals noch öden, wenig bewohnten Gauen des Rheines ein frommer, eifriger Glaubensheld, der heilige Goar. Er baute sich eine Hütte in der wildromantischen Gegend unterhalb des Lurlei, wo der Strom, in ein enges Felsenbett gedrängt, tosend dahinrauscht.

Aber nicht nur ertheilte er den armen Fischern der Umgegend die milden Lehren des Christenthums, er lehrte diese einfachen Naturmenschen auch mancherlei nützliche Dinge, als den Anbau der Rebe und mehrerer Gartengewächse, sowie eine verbesserte Bauart ihrer Stromfahrzeuge, so daß der Ruf des verehrten Mannes sich weit verbreitete.

Siegebert, der Frankenkönig, ein frommer, christlicher Herrscher, hörte das Lob des heiligen Goar und wünschte ihn kennen zu lernen. Demnach wurde dieser an den Hof beschieden, und er gefiel dem Könige so wohl, daß derselbe ihn seinen Freund nannte und ihn zum Bischof von Trier erhob. Diese Würde sagte indeß dem schlichten, bescheidenen Gottesmanne nicht zu; er zog vielmehr vor, auch ferner unter den Fischern zu leben und ihr Wohlthäter zu sein. Und das blieb er denn auch, bis er hohen Alters zu einem bessern Leben einging.

Die große Verehrung und Liebe, deren er weit umher genossen, erbaute über seiner Hütte ein Bethaus,

zu welchem Wallfahrer von nah und fern kamen, um an seinem Grabe ihre Andacht zu verrichten; der religiöse Glaube jener Zeit schrieb sogar seinen Gebeinen die Wunderkraft zu, Krankheiten aller Art zu heilen. Später ward dieses Bethaus, durch vielfach dargebrachte fromme Gaben bereichert, in ein Kloster umgeschaffen; kein Pilger, der den Rhein entlang zog, ließ es unbesucht, und es war sogar die Sage verbreitet, daß dem, der unbeachtend daran vorüber wandere, etwas Übeles begegne. Selbst Karl der Große, als er einst den Rhein hinab fuhr, ohne an des heiligen Goar Kloster zu landen und daselbst zu beten, soll die Wahrheit dieser Sage erfahren haben, indem ein dichter Nebel plötzlich die Wasserfläche bedeckte und die Weiterreise gefährlich machte. Erst als der mächtige Herrscher das Versäumte nachgeholt und seine Andacht am Grabe des Heiligen verrichtet hatte, ward es wieder hell und die Fortsetzung der Reise möglich.

Unter den vielen Wunderkuren, welche durch die Heilkräfte von Goars Grabe geschahen, nennt man auch die merkwürdige Wiederherstellung der Gemahlin Karls, der Fastrada nämlich, die hier, in einer gefährlichen Krankheit Linderung suchend, ihre volle Gesundheit wiederfand. An eben diesem Grabe auch versöhnten sich die Söhne Ludwigs des Frommen, welche, als ihr Vater das Reich unter sie getheilt, blutiger Haß trennte.

Der immer zunehmende Reichthum des Klosters lockte in späterer Zeit eine starke Räuberbande, sich mit offener Gewalt aller Schätze desselben zu bemächtigen.

Die Unholde steckten sodann das Kloster in Brand und gaben alle darin enthaltenen Urkunden und Reliquien den Flammen preis. Der fromme Sinn des Mittelalters aber baute die Kirche wieder auf und die fortwährenden Wallfahrten dahin bewirkten, daß viele Familien sich um dieselbe ansiedelten. So entstand nach und nach das freundliche Städchen, das den Namen des wunderthätigen Einsiedlers führt, wie auch das gegenüberliegende St. Goarshausen.

Sternberg und Liebenstein.

Die Brüder.

Auf seiner alten Stammburg Liebenstein bei Hirzenach lebte Kurt, ein Ritter jenes Namens. Er hatte schon manche Fehde bestanden, für seinen Kaiser das gute Recht schon in manchem blutigen Kampfe geschirmt und gedachte nun, seine alten Tage in Ruhe zu verleben und in der Freude über zwei aufblühende, treffliche Söhne.

Heinrich und Konrad verdienten des Vaters Stolz genannt zu werden; beide beseelte in gleichem Maaße ein echt ritterlicher Sinn, ein tiefes Gefühl für Recht und eine große Vorliebe für die Waffen; in allem übrigen aber waren sie sich sehr unähnlich. Heinrich, der ältere, ernst, still und verschlossen, war mehr ein Freund häuslicher Freuden, sobald der Frieden diese

gestattete; während Konrad lebendiger, feuriger, sich vom Eindrucke des Augenblicks beherrschen ließ, dabei aber auch durch offenes, unverstelltes Wesen sehr zu seinen Gunsten einnahm.

Zugleich mit ihnen wuchs auf Liebenstein Hildegarde auf, aus dem Geschlechte der Brömser, eine Verwandte des Hauses und Waise. Die Brüder liebten in ihr eine Schwester, weil sie, von Kindesbeinen an, einer solchen gleich gehalten wurde. Als sie aber das mannbare Alter erreicht hatte, hielt Kurt es für nöthig, den Söhnen das wahre Verhältniß zu entdecken, indem er zugleich den Wunsch aussprach, daß einer von ihnen Hildegards Gemahl werden möge. Von diesem Augenblicke an sahen die Brüder Hildegarde mit ganz andern Augen an; eine andere Liebe nahm Platz in den Herzen der Jünglinge und beide bewarben sich um die Gunst der holden Jungfrau.

Heinrich verehrte sie mit tieferem innigerem Gefühle, dem er selten Worte zu geben vermochte, Konrad mit den leicht aufwallenden Empfindungen der ersten Jugend, die minder tief und darum wortreicher waren. Ihm gab Hildegarde den Vorzug; Heinrich aber verbarg in großmüthiger Entsagung den unendlichen Schmerz seines Innern und war edel genug, an seines Bruders Glück sogar aufrichtigen Antheil zu nehmen. Zwar hätte auch der alte Ritter, der seiner Söhne Herzen genau erforschte, lieber gesehen, wenn Heinrich und Hildegard ein Paar geworden wären, allein er wollte der freien Wahl keinerlei Fesseln anlegen; darum zögerte er mit seiner Einwilligung nicht, und ließ alle Vorbe-

reitungen zur festlichsten, glänzendsten Vermählungsfeier treffen.

Diese sollte indeß erst Statt haben, wenn der Bau einer neuen Burg, die man Sternberg nennen wollte, vollendet sein würde; und damit die Familie sich eines ununterbrochenen Beisammenseins erfreuen könnte, ließ Kurt diese Veste nahe an der seinigen aufführen. Aber das Schicksal hatte ihnen das gehoffte Glück nicht bestimmt. Wie wenig Heinrich auch seinem Bruder die Freuden mißgönnte, er fühlte doch, daß er außer Stande sein werde, der beständige ruhige Zeuge derselben zu sein; er sehnte sich daher hinaus nach einem bewegten, thatenreichen Leben, in welchem er seiner unglücklichen Liebe vergessen, vielleicht den Heldentod finden könne.

Nichts hätte ihm in solcher Stimmung willkommner sein können, als des heiligen Bernhard von Clairvaux Aufruf zu einem Kreuzzuge ins gelobte Land. Mit allgemeiner Begeisterung wurde dieser Ruf vernommen, Schaaren von Rittern und Reisigen rüsteten sich; auf allen Burgen wehte die Kreuzesfahne und tausende tapferer Heldenherzen schwelgten in der Hoffnung, das heilige Grab durch ihren Arm zu befreien und zu behaupten. Heinrich erklärte seinem Vater, daß er mit nach Palästina ziehen und sich sofort dem Kreuzesheere anschließen werde Kurt kannte die Beweggründe seines Sohnes, und schweigend billigte er sie. Noch ehe die neue Burg fertig, noch ehe die Hochzeit des Bruders gefeiert werden konnte, verließ der Jüngling mit einem Fähnlein auserlesener Streiter die Heimath und zog dem Morgenlande zu.

Mit ihm zogen aus jeglichen Gauen des Rheines ritterliche Jünglinge und Männer fast aller edlen Geschlechter, Brömser von Rüdesheim, Friedrich von Schwaben, Gilgen von Lorch und viele andere Freunde, die gleich ihm der fromme Eifer beseelte.

Bald nachdem Heinrich geschieden, erkrankte Ritter Kurt gefährlich, und an eben demselben Tage, an welchem der Bau der Burg Sternberg vollendet wurde, ging er in die Wohnungen der Seligen ein. Dieser Trauerfall verstattete nicht, die Vermählung des Brautpaares früher als in Jahresfrist zu vollziehen, ein Umstand, der, wie unerwünscht er auch anfangs Konraden kam, doch die Veranlassung zu einer gänzlichen Sinnesänderung desselben wurde. Im Umgange mit einigen wilden Gesellen der Nachbarschaft, die, keiner sanften Gefühle fähig, ihm den Ehestand als eine lästige, hemmende Fessel schilderten, und das schwächere Geschlecht verunglimpften, lernte der veränderliche junge Ritter, Hildegarde mit gleichgültigerem Auge betrachten, und die Liebe für sie erlosch in dem Maße, als seine Freunde ihn für die lärmenden Vergnügungen der Jagd und des Trinkgelages empfänglicher zu machen wußten.

Nach einigen Monden kam von Heinrichen Kunde aus dem gelobten Lande. Bei verschiedenen Gelegenheiten schon hatte er sich hervorgethan, und sein Name wurde im christlichen Heere mit Bewunderung genannt, sein Schwert vom Feinde gefürchtet. Konrad vernahm diese Kunde mit der gespanntesten Theilnahme und mit derjenigen Empfindung, die ohne Neid zu sein, vielmehr nicht ohne Unwillen war, daß er, dem gleicher Ruhm

und dieselbe Waffen-Ehre zu erringen frei stehe, seine Tage in Unthätigkeit und unter nichtigen Beschäftigungen verlebe. Sein Entschluß, gleichfalls zum Kreuzheere zu ziehen, war eben so schnell gefaßt, als rasch ausgeführt, und nach kurzem Abschiede von seiner Braut, die in Thränen zerfloß, ritt er eines Morgens auf und davon.

Seine Fahrt ging glücklich von Statten; allein da mit ihm nicht seines Bruders verzweifelte Tapferkeit war, so konnte er auch dessen Ruhm nicht erreichen; er wurde daher des langwierigen Feldzuges, der Mühseligkeiten und Entbehrungen bald müde und verließ schon nach kurzer Anwesenheit Palästina, um nach Europa zurückzukehren. Bevor er sich aber in Constantinopel einschiffte, lernte er dort eine überaus schöne, junge und vornehme Griechin kennen, in die er sich sterblich verliebte. Eifrigst bewarb er sich um ihre Gunst; bei seiner angenehmen Gestalt und seinem lebhaften einnehmenden Wesen ward dieselbe ihm bald zu Theil, und so beging er denn die Thorheit, sich einer wenig gekannten Dame, der Jungfrau eines fremden Volkes zu vermählen, und, uneingedenk der in der Heimath geknüpften zarten Bande, seine neue Gemahlin dahin zu führen.

Sinnend und traurig saß Hildegarde in ihrem Kämmerlein und dachte ihrem unglücklichen Schicksale nach, und als sie so hinüber schaute nach dem schönen aber unbewohnten, und, wie es schien, vergebens erbauten Sternberg, sah sie zu ihrer Verwunderung Reisige mit Lastthieren und Gepäck auf diese Veste ziehen. Wer konnte ihres Pflegevaters Burg, die den beiden ab-

wesenden Brüdern zugehörte, zu seinem Aufenthalte nehmen, ohne daß ihr ein Wort davon bekannt geworden? Sie rief ihrer Zofe, und befahl, sich darnach zu erkundigen; da wurde ihr eine Botschaft, die, je unerwarteter sie kam, um so tiefer in ihr Herz schnitt, eine Nachricht, die sie mit Schrecken und unendlichem Weh erfüllte. Konrad, so hieß es, kehre aus dem Kriege wider die Ungläubigen zurück, er habe sich mit einer wunderschönen Griechin verbunden, und werde morgenden Tages seinen Einzug auf Sternberg halten, das er zum Wohnsitz gewählt.

Und so war es. Die unglückliche Verlassene sah den Treulosen, sah ihren Verlobten mit der fremden Gemahlin aufs glänzendste einziehen. Nicht einen Blick warf der Schändliche herüber; er vermied es sichtlich, nach Liebenstein zu schauen, um sich die Wonne des Glücks nicht zu trüben, das er an der Seite seiner schönen Gemahlin fühlte. Fest reihete sich nun an Fest. Musik und Jubelklang hallte täglich bis in die späte Mitternacht von Sternberg herüber und seine gastlichen Hallen wurden nicht leer von besuchenden, glückwünschenden Freunden, die sich's wohl sein ließen an den reich besetzten üppigen Tafeln. Um so öder und stiller ging es dagegen auf Liebenstein zu. Hildegarde vermied die Gemächer, welche gen die Nachbarburg schauten, und bezog den entgegengesetzten Theil des Schlosses. Einsam verbrachte sie ihre Stunden, unter emsiger Beschäftigung für das Hauswesen und unter Gebet.

Eines Abends spät, als auf Liebenstein Alles schon in tiefem Schlafe lag, verlangte ein fremder Ritter mit

seinen Knechten Einlaß und Nachtherberge. Beides wurde vom Burgvogte bereitwilligst gewährt und der fremde Ritter in seine Gemächer geführt und verpflegt, ohne daß Hildegard eher, als am andern Morgen, etwas von dem Angekommenen erfuhr. Wie erstaunte sie, als sie in dem Ritter, der ganz unerwartet zu ihr eintrat, Heinrich vor sich sah. Auch er war jetzt heimgekehrt; aber nicht weil er des Krieges müde, sondern weil ihm des Bruders seltsame Heirath kund geworden und nun der Gedanke an Hildegardens Schmerz und Verlassenheit ihn nicht mehr in der Ferne weilen ließ.

Mit Wehmuth und Unwillen sah er Hildegardens bleiche, leidende Gestalt, vernahm er die oft von Thränen unterbrochene Erzählung ihres Mißgeschicks und die Ergüsse ihres Kummers. Ohne ein Wort von dem zu sagen, was er hierauf in seinem Innern beschlossen, bat er sie, ruhig und einer bessern Zukunft gewiß zu sein; dann rastete er einige Tage von seiner mühseligen Reise, ohne daß auf Sternberg irgend jemand von seiner Rückkunft erfuhr.

Am vierten Tage endlich schickte er einen Vertrauten hinüber zu dem Bruder, und ließ ihn zum Kampf auf Leben und Tod fordern, wegen der unritterlichen Handlungsweise und der Wortbrüchigkeit gegen die Jungfrau. Die Herausforderung ward von Konrad angenommen und das folgende Morgenroth sollte das schreckliche Schauspiel eines Bruderkampfes beleuchten. Auf dem schmalen Grunde, der beide Vesten trennt, standen schon früh am Tage die Kämpfer, die von der Natur zur innigsten gegenseitigen Liebe und Eintracht bestimmt

waren, mit den blanken Schwertern einander gegenüber und schon ertönte das Zeichen zum Beginn des entscheidenden Gottesgerichtes, da trat eine dicht verschleierte, weibliche Gestalt zwischen die Brüder und gebot Frieden. „Was wollt ihr thun?" sprach sie mit ehrfurchtgebietender Würde, „wollt ihr brudermörderisch den Stahl Einer in des Andern Busen tauchen um meinetwillen? ich verbiete euch diesen abscheulichen, gotteslästernden Kampf. Er wäre auch vergebens: denn mein Entschluß ist gefaßt. Noch heute nimmt mich ein Kloster auf, wo ich meine Tage in Stille und Gebet verleben will, indem ich Gott bitte, daß er euch, Ritter Konrad, die Untreue gegen mich verzeihe, wie ich sie euch vergebe, und daß er auf euch, Ritter Heinrich, die reichste Fülle alles irdischen Glücks ausgieße, zum Lohne eures Edelmuths und eurer ritterlichen Aufopferung für mich." So sprach sie; dann stieg sie den Berg hinab zur Heerstraße, wo das Gefolge ihrer harrte und mit ihr sofort den Weg zu einem nahen Kloster antrat.

Die Brüder aber versöhnten sich. Jeder kehrte auf seine Burg zurück, und wenn auch zwischen beiden noch kein herzliches, inniges Verhältniß eintrat, weil Heinrich die fremde Schwägerin und den eitlen, wandelbaren Sinn, mit welchem sie die Huldigungen jedes Ritters annahm, nicht leiden mochte, so war doch dauernder Friede unter ihnen, und Konrad kam selbst bisweilen nach Liebenstein herüber. Ein für diesen höchst unglückliches Ereigniß indeß brachte die Brüder einander wiederum näher. Schon lange nämlich unterhielt die Griechin ein heimliches Liebesverhältniß mit einem jungen

Ritter, welcher Gastfreundschaft auf Sternberg genoß, und endlich entfloh sie mit demselben in finsterer Nacht. Diese Flucht, die Konraden nur zu sehr von der Unwürdigkeit seiner Gemahlin überzeugte, heilte ihn für immer von seiner thörichten Leidenschaft zu der Ausländerin und ließ ihn im vollsten Lichte erkennen, wie sehr er sich gegen Hildegarden versündigt hatte. Aber mit dieser Erkenntniß und der aus ihr hervorgegangenen Reue erwachte in seinem Herzen auch die Liebe wieder zu der, die er so schmählich verlassen, und er fühlte sich jetzt um so unglücklicher, da nun die Edle für ihn auf immer verloren war. Nur in seines Bruders Armen fand er Trost, und Beide bewohnten von nun an die Burg Liebenstein, während Sternberg verödete.

Hildegarde blieb ihrem klösterlichen Gelübde treu und vermachte ihr reiches Besitzthum den Armen der Gegend. Heinrichs und Konrads Eintracht aber währte fortan bis zum Tode, und noch jetzt werden die nachbarlichen Burgen, die nach Beider Absterben an Ritter Brömser von Rüdesheim fielen, die Brüder genannt.

Kreuznach.

Die Ebernburg.

Zwei Sagen knüpfen sich an den Namen dieser Burg.

Bei einer Belagerung derselben im 15. Jahrhundert waren die Lebensmittel der Insassen beinahe alle. Um aber die Belagerer davon nichts merken zu lassen, ließ der Burgherr den letzten Eber, welchen sie in der Burg hatten, täglich niederwerfen, als sollte er geschlachtet werden, dann aber wieder wohlbehalten in den Stall zurückführen. — Die Belagerer, durch das tägliche Geschrei eines nach ihrer Meinung geschlachteten Ebers, in der Hoffnung getäuscht, die Burg durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, gaben die Belagerung derselben auf, und Ebernburg wurde von nun an die Burg genannt.

Die zweite Sage läßt den Raugrafen Rupert, als Besitzer der Burg, um die Hand der schönen Gräfin von Montfort werben, welche den Antrag abwies, da solche bereits einen Jugendfreund des Grafen, den Rheingrafen Heinrich gewählt. Rachebrütend ob dieser Zurücksetzung, zog sich der Raugraf finster zurück von seinen bisherigen Genossen, nur in seinen weitläufigen Forsten sich mit Jagd zerstreuend. Bei der Rückkehr von einer solchen, stellte sich ihm eines Tages in der Nähe des Rheingrafenstein ein sehr starker Eber, wie ihn der Graf noch selten von solcher Größe in diesen Wäldern gesehen, entgegen; zersplitternd prallten alle Wurfgeschosse an dem wüthenden Thiere ab; schon steht Graf Rupert waffenlos dem Unthier gegenüber, das sich bereits zum Anlauf

gegen denselben mit vorgestreckten Hauern bereit macht, als plötzlich in diesem bangen Momente das Thier todt zu seinen Füßen liegt. Rheingraf Heinrich war es, der auf so edle Weise an seinem Gegner handelte. Zufällig zur Stelle gekommen, sah er nicht sobald die verzweifelte Lage des Grafen, als er auch sogleich allen Groll desselben vergaß und durch einen glücklichen Streich das Thier erlegte. Aussöhnung und wiederhergestellte Freundschaft der beiden Grafen war die Folge dieser edlen Handlung und bald führte Rheingraf Heinrich die Liebenswürdige von Monfort zum Altare. Zur Erinnerung an dieses Jagdereigniß zierte ein ausgehauener Eberkopf das Thor der Burg (heute noch sichtbar), und erhielt solche den Namen „Ebernburg".

Die Ebernburg war im 11. Jahrhundert Eigenthum der salischen Kaiser, von denen sie 1394 an die Sponheim-Kreuznacher Linie überging; 1448 erwarb solche Reinhard von Sickingen. 1481 wurde hier Franz von Sickingen geboren, durch welchen die Ebernburg ihre geschichtliche Erinnerung erhielt. 1515 wurde Franz von Sickingen in Acht erklärt, worauf sich derselbe auf seine Ebernburg zurückzog, damals als Zufluchtsort vieler Verfolgten „die Herberge der Gerechtigkeit" genannt. Bei der Belagerung seiner Veste Landstuhl bei Kosel in der Rheinpfalz wurde Franz von Sickingen durch eine Kugel tödtlich verwundet und starb am 7. Mai 1523. Nach seinem Tode wurde auch die Ebernburg erobert und zerstört. Auch Sickingen's Gattin, die edle und menschenfreundliche Hedwig, starb schon früher, drei Söhne und drei Töchter hinterlassend.



DIE FEINDLICHEN BRÜDER

LES FRÈRES ENNEMIS

Verlag von D. Kapp in Mainz

Die Nachkommen Sickingen's traten später zur katholischen Kirche über. Karl Ferdinand von Sickingen baute im 18. Jahrhundert am Abhange des Berges über dem Dorfe ein Schloß, von dem noch einige Ruinen stehen, 1794 zerstörten es die Franzosen.

Bornhofen.

Die feindlichen Brüder.

Bei Bornhofen schauen von der Höhe die morschen Trümmer einer alten Burg nieder und spiegeln sich in den grünen Fluthen des Stromes. Aber nicht romantisch und hehr sind diese Ueberbleibsel alter ritterlicher Zeit, sie begrüßen den Wanderer nicht, gleich so vielen alten, verfallenen Burgen und Ruinen des Rheines durch anmuthige Umgebungen und freundlich abwechselnde Landschaft; düster und melancholisch blickt das graue Gestein von der Bergspitze herab, umgeben von dürrem, unfruchtbarem Felde, Gestrüppe und Haide, von ärmlichen Hütten und den gebückten, dahin schleichenden Gestalten seiner Bewohner. Es ist ein trauriges Bild, dem die Natur jeglichen Schmuck und Reiz versagt hat; und es macht diese Gegend auf den Wanderer jenen schmerzlichen, unheimlichen Eindruck, von dem sich Niemand Rechenschaft zu geben vermag, und den man unwillkürlich empfindet, wenn das Auge unerwartet auf Gefängnisse und Richtstätten trifft.

Und wenn ihr fragt, wie jene öden, unfreundlichen Höhen zu einem Rittersitz erwählt werden konnten, so erwiedert man euch, daß auf selber Gegend der Fluch des Himmels ruhe, erst seitdem da schwere unheilvolle Thaten geschehen von einem Bruderpaare, das in unnatürlicher Wuth sich zerstörte.

Auf jener einst stolzen Burg wohnte ein mächtiger, überaus reicher Ritter, der zweien Söhnen und einer Tochter seine Habe und darunter eine große Menge baaren Geldes hinterließ. All dies Gut war aber durch Raub und Bedrückungen jeder Art zusammengescharrt, und darum war der Ritter von Jung und Alt in der Gegend verwünscht, und Alle dachten bei seinem Tode, daß der große Reichthum, der durch Unrecht erworben, durch Geiz bisher erhalten worden, nimmermehr Segen bringen könne.

Die Brüder hatten die Habgier ihres Vaters, die Schwester dagegen die Milde, Frömmigkeit und Arglosigkeit einer zu früh heimgegangenen Mutter. Das arme beklagenswerthe Mädchen wurde daher bei der mit Scheffeln vorgenommenen Theilung des Geldes auf das schändlichste betrogen, weil sie unfähig, mit eigenen Augen zu sehen, der Willkür und Arglist ihrer Brüder blosgestellt war. Sie beeilte sich, ihr Antheil milden Stiftungen zuzuwenden und Andachtsorte zu gründen, sodann aber sich selbst in ein Kloster zu begeben, um ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit zu beschließen.

Die Brüder konnten, obwohl durch die Verkürzung der Schwester beider Antheil sich ansehnlich vermehrt hatte, unter sich selbst bei Theilung der Beute nicht

einig werden. Aecker, Wälder und Weinberge gaben Gelegenheit zu Hader und Streit, der mit Haß, Erbitterung und gänzlicher Trennung endete. Sie, die von der Natur bestimmt waren, in Frieden und glücklicher Eintracht zu leben, befehdeten in unseliger Verblendung einander wegen geringer Gegenstände des Erbes, die bei ihrem Reichthum nicht hätten in Betracht kommen sollen, und waren fortan geschworne Feinde.

Da fiel in den Zündstoff ihres Haders zuletzt noch der schreckliche Funke, der ihn zur verheerenden Flamme anblasen mußte, der den Grimm mit der höchsten verderblichen Wuth entfesselte, der Funke der Eifersucht. Beide liebten die Tochter eines unfern wohnenden Burggrafen, die mit buhlerischen Künsten sie zu fesseln verstand. Mehr bedurfte es nicht, um die Schwerter der Brüder zu einem Zweikampfe zu entblößen, von dem jedes menschliche Gefühl sich mit Abscheu wegwendet.

Sowie auf allen Thaten des unnatürlichen Bruderpaares, so ruhete der Unstern auch auf diesem Kampfe. In blinder Wuth, rannten sie, zugleich aufeinander losstürzend, einer in des andern Schwert, und endeten beide zur selben Stunde ihr verruchtes Dasein.

Boppard.

Kloster Marienburg.

Ritter Konrad Bayer von Boppard war einem der edelsten Geschlechter des Rheinlandes entsprossen; ein junger, zwar etwas wilder Kämpe, doch nicht schlimm geartet, und sanfter Gefühle fähig. Er liebte Maria, ein benachbartes Burgfräulein von großer Schönheit, fand bald Gegenliebe und wurde darauf der Verlobte und Bräutigam seines theuren Mädchens.

Dem Vergnügen der Jagd leidenschaftlich ergeben, verbrachte Konrad oft längere Zeit bei entfernten Freunden, welche gleiche Neigung hegten und sämmtlich noch ledigen Standes lebten. Sei es nun, daß diese in ihm Widerwillen gegen den Ehestand überhaupt erweckten, oder daß der Sinn des jungen Ritters sich änderte, genug, er schickte Marien unerwartet eine Erklärung, daß er sich nicht entschließen könne, seinen Nacken dem Ehejoche zu beugen, und daß er sie daher ihres Wortes gegen ihn entbinde.

Einige Zeit darauf ritt Konrad allein durch den Forst. Eben auf einer lichten Stelle angelangt, sah er einen fremden Ritter gegen ihn ansprengen, und wie herausfordernd dicht vor ihm halten. „Wer bist du?“ fragte der Ueberraschte, „und was ist dein Begehr, daß du dich so mir gegenüber stellst?“ „Sieh auf meinen Schild,“ antwortete der Fremde, „und mein Wappen wird dir Antwort sein. Ich bin Mariens Bruder, aus

dem Morgenlande heimgekehrt; und ich trete dir hier entgegen, dich deiner schändlichen Untreue wegen zur Rechenschaft zu ziehen. Schicke dich zum Kampfe an, auf Leben und Tod."

Diese kecke Herausforderung reizte Konrads Zorn. Er riß sein Schwert aus der Scheide und der Kampf begann. Des Gegners schwacher Arm konnte den kräftigen Streichen Ritter Bayer's nur kurze Zeit widerstehen, und tödtlich getroffen sank der Andere zu Boden. Konrad eilte nun, ihm den Helm zu lösen, und das unbekannte Antlitz zu schauen; wie groß aber war sein Entsetzen, als in dem bleichen Gesichte er Mariens Züge erblickte. „Von deiner Hand wollte ich fallen", sprach mit matter Stimme die Sterbende; „ohne dich war das Leben mir eine Last."

Vergebens suchte er das entrinnende Leben des Mädchens zurückzuhalten; nach wenigen Augenblicken schon gab die Heldenmüthige ihren Geist auf. Einem Wahnsinnigen gleich, warf er sich über die Entseelte hin und der Schmerz raubte ihm das Bewußtsein. So fanden Konraden seine Leute, und nur mit Mühe vermochten sie, ihn wieder zu sich zu bringen und von der Leiche zu trennen.

Maria wurde auf das prächtigste zur Gruft bestattet, und Konrad, dem von dieser Zeit an die Reue keinen frohen Augenblick mehr gestattete, ließ, um seine Schuld einigermaßen zu sühnen, über Marien's Grab ein Kloster erbauen, das er Marienburg nannte und dem er alle seine Güter schenkte. Dann eilte er zum Kreuzheere nach Palästina, um den Tod zu suchen, der

ihn mit Marien vereinigen sollte. Lange konnte er ihn nicht finden; er ärndtete vielmehr nur Ruhm und Sieg; endlich aber, beim Sturme auf das feste Ptolomais, traf ihn, der ohne Panzer focht und welcher der erste die Mauer der Stadt erstieg, der tödtliche Stoß eines feindlichen Speeres.

Rhense.

Kaiser Wenzel.

Während der Wirren, Unordnungen und Händel jeder Art, welche gegen das Ende des 14. Jahrhunderts das deutsche Reich heimsuchten, gelangte Wenzeslaus, aus dem Hause Luxemburg, zum Kaiserthron. Er war aber nicht der Mann, das Ruder des Staatsschiffes mit sicherer Hand zu führen, und sein Sinn stand nicht nach ernsten Beschäftigungen und den Sorgen der Regierung; ein freies, heiteres Gemüthsleben, in Genuß und Freude, war vielmehr das Ziel seiner Wünsche, und er erkannte bald, daß dieses auf einem Throne nicht zu finden sei, daß unter Purpur und Hermelin zwar ein ehrgeiziges Herz Befriedigung finden könne, nicht aber das seinige, dem Glanz und Ruhm eitle Dinge waren.

Wenzels Lieblingsaufenthalt war daher auch nicht die Residenz und das Kabinet, seine Gesellschaft nicht die der Räthe des Reichs; er liebte vielmehr, an den lachenden Ufern des Rheines zu verweilen und dessen

Rebenblut, so zu sagen, an der Quelle zu trinken. Besonders gern weilte er zu Rhense, wo er beim berühmten Königsstuhle nicht selten ein fröhliches Gelag feierte, umgeben von gleichgesinnter, heiterer Gesellschaft, mit Sang und Becherklang.

Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, der lange schon heimlich nach der Kaiserkrone strebte, und hoffte, daß solche von Wenzel im Wege freiwilliger Abtretung nicht schwer zu erlangen sein würde, war unter andern sein steter Begleiter. Er griff jede Gelegenheit, den Kaiser das Unangenehme und Lästige der hohen Würde empfinden und ihn wissen zu lassen, daß derselbe um so mehr wohl thun würde, sich ihrer zu entledigen, als unter den Kurfürsten schon längst Unzufriedenheit über nachlässige Reichsverwaltung herrsche und seine Absetzung daher zu fürchten sei.

Einstmal saßen Wenzel und seine Festgenossen wiederum beim Königsstuhle, und der feurige Saft der Aßmannshäuser Rebe hatte männiglich froh gestimmt; der Becher kreis'te und lustige Weisen erklangen. Da sprach der Kaiser in fröhlichem Uebermuthe zu Ruprecht: „Schon lange trachtet ihr, die Krone zu gewinnen, die man auf mein Haupt gesetzt. Ich trete sie euch ab, sofern ihr im Stande seid, uns einen Wein vorzusetzen, der unserer Gesellschaft noch besser mundet als dieser hier.

Sogleich erhob sich Ruprecht, winkte seinen Knechten und ertheilte ihnen Befehl. Sie brachten alsbald ein Faß herbeigewälzt, aus welchem sofort die Becher gefüllt wurden. „Das ist", rief der Kurfürst, „von

meinem Bacharacher; kostet ihn, edle Herren, und sagt ohne Scheu, ob er euch behage."

Der Bacharacher fand den höchsten, ungetheilten Beifall, und alle Zecher erkannten ihm den Preis vor dem Aßmannshäuser. Zum Beweise solcher Anerkennung saßen sie länger als je beim Königsstuhle und durchschwelgten die ganze Nacht bei diesem köstlichen Rebensafte.

Wenzel hielt Wort, er trat die Kaiserkrone an Ruprecht von der Pfalz förmlich ab, und dieser gab ihm dafür vier Fuder Bacharacher Weines.

Lahneck.

Die zwölf Templer.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts wurde der Orden der Tempelritter, der zu frommen Zwecken, und hauptsächlich zur Vertheidigung des Christenthums im Morgenlande gestiftet worden, seiner ausgebreiteten Macht wegen von mehreren Regenten hart verfolgt. Hauptsächlich war es Philipp der Schöne, König von Frankreich, und nebst ihm Papst Clemens V., welche auf die Vernichtung der Templer hinarbeiteten. Ersterer hatte zu diesem Zwecke den Großmeister Molay, sammt 60 Rittern, von der Insel Cypern nach Frankreech gelockt und sie sämmtlich zu Paris auf das grausamste hinrichten lassen; letzterer hierauf durch ein Edikt den

Orden aufgehoben und dessen Güter nach Willkür vertheilt.

Die übrig gebliebenen Ritter, durch so schreckliche Maßregeln eingeschüchtert, zerstreuten sich in andere Länder, wo sie noch geduldet wurden; doch soweit die geistliche Macht des Papstes reichte, wirkte sie zum Verderben der Verfolgten. So wurde auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, zur Ausrottung der in seinem Sprengel sich aufhaltenden Ordensritter aufgefordert, und der gehorsame Prälat beschloß, mit zwölfen den Anfang zu machen, welche die Burg Lahneck besetzt hielten.

Eine starke Abtheilung erzbischöflicher Truppen schloß unerwartet die Veste ein und forderte die zwölf Insassen auf, sich sofort auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Allein die Ritter, denen das Schicksal ihrer hingerichteten Brüder vor Augen schwebte, rüsteten sich zur tapfersten Gegenwehr, entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Eine förmliche Belagerung begann und wurde mit allem Eifer geführt. Den wüthenden Angriffen der Uebermacht setzten die Templer die kalte Vertheidigung jenes Muthes entgegen, der nichts erwartete als den Tod. Mehrere Stürme schlugen die Heldenmüthigen ab, und von herabgeschleuderten Steinen und Geschossen getroffen, sank mancher feindliche Söldner zu Boden, um nie mehr aufzustehen. Da beschlossen die Erzbischöflichen, von Wuth entflammt, und gestachelt von Schaam, daß der ganzen Macht der Belagerer zwölf Ritter zu trotzen vermochten, einen allgemeinen und letzten Sturm.

In dunkler Nacht wurde die Burg von allen Seiten zugleich erstiegen, und obwohl die ruhmwürdigen Templer Wunder der Tapferkeit thaten, so war ihre Zahl doch viel zu gering, als daß es möglich gewesen wäre, dem stets wachsenden Andrange der Angreifenden länger zu widerstehen. Bald war das Hauptthor in feindlicher Gewalt, ein Theil der Ritter erschlagen und der Rest zum Burghause hingedrängt. In diesem unglücklichen Kampfe, einander durch Zuruf ermuthigend und an ihre ermordeten Brüder erinnernd, fielen sie endlich bis auf Einen, der, obschon aus vielen Wunden blutend, noch drohend das Schwert emporhielt.

Unterdessen war der Morgen angebrochen, und die Sonne beschien mit ihren ersten Strahlen die blutige Scene des Burghofes. Da trat der Anführer der erzbischöflichen Söldner, von unwillkürlicher Hochachtung und Bewunderung beim Anblicke dieses letzten Kämpfers ergriffen, näher heran, und bot ihm Freiheit und Leben, wenn er die nutzlose Gegenwehr einstellen und um Gnade bitten wolle. Aber der Templer, ohne den Antrag einer Antwort zu würdigen, schleuderte mit letzter Kraft seinen Stahl unter die Gegner, stürzte sich in ihre Lanzen und hauchte sein Heldenleben aus.

Laach.

G e n o v e f a.

Pfalzgraf Siegfried, ein edler Ritter und Vasall der fränkischen Könige in Austrasien, d. i. im Lande zwischen Rhein, Maas und Mosel, war mit Genovefa, einer Prinzessin von Brabant, vermählt. Mehrere Jahre verlebten sie auf dem Schlosse Pfalz, an dem Zusammenflusse der Mosel und Saar, in der herzlichsten Einigkeit und, obgleich noch kinderloser Ehe, in ungestörtem Glücke, als die Araber, welche Spanien erobert hatten, über die Pyrenäen her in's Frankenreich einbrachen.

Schnell mußten alle Herzoge und Ritter des Landes sich mit des Königs Heere vereinigen, um den zahllosen Barbarenhorden einen Damm entgegen zu setzen. Auch Siegfried durfte bei dem Rufe der Ehre und Pflicht nicht lässig bleiben, nicht ohne Theilnahme an einem Kampfe, welcher das Loos der ganzen abendländischen Christenheit entscheiden sollte. Wie schmerzlich ihm daher auch der Abschied von seiner schönen und frommen Gattin sein mochte, er zog von dannen, nachdem er seinem Freunde, dem Ritter G o l o von D r a c h e n f e l s die Verwaltung der Lande übergeben, insonderheit auch Haus und Hof, sowie die zurückbleibende, trauernde Gattin seinem Schutze empfohlen hatte.

Golo war ein rechtschaffener, biederer, aber noch sehr junger und leidenschaftlicher Mann. Er lebte eine Zeitlang ganz den übernommenen Pflichten getreu, und

wie es denn das Verhältniß mit sich brachte, war er fast der beständige Gesellschafter der Gräfin, deren Achtung und Freundschaft er sich erworben. Aber eben dieses trauliche Beisammensein mit der schönen, reizenden Frau weckte in seinem Herzen eine gefährliche Neigung. Zwar suchte er anfangs seine Liebe zu bekämpfen, da sie aber durch den Anblick der schönen Gräfin täglich neue Nahrung fand, so ließ ihn zuletzt seine Leidenschaft alle Freundespflichten vergessen und er dachte an nichts als an den Gegenstand seines Verlangens.

Genovefa ahnte lange nichts von dem, was das Innere ihres, wie sie glaubte, treuen Schirmherrn bewegte; allein bei der feinen Beobachtungsgabe, die den Frauen eigen, konnte ihr endlich doch der Gemüthszustand Golo's nicht mehr verborgen bleiben, und unbedachte Aeußerungen, die dem Ritter entschlüpften, ließen ihr keinen Zweifel, daß sie selbst es sei, welche die verzehrende Liebesflamme in ihm entzündet hatte.

Vielleicht würde Golo, wäre er sich selbst und seinen guten Grundsätzen überlassen geblieben, sich Niemanden entdeckt und einen Ort verlassen haben, der für ihn so gefährlich war; allein sein Unglück wollte, daß eine nicht fern wohnende Verwandte der Gräfin, Mathilde von Strahlen, diese besuchte und gar bald entdeckte, was in des Jünglings Herzen vorging.

Mathilde war ränkesüchtig und neidisch, herrisch und schlau. Sie wußte Golo's Vertrauen leicht zu gewinnen, und da sie zu der Gräfin hoher Schönheit, dem reinen Abglanze einer schönen Seele, mit scheelsüchtiger Mißgunst empor sah und von demjenigen Hasse durchdrungen war,

welchen die Schlechten gegen Bessere zu hegen pflegen, so ermunterte sie den Ritter, sich um die Gunst der Gebieterin zu bewerben, indem die Falsche Hoffnungen in ihm erweckte, die bei der Tugend und Frömmigkeit von Siegfrieds Gattin niemals in Erfüllung gehen konnten.

Wohl wurde der edlen Frau hinterbracht, daß Mathilde und Golo etwas Geheimes zu verhandeln und zu unternehmen schienen; aber sie achtete wenig darauf; denn einem reinen Gemüthe wird es schwer, an die Anschläge der Verworfenheit zu glauben. Sie sollte aber bald genug erfahren, wie schändlich ihre Umgebungen zu handeln fähig waren.

Verführt und angestachelt, getrieben auf die Bahn des Bösen, ward Golo ein ganz anderer Mensch, als er unter seines würdigen Freundes Siegfried Leitung gewesen. Er dachte nicht mehr daran, seiner verzehrenden Leidenschaft Zügel anzulegen; nur auf deren Befriedigung sann er ohne Unterlaß, und jeder Plan, den seine verruchte, abgefeimte Freundin ihm zu diesem Zwecke vorschlug, war ihm genehm.

Endlich hatte die Ränkevolle Alles vorbereitet, entscheidend zu handeln. Jeder Versuch einer Annäherung Golo's an seine geliebte Gebieterin war fruchtlos geblieben; darum rieth nun Mathilde zu offenem und raschem Verfahren. Eine förmliche Liebeserklärung war das erste, was geschehen sollte, und wenn diese, wie zu erwarten stand, ohne Wirkung blieb, dann sollte Gewalt und Zwang an die Stelle der bisherigen gelinden Mittel treten.

Genovefa vernahm mit Staunen und Entrüstung

den kecken verwegenen Liebes-Antrag dessen, der, zu ihrem Schutze bestimmt und mit dem Vertrauen ihres Gemahls beehrt, seine Pflicht und alle Ritterlichkeit so vergessen konnte; sie verbot ihm ferner vor ihr zu erscheinen, und drohete mit der Rache Siegfrieds. Der erste offene Schritt war nun gethan, der Rückweg versperrt, und die einmal betretene Bahn mußte verfolgt werden. Es wurde an Siegfried ein Schreiben nachgeahmter Handschrift des Haushofmeisters Dragones gesandt, welches ein Geständniß von dessen unerlaubtem Umgange mit Genovefa enthielt. Durch diesen Brief sollte der ferne Ritter mit Haß gegen seine unschuldige Gemahlin erfüllt und jede etwaige Botschaft derselben unwirksam gemacht werden. Die Furcht, daß solche dennoch heimlich an den Grafen gelangen könne, bewog Mathilden und Golo, Genofeva auf's schärfste bewachen zu lassen, alles ihr treu anhängliche Hausgesinde zu entfernen und nur diejenigen Leute in Dienst zu halten, die ihnen unbedingt ergeben waren; ja, die Schändlichen, auch hiermit noch nicht zufrieden, trieben ihre Bosheit so weit, daß sie die edle Frau einkerkerten.

In dieser Gefangenschaft genas die Unglückliche, nach sechsmonatlicher Abwesenheit ihres Gemahls, eines Knäbleins, dem sie den Namen Schmerzenreich gab, weil sie es unter so großen Leiden zur Welt gebracht.

Indeß hatte Siegfried beim Heere tapfer gestritten. Die Christen, die den zahllosen Araberschwärmen nicht gewachsen waren, mußten in mehreren blutigen Treffen weichen, und gleich einem finstern, unglück-schwangern Gewölke näherten sich die Ungläubigen den schönen Ufern

der Loire. Da rückte Karl Martell mit einem neu gebildeten Heere zu Hülfe, und belebte wieder den Muth der christlichen Streiter. Bei Tours kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Ob der Halbmond oder das Kreuz fortan in Europa herrschen werde, hing von diesem Kampfe ab, der jedenfalls ein Kampf auf Leben und Tod werden mußte.

An Martells Seite focht Siegfried mit seinem Heerbanne und that Wunder der Tapferkeit. Mitten in den feindlichen Haufen wehte sein Helmbusch, blitzte seine gewaltige Klinge, und mancher Sarazene fiel von des Grafen Faust. Lange schwankte der Sieg, endlich aber ward er von dem ausdauernden, nicht zu erschütternden Muthe der Abendländer errungen, und viele Tausende erschlagener Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Siegfried war bis gegen das Ende des Kampfes unversehrt geblieben; aber am Abend traf ihn beim Verfolgen eine Lanze, so daß er sich der ärztlichen Pflege überlassen mußte und zur Unthätigkeit verdammt sah. Da gedachte er mehr als je seiner einsamen fernen Hausfrau und gleich am folgenden Tage sandte er seinen Freund, Karl von Rheingrafenstein zur Heimath, Genovefen Nachricht zu bringen und ihr des Gatten nahe Ankunft zu verheißen.

Der Ritter traf eben auf der Pfalz ein, als Mathilde und Golo einem aus mehreren Edlen und Richtern versammelten Rathe falsche Beweise von Genovefa's Schuld und Untreue vorlegten, um die Verurtheilung und Verbannung der Mißhandelten aussprechen zu lassen. Vergebens suchte Karl von Rheingrafenstein ein so abscheu-

liches Verfahren zu hintertreiben; Bestechung und Kabale trugen den Sieg davon, das unglückliche Weib ward für schuldig erklärt, und Karln blieb nur übrig, für ihre Unschuld den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Golo mußte, wollte er nicht Alles verloren geben, diese Herausforderung annehmen und es wurde sofort ein Tag zum Zweikampfe anberaumt. Dieser Kampf sollte ein Gottes-Gericht sein; aber die Hölle trug den Sieg davon. Ritter Karl erlag der verzweifelten Tapferkeit und der Stärke Golo's und hauchte, mit durchbohrter Brust, seinen Geist aus.

Nichts konnte jetzt Genovefa's schreckliches Geschick mehr wenden; nach dem Tode ihres Vertheidigers schien auch ihr Tod unvermeidlich; das Gericht bestand auf seinem Ausspruche, und sie würde ihr Leben auf dem Scheiterhaufen beschlossen haben, wenn einestheils ihre Feinde es gewagt hätten, der Gegend, wo sie geehrt und geliebt war, das Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung zu geben, anderntheils auch Golo's Leidenschaft dem Tode der schönen Frau nicht widerstrebt hätte. Eine heimliche Ermordung im Dunkel der Nacht, in einsamem Forste, fern von allen Zeugen durch erkaufter Diener Hände, schien Mathilden das Rathsamste. Zwei bestochene Knechte erhielten Befehl, die Gräfin sammt dem Kinde bei nächtlicher Weile davon zu führen, und zum Beweise des vollbrachten Mordes die Zungen beider Schlachtopfer zu bringen. Die Beauftragten waren bereitwillig, das Schreckliche zu vollführen. Genovefa und der Kleine, sein Unglück noch nicht ermessende Schmerzenreich sahen in tiefer Wildniß die Dolche auf ihre

Brust gezückt; aber das rührende Flehen und die Betheuerungen der Gräfin, daß sie unschuldig sei, bewogen endlich die Bösewichter, ihr und dem Kinde das Leben zu lassen; jedoch schleppten sie die Unglücklichen so weit in den Wald, daß denselben die Rückkehr unmöglich war. Sie überließen sie dann ihrem Schicksale, und zeigten bei der Zurückkunft zwei Schafszungen vor als einen Beweis, daß der Auftrag pünktlich vollzogen sei.

Siegfried eilte, sobald es ihm seine Wunde erlaubte, der Heimath zu. Hier legten ihm Mathilde und Golo den Urtheilsspruch vor, und da dieser sammt dem Ausgange des Gottes-Gerichtes nur zu sehr die Schuld Genovefa's darzuthun schien, so hegte der schändlich Getäuschte auch keinen Zweifel, und er bemühte sich nun, wiewohl vergebens, die Untreue zu vergessen.

Genovefa hatte, nachdem sie im Walde lange umhergeirrt, endlich eine Höhle gefunden, die ihr ein Obdach gewährte; aber von allen Mitteln entblößt, glaubte sie, hier vor Elend umkommen zu müssen, und jammernd blickte sie auf Schmerzenreich, dem sie keine Nahrung mehr zu geben vermochte; siehe, da kam, wie von Gott gesandt, eine weiße Hirschkuh in die Höhle, und legte traulich sich zu der Verlassenen Füßen. Die Hindinn mußte wohl erst vor kurzem noch Junge geboren haben, denn es strotzten ihre Euter und willig bot sie dieselben zur Nahrung für Mutter und Kind. Das zahme Thier kehrte täglich wieder und blieb endlich beständig bei ihnen. Wurzeln und Kräuter fand Genovefa auch bald, und so flossen ihr denn die traurigen Tage dahin, ohne Hoffnung zwar, doch im Vertrauen auf des Höchsten

Gerechtigkeit, zu dem Schmerzenreich täglich inbrünstiger beten lernte.

Für Siegfried, der sich auf seinem Schlosse und mitten in der glänzendsten Umgebung einsam und verlassen fühlte, gab es keine Freuden mehr. Das Andenken an seine Gemahlin verfolgte ihn wie sein Schatten, und was er auch, sich zu zerstreuen, unternahm, nichts vermochte in ihm die Erinnerung an vergangene Zeiten und an sein ehemaliges Glück zu erlöschen. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Jagd, der er sich um so eifriger ergab, je geeigneter sie ihm schien, den Schmerz seiner Seele zu übertäuben.

Eines Tages stellte er ein großes Jagen an, woran auch Golo Theil nahm. Die Verfolgung des aufgetriebenen Wildes hatte den Grafen weiter, als jemals, in den Forst geführt, und eben dachte er wieder heimzukehren, als eine weiße Hirschkuh vor ihm aufsprang. Diese wollte er noch erjagen, und ihr nach ging es durch Dorn und Busch, über Haide und Moor. Schon hatte er mit einem Wurfspieße das Thier verwundet und schon schien es den Hunden nicht mehr entrinnen zu können, da flüchtete es zu einer Höhle, und mit Verwunderung sah er aus derselben eine Frauengestalt treten, zu deren Füßen die Hindinn, gleichsam Schutz suchend, schmeichelnd sich legte.

Das Dasein eines menschlichen Wesens in dieser Wildniß mußte Siegfrieden höchst auffallend sein; wie groß aber war sein Entsetzen und Staunen, als er, näher getreten, in dem bleichen abgehärmten Frauengesichte die Züge seiner Gattin erkannte, und diese, mit

dem Ausdrucke des Schreckens uud der Freude zugleich, seinen Namen ausrief. Und ihm zu Füßen nun fiel Genovefa und, Gott und alle Heilige zum Zeugen anrufend, betheuerte sie, daß sie dem Gatten treu geblieben ihr Lebelang, und erzählte, wie, von Golo's Leidenschaft und Mathildens Bosheit verfolgt, sie ihre Erhaltung nur einem Wunder verdanke.

Der Anblick des von Gram und Elend abgezehrten Weibes, deren zerlumptes Gewand kaum noch ihre Blöße deckte, und die Worte Genovefa's, in denen sich das tiefste Leiden der mißhandelten Tugend aussprach, machten auf den Grafen einen erschütternden Eindruck, und als nun der kleine Schmerzenreich, der in der Nähe der Höhle spielend sich umhergetrieben, mit schüchterner Neugier hinzutrat und Genovefa in ihm Siegfrieden ihrer beider Sohn zeigte, da konnte der Ritter der Gewalt des Augenblickes nicht mehr widerstehen, und vor Schmerz und Jubel weinend drückte er Gattin und Sohn an seine Brust. Jetzt aber stieß er ins Hiefhorn und es eilte sein Gefolge herbei, und mit diesem auch Golo.

„Kennst du diese?“ donnerte der Graf den Bösewicht an, ihn aus der Menge herausreißend und vor Genovefen hinführend. Golo erblaßte und alle Umstehenden erstaunten, als sie das Weib und den Knaben sahen und erfuhren, wer diese beiden seien. Ueberrascht von der schrecklichen, unerwarteten Anklage und auf keine Ausreden gefaßt, konnte der Verbrecher nicht leugnen; er gestand Alles, und indem er Mathilde seine Verführerin nannte, bat er um sein Leben. Aber Siegfried

dachte bei so ungeheurem Verbrechen an keine Gnade. Golo wurde den Gerichten übergeben und büßte unter dem Henkerbeile die schwere Kränkung der Unschuld, den Verrath an dem Freunde und die schmähliche Verblendung einer ungezügelten Leidenschaft. Mathilde entfloh; verfolgt jedoch von Reisigen, stürzte sie sammt ihrem Rosse in die Mosel, deren Wellen sie begruben.

Genovefen erblühte in der Liebe ihres Gatten ein neues Lebensglück, und Schmerzenreich, an Kraft und Tugend herrlich gedeihend, war die Freude seiner Eltern. Aus Dankbarkeit gegen den Himmel, der so sichtbar über ihr gewaltet, stiftete die Edle die Frauenkirche bei Laach, in einer Gegend, die ihr vor allen wohlgefiel, und ihrem ausdrücklichen Willen zufolge, wurde sie in dieser Kirche beigesetzt, wo noch heutigen Tages ihr Grabmal den Besuchern gezeigt wird.

Hammerstein.

Das salische Blut.

Unweit des freundlichen, anmuthigen Neuwied erhebt sich auf steilem Felsen und von waldigen Höhen umgeben, dicht am Ufer des Rheines die längst in Trümmer zerfallene Veste Hammerstein. Sie soll, einigen Chroniken zufolge, den Namen von ihrem Gründer Karl Martell erhalten, andern Angaben nach aber dem Felsen, auf

dem sie ruht und welcher der Form eines Hammers ähnlich ist, ihre Benennung verdanken.

Hier haus'te gegen Anfang des 11. Jahrhunderts Graf Otto von Hammerstein. Dieser Ritter führte mit Bischof Erkenbold von Mainz eine lange blutige Fehde, und da der geistliche Herr gegen den tapfern, mächtigen Grafen durch Waffengewalt nichts ausrichten konnte, so suchte er demselben auf andere Weise zu schaden, und bald auch bot sich hiezu eine willkommene Gelegenheit dar.

Otto vermählte sich nämlich mit seiner schönen Muhme Irmegard. Zu einer ehelichen Verbindung mit einer so Nah-Verwandten aber war, nach kanonischen Gesetzen, der päpstliche Dispens erforderlich; der Graf indeß hatte sich hartnäckig geweigert, die Erlaubniß nachzusuchen und Bischof Erkenbold versäumte daher nicht, den Kirchenbann über ihn auszusprechen und durch einen besonderen Synodal-Spruch die Ehe für ungültig erklären zu lassen.

Weil es gleichwohl aber ihm nicht gelang, das Glück des jungen Paares zu zerstören, da Bann und Spruch ohne die gehoffte Wirkung blieben, so wendete er sich an den damaligen Kaiser Heinrich II. mit unablässigem Bitten, dem Gebote der Kirche durch Anwendung weltlicher Macht Nachdruck zu geben und den blutschänderischen Otto zu strafen.

Der Kaiser, dem Clerus allzu sehr ergeben, ließ sich vom Bischofe leicht gewinnen und belagerte persönlich Hammerstein mit ansehnlicher Heeresmacht. Doch die Besatzung wehrte sich mit eben so viel Muth als Geschick, und es schien die Belagerung werde, wenn überhaupt von Erfolg, sich mindestens sehr in die Länge

ziehen, so daß der Kaiser, dieses unfruchtbaren Kampfes müde, gern eine Gelegenheit ergriffen hätte, ihn auf gute Weise zu beendigen.

Bei einem Ausfalle des Grafen, während dessen seine heldenmüthige Gemahlin ihm zur Seite ritt, wurden zufällig beide durch Pfeilschüsse verwundet und blutend mußten sie zur Burg zurückkehren. Sobald der Kaiser dies erfuhr, sprach er zum Bischof: „Fürwahr! mich will fast bedünken, wir werden den Muth dieser Liebenden zu beugen nimmer im Stande sein. Darum und weil das Blut, an dem sie gesündigt, nun von ihnen geflossen und sie ihre Schuld also gesühnt haben, wollen wir die Fehde beendigen. Das lasse ich dem Grafen entbieten, und ihr selbst sollt, ich will es, das Paar trauen mit allem Brauch und Segen der Kirche.

Und so geschah es auch. Eine aufrichtige Versöhnung beschloß für immer den Streit, und Otto feierte mit seinen hohen Gästen das glänzendste Fest, das die Hallen des Schlosses Hammerstein jemals gesehen.

Altenaar.

Der letzte Ritter von Altenaar.

In dem felsigen und engen Thale, das die Aar bald plätschernd, wie ein Gießbach, bald schäumend und brausend wie ein Waldstrom durchfließt, liegen auf der Spitze eines der vielen steilen Bergkegel, welche die Ufer

bekränzen, die verfallenen Ueberreste der ehemals mächtigen Burg Altenaar.

Schon in grauer Vorzeit ist das Geschlecht der gleichnamigen Besitzer und Bewohner dieses Schlosses durch eine schauerliche Begebenheit erloschen, die noch im Munde des Volkes lebt, und nie seitdem mehr war hier der Sitz eines Edlen des Landes, obgleich die Veste noch lange wohnlich und stattlich dastand.

Kurt von Altenaar, der letzte seines Stammes, ein freiheitsliebender tapferer Ritter, der sich den Anmaßungen der Bischöfe und Fürsten seines Landes nachdrücklich widersetzte, sah sich in seiner Burg plötzlich von feindlichen Mannen eingeschlossen. Die Gegenwehr war muthig und eines ehrenhaften Ritters würdig, die Felsen trotzten den Angriffen, und mancher feindliche Söldling fiel von Kurts und seiner Treuen Faust, oder getroffen vom Wurfe schweren Gesteines. Die Belagerung zog sich indeß in die Länge und der Mangel wurde endlich der gefährlichste Feind der Vertheidiger.

Kurt konnte den Tag bestimmen, an dem er das letzte Brod unter seine Kampfgenossen vertheilen und sich dann ergeben oder umkommen mußte. Aber auch auf der Seite der Belagerer trat, wenn gleich nicht Mangel an Nahrung, doch Mißmuth und Muthlosigkeit ein. Die Noth der kleinen Besatzung war ihnen unbekannt, und sie vermeinten, nie Meister einer Veste werden zu können, deren Höhe und Wehrhaftigkeit auch der kühnsten Angriffe spottete.

Schon sahen die Bischöfe und Fürsten eine allgemeine Unzufriedenheit in ihren Reihen dem Ausbruche

nahe, schon entzog sich alltäglich eine Anzahl ihrer Knechte und Vasallen durch heimliche Flucht einem gefährlichen, nutzlosen Kampfe und schon drohten Meuterei und Widersetzlichkeit mit einer gänzlichen Auflösung des Belagerungsheeres, da erschien auf der höchsten Warte des Schlosses, vom ersten Frühroth bestrahlt, in glänzender, voller Bewaffnung und zu Roß der greise Kurt. Die hohe edle Gestalt, das lange silberne Haupthaar, die Marmorblässe seines Antlitzes, über welchem der Helmbusch wehte, die weiße Stahlrüstung auf milchfarbenem Streitrosse, alles dies verlieh dem Ritter etwas Erhabenes, fast Geisterhaftes, und erwartungsvoll hob sich jedes Auge im weiten Umkreise zur Veste empor. Die ausgestreckte Rechte des Greises deutete an, daß er reden wolle, und als nun in tiefster Stille die Belagerer aufhorchten, sprach er weithin vernehmbar also: „Sehet hier den letzten Mann und das letzte Roß von Allen, die in der Veste athmeten. Der Hunger hat mir Gefährten, Weib und Kind dahingerafft; keiner von ihnen ist übrig. Aber sie sind gestorben frei von verhaßter Knechtschaft und schmachvollem Joche. Und so will auch ich sterben wie ich lebte, eines Ritters würdig, unbezwungen und frei." Zum Felsengrunde spornte er nach diesen Worten sein Roß; hoch bäumte sich das edle Thier, aber von der gewaltigen Kraft des Reiters getrieben, stürzte es mit diesem in mächtigem Sprunge von der schwindelnden Höhe dem Abgrunde zu, von Fels zu Fels, von prasselndem Gestein begleitet in die Fluthen der Aar, die über Roß und Reiter zusammen schlugen und sie auf immer begruben.

Schreck und Grauen erfaßte Alle, die es sahen, und



M. Retzsch del. — Eduard Schuler sculpsit

ROLAND UND HILDEGARDE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

eiligst zogen die Belagerer ab; denn keiner von ihnen wollte nun die Burg betreten, welche zur Behausung des Todes geworden, und länger in einer Gegend weilen, die ihnen jetzt eine Heimath des Entsetzens schien.

Rolandseck.

Graf Roland von Angers, Zeitgenosse und Neffe Karls des Großen, ein würdiger, tapferer Ritter und Paladin, hatte sich in Heereszügen und Abenteuern hervorgethan. Sein Name war bekannt geworden in den Ländern, die er durchzogen und in denen sein Schwert manchen Raubgesellen gezüchtigt, der wehrlosen Unschuld gedient, oder in Turnieren den Sieg davon getragen. Eben verweilte er zu Paris, an seines Oheims Hoflager, um von den vielen Zügen auszuruhen, und das müßige Wohlleben der höfischen Ueppigkeit zu versuchen; allein er fand dasselbe keinesweges nach seinem Geschmack. Sein unruhiger Geist sehnte sich nach Thaten und Gefahren, nach dem gewohnten Wechsel eines abenteuerlichen Zuges, nicht nach der behaglichen Ruhe eines steten Wohnsitzes und eines gleichmäßigen, wenn auch glanzvollen Lebens.

Er trat daher vor seinen kaiserlichen Herrn und Verwandten, mit der Bitte, ihm zu erlauben, sich ferner auf ritterlichen Irrfahrten zu versuchen in Ländern, die ihm bisher fremd geblieben. Die Bitte wurde gewährt, und das nächste Morgenroth schon sah Rolanden sein

berühmtes muthiges Roß **Brilliador** besteigen, und, gefolgt von einem treuen, bewährten Knappen, die prächtige Residenz verlassen.

Die schönen Fluren, welche die Marne durchströmt, und die rauhen Vogesen waren das nächste Ziel seiner Fahrt. Hierauf wandte er sich nach Rheinfranken, züchtigte einige Raubritter, und zwang sie zu Herausgabe ihrer Beute; besuchte dann einen alten Freund und Kampfgenossen, den Ritter Kurt auf Frankenstein, und beschloß endlich, an die schönen Ufer des Rheines zu ziehen und die dortigen Ritter auf ihren Burgen zu begrüßen.

So zog er den Fluß hinab, als eben der Frühling seine Reize über die Fluren breitete und die romantischen Ufer mit dem Schmucke frischen Grünes bekleidet hatte. Dem Ritter dünkte, den Anblick so schöner Gegenden nie genossen zu haben, und wie wenig er auch sonst den Schönheiten der Natur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegte, so konnte er doch jetzt oft nicht umhin, sich stundenlang in Betrachtung der herrlichen Umgebungen zu verlieren.

Manche Tagreise hatte er zurückgelegt, manche stattliche Burg bereits besucht, und überall die gastlichste Aufnahme gefunden, als eines Abends die Drachenburg sich vor seinen Blicken erhob. Die Mauern und Zinnen des umfangreichen, schönen Rittersitzes prangten eben im Golde der scheidenden Sonne und glänzten mit den übrigen Kuppen des Siebengebirges über das dämmernde Thal hin. Die Hitze des Tages war einer wohlthuenden Kühle gewichen; die Heerden kehrten ihren Hürden, der müde Winzer seiner Hütte zu, der Fischer, die Beute

des Tages überzählend, legte den Nachen an's Ufer und von keinem Lüftchen gekräuselt, glitt, grünem Kristalle gleich, der Strom auf seiner stillen Bahn.

Dies schöne Bild der Ruhe, dieser Frieden in der Natur, über welchen der Himmel sein reines Blau breitete, machte auf Rolanden einen ungewöhnlichen, tiefen Eindruck. Zum erstenmal in seinem Leben beschlich ihn das unerklärliche Gefühl süßer Wehmuth, und es fesselte ihn so sehr, daß endlich sein Knappe ihn erinnern mußte, es sei hohe Zeit, ihren Weg fortzusetzen, wofern sie heute noch ein Nachtlager erreichen wollten. Da fragte der Paladin einen Vorübergehenden, wer auf jener hohen Veste hause? und als ihm die Antwort wurde, es sei Ritter Heribert, die Burg selbst aber werde die Drachenburg genannt, besann er sich, daß eben dieser Ritter es sei, an den ihm Grüße und Botschaft aufgetragen worden von Freunden in Franken und am Oberrhein. Roland säumte daher nicht, über den Strom zu fahren. Es war schon Nacht, als er am Schloßthore anlangte. Nachdem er da seinen Namen genannt, wurde er willkommen geheißen, und Ritter Heribert empfing ihn herzlich und mit aller Auszeichnung, wie sie einem werthen und hohen Gaste nur immer zu Theil werden kann.

Am folgenden Tage stellte der Wirth dem Helden seine einzige Tochter Hildegundis vor. Beim Anblicke der schönen, im jugendlichen Reiz erblühenden Jungfrau schien Roland wie bezaubert. Der Tapfere, nach Kampf und Wagniß begierige Ritter, in dessen Herzen eine edlere Liebe noch nie Raum gefunden, der schlachtengewohnte Krieger fand sich dieser unendlich anmuthigen Jungfrau

gegenüber, von einem Gefühle ergriffen, das ihm neu war, und desto unwiderstehlicher sich seiner bemächtigte. Fortan war er wie umgewandelt; er sprach nicht mehr von Abenteuern und kriegerischen Thaten, er pries vielmehr das glückliche Familienleben und die Wonne, welche der Besitz einer holden geliebten Hausfrau gewähren müsse; er dachte auch nicht an das Weiterziehen, denn es gebrach ihm die Kraft, sich von einem Wesen zu trennen, das er anbetete.

Sein Herzenszustand konnte einem Beobachter kein Geheimniß bleiben und ward daher von Heriberten bald bemerkt. Hildegunde selbst sah mit jungfräulichem Entzücken, daß sich in Liebe der Mann zu ihr hinneige, der auf den ersten Blick schon auch ihr Wohlgefallen, und dessen Ruhm und Heldensinn in Gesängen und Liedern gepriesen wurde.

Roland konnte die mächtigen Triebe seines Herzens nicht lange in sich verschlossen halten. Er gestand sie dem theuren Gegenstande seiner Wünsche und fand Erhörung. Heribert hatte nicht das Mindeste dagegen, daß der hochberühmte Paladin sein Eidam werde, und von keiner Seite schien dem Glücke der Liebenden etwas entgegen treten zu können. Schon dachten sie daran, sich eine Burg zu erbauen am schönen Rheine, in der Nähe des väterlichen Freundes, und schon wollte Roland dem abenteuerlichen Umherirren auf immer entsagen und nur den stillen Freuden der Liebe leben, als auf einmal ein Bote seines kaiserlichen Oheims Alles änderte.

Die Mauren verheerten das nördliche Spanien, und selbst das Frankenreich wurde von ihren Einfällen

bedroht. Karl entsendete ein Heer, um sie zurückzutreiben, und sein Neffe sollte nicht fehlen, wo im Kampf mit den Ungläubigen Ehre und Ruhm zu erwerben war. Ein Gebot des Kaisers rief Rolanden daher schleunigst zurück, und solch einer Aufforderung mußte jeder Ritter und Edle folgen, wenn die Welt nicht an der ersten Tugend desselben, an Tapferkeit und Heldenmuth zweifeln sollte. Wie hätte also Roland die Stimme der Ehre und Pflicht überhören können? So namenlos der Schmerz auch war, sich von der Angebeteten trennen zu müssen, wie tief ihm auch der Harm zu Herzen ging, er entriß sich den Armen der Liebe. Eine unnennbare Angst befiel Hildegunden, als der Tag des Scheidens angebrochen, und Roland das Roß bestieg, das ihn in weite Ferne, mitten in Feindeshaufen und Schlachtgewühl tragen sollte. Sein festes, feierliches Versprechen, auf den Flügeln der Liebe sobald als möglich zurückzukehren, beruhigte das geängstete Mädchen nur wenig, und konnte ihre finsteren Ahnungen nicht verscheuchen.

Nach vielen gegenseitigen Schwüren ewiger Treue, die selten so aufrichtig und mit so reinem Herzen ausgesprochen wurden, und nach schmerzlichem Abschiede von Ritter Heribert, verließ Roland die ihm theuer gewordene Burg und eilte dem Heere nach. Manch blutiges Treffen ward gefochten, mancher gefährliche Kampf gekämpft; das tapfere Schwert des Paladins war überall Sieger, doch des Krieges Dauer nicht abzusehen.

Eine heiße Schlacht im Thal von Ronceval sollte endlich eine Hauptentscheidung herbeiführen; denn das ganze Christenheer stand der vereinigten Macht der

Ungläubigen gegenüber und die Anstrengungen von beiden Seiten waren groß. Lange schwankte der Sieg, und spät am Abend erst trennte, mit der letzten Kraft vollführt, ein wüthender Angriff der Franken die feindlichen Reihen, und errang den glänzendsten Erfolg. Aber dieser Erfolg war theuer erkauft. Viele edle Ritter lagen dahingestreckt, und auch Roland, von den Kolbenstreichen eines riesigen Arabers schwer getroffen, sank im Getümmel zu Boden. Die Kämpfenden stürmten über den Gefallenen hinweg; nur sein treuer Knappe blieb bei ihm, ihn zu schützen oder, wenn das Leben wirklich entflohen sei, den Leichnam zu beerdigen. Beim Heere wurde der Vermißte, den einige fallen gesehen, für todt gehalten und allgemein verbreitete sich die Nachricht seines ruhmvollen Endes.

Auch zur Drachenburg gelangte die Kunde, Graf Roland, das Muster der Ritterschaft, sei in der Sarazenenschlacht geblieben. Mit welcher Trauer Heribert diese Botschaft vernahm, mit welch ungeheurem Schmerze, mit welch herzzerreißendem Jammer Hildegunde sie erfuhr, vermag keine Feder zu schildern. Als aber die ersten Ausbrüche vorüber waren, verschloß sie sich in ihr Kämmerlein, dem Andenken an den verlorenen Geliebten und ihrem Schmerze nachzuhängen. Selten nur noch durchschritt sie die Hallen der Veste, und wenige Wochen nach Empfang der schrecklichen Botschaft schon sah das Nonnenkloster der nahen Rheininsel in Hildegunde eine eifrige und fromme Novize. Ihre inständigen Bitten und ihr Schicksal bestimmten den Bischof, das Probejahr abzukürzen, und nach kurzer Zeit durfte

die unglückliche Jungfrau das unwiderrufliche Gelübde am Hochaltare ablegen.

Roland war in jener Schlacht, von schwerem Hiebe getroffen, zwar besinnungslos hingesunken, aber nicht erschlagen. Der treue Knappe spürte noch Lebenszeichen an ihm, und schleppte ihn mühsam zu einer Schäferhütte. Hier, von gutmüthigen Menschen gepflegt und von seiner kräftigen Natur unterstützt, erholte der Paladin sich wieder. Monde jedoch vergingen, ehe er sich stark genug fühlte, die Stätte seiner Pflege zu verlassen und in kurzen Tagreisen dahin zu ziehen, wohin ihn die Stimme des Herzens rief.

Es war an einem nebelichten Herbstabende, als er an die Pforten der Drachenburg pochte; voll freudiger Erwartung und einer Angst zugleich, die wie ein dunkles Vorgefühl seiner Zukunft ihn beschlich. Heribert traute seinen Augen nicht, als Roland vor ihm stand, und da nun der Todtgeglaubte hastig nach Hildegunden frug, verhüllte der tiefgebeugte Vater sein Antlitz, und nach langer Pause erst vermochte er es auszusprechen, daß sie eine Braut des Himmels geworden.

Roland war wie vom Blitze getroffen; sprachlos starrte er den an, dessen Mund ihm das Schrecklichste verkündete, und zu selber Stunde noch verließ er die Mauern des Schlosses.

Dem Kloster gegenüber, auf dem linken Ufer des Rheines erhebt sich ein Berg, der weit hin in die Ferne schaut. Hier erbaute Roland eine Burg, um stets der Geliebten nahe zu sein, und hier weilte er Tag und Nacht an einem Fenster der Veste, das ihm die Aussicht auf das Kloster gestattete.

Jahre lang lebte er so auf dieser Höhe mit seinem treuen Knappen, und jeden Morgen ward ihm das Glück, Hildegunde von fern zu erblicken, ja zuweilen schien ihm, als ob die Holde grüßend sich neige. Aber auch dies schmerzlich-süße Glück sollte er nicht lange genießen. Die Angebetete erschien eines Morgens nicht mehr und wenige Tage darauf sah er einen Leichenzug sich nach dem Kirchhofe bewegen. Wer war die Nonne, die man zu Grabe trug? war es, wie eine Ahnung ihm zuflüsterte, Hildegunde? hatte der Schmerz endlich die Rose geknickt? Was die innere Stimme ihm sagte, bestätigte des Knappen Bericht nur zu bald.

Von dieser Stunde an sprach Roland kein Wort mehr. Regungslos und bleichen Antlitzes starrte er nach des Klosters Friedhof hin, und so fand der Knappe einst seines Herrn Leiche, das gebrochene Auge noch auf die Ruhestätte der Theuren gerichtet.

Noch jetzt heißt Rolandseck der Berg, der Rolands Veste trug. In stürmischer Nacht des Winters $18^{39}/_{40}$ stürzten die letzten Reste der Burg, ein hochragender Bogen, zusammen. An dieses Bogens Stelle aber ist ein neuer erbaut, zur Erinnerung dem Wanderer an die treueste und reinste Liebe der ritterlichen Vorzeit.

Königswinter.

Der Drachenfels.

Die westliche Spitze des Siebengebirges, die bis hart an das Ufer des Rheinstromes vorspringt, heißt seit uralter, grauer Heidenzeit der Drachenfels. Diesen Namen gaben ihr die Bewohner jener Gegend, weil daselbst ein Drache hauste, der am südwestlichen Abhange, in einer von der Natur gebildeten Felsenhöhlung, die noch jetzt das Drachenloch heißt, seinen Aufenthalt hatte. Das Ungeheuer war von der scheußlichsten Gestalt; ein unförmlicher Kopf mit einem Rachen, groß genug, mehrere Menschen auf einmal zu verschlingen, und bewaffnet mit einer dreifachen Reihe spitzer Zähne; ein Wanst von ungeheurer Länge, mit Schuppen bepanzert, die im Sonnenscheine in tausend Farben schillerten; ein schlangenartiger langer Schweif, gleich geschickt, sich in tausend abwechselnden Windungen zu krümmen, als auch die Beute des Unthiers zu Boden zu schlagen; der ganze Körper auf kurzen scharfkralligen Beinen sich bewegend — so schildert die Chronik das Ungeheuer, das der Schrecken der nahen und fernen Umgegend war.

Es ist nicht zu verwundern, daß die heidnischen Bewohner der Gaue beider Rheinufer dem schrecklichen Gaste, gegen den menschliche Kräfte nichts vermochten, göttliche Ehre erwiesen, und ihn als ein höheres, zu ihrer Strafe und Züchtigung bestimmtes Wesen ansahen. Die Priester glaubten, den Zorn der Gottheit durch Opfer versöhnen zu müssen, und diese Opfer bestanden

in jenen Zeiten der Barbarei und des Aberglaubens aus Menschen, welche sich entweder den Haß der Volksobern und der Priester zugezogen hatten, oder im Kriege zu Gefangenen gemacht waren.

Zur Zeit nun als das Christenthum sich auf der linken Rheinseite zu verbreiten begann, herrschten in den Wäldern des rechten Ufers Rinbold und Horsrik, zwei mächtige Fürsten und Krieger. Dem Heidenthume blind ergeben und von Götzen-dienenden Priestern zum Haß gegen diejenigen aufgereizt, die sich schon zur milden, beglückenden Lehre des Welterlösers bekannten, unternahmen sie oft blutige Kriegszüge jenseits des Rheines, und ermangelten nie, eine Anzahl der gemachten Gefangenen dem Ungeheuer des Drachenfelsens darzubringen.

Da geschah es einst, daß beide Fürsten, von einem solchen Streifzuge heimkehrend, wie gewöhnlich, Beute und Gefangene vertheilten. Unter den letztern war eine schöne christliche Jungfrau, die Rinbold, von ihrer Jugend und Anmuth bezaubert, für sich verlangte, während Horsrik, der bei ihrem Anblicke nicht minder in Liebe entbrannte, sie ebenfalls zu seinem Antheil forderte.

Es brach daher unter den Anführern ein ernstlicher Zwist aus, und schon wollte der heftigere Horsrik zum Schwerte greifen, als der Oberpriester zwischen die Streitenden trat, durch sein Ansehen den Kampf verhinderte, und also sprach: „Eine Fremdgläubige, eine Tochter jener Christen, die wir verabscheuen und hassen, soll unsere Fürsten nicht entzweien zu unserm Verderben; darum werde sie Keines Antheil; vielmehr ein willkommenes Opfer für den Drachen, das ich ihm mit dem

morgenden Tage weihen will, zur Ehre Wodans, unseres höchsten Gottes.

Gegen den Ausspruch des Priesters galt keine Einwendung mehr, wie gern auch Rinbold, der für die Jungfrau eine edlere Liebe, als sein wilder Nebenbuhler, empfand, ihre Rettung gewagt hätte. Mit Grauen und Entsetzen vernahm die Unglückliche das Schicksal, das ihrer wartete, und nur der Gedanke verlieh ihr Stärke und Muth, daß es der Wille ihres Gottes und Heilandes sei, dem sie sich als gute, fromme Christin willig und ohne Murren unterwerfen müsse.

Als der Schreckenstag angebrochen, wurde die Jungfrau mit vielen Gefangenen, die ihr Loos theilen sollten, auf den Gipfel des Drachenfelsens geführt. Eine Menge Krieger und Volks sammt allen Priestern des Stammes waren gefolgt, um Zeuge eines Schauspieles zu sein, das lange nicht in dieser Größe und mit soviel Feierlichkeit statt gehabt hatte. Auch Rinbold stand oben, voll Kummer und Trauer, daß eine so schöne hehre Jungfrau dem Ungeheuer vorgeworfen werden sollte; und er glaubte in Schmerz vergehen zu müssen, als sie still und gottergeben daher schritt, mit der Opferbinde geschmückt, schon nicht mehr der Erde angehörend, einem göttlichen Wesen gleich.

In der Hand hielt sie ein Kruzifix, das sie bei sich verborgen getragen; an ihm, dem Bilde des Erlösers, hafteten ihre Augen und sein Anblick flößte ihr zuversichtliche Hoffnung auf Rettung ein. Willig ließ sie sich an den Opferplatz führen, wo sie, an einen Baum gebunden, erwarten sollte, daß der Drache sie verschlänge.

Es dauerte auch nicht lange, so erhob sich das Ungeheuer aus seinem Lager; und kaum hatte es seine Beute erblickt, so wälzte es sich näher, um sie zu erschnappen. Wer den Drachen in dessen ganzer Ungestalt und Scheußlichkeit erblickte, mußte unwillkürlich erbeben und mit Entsetzen erfüllt werden; auch die Jungfrau verlor fast die Besinnung, als ihr das Verderben immer näher kam, und indem sie, wie zur Abwehr, das Kreuz vor sich hielt, rief sie in ihrer höchsten Seelenangst: „Herr, mein Gott, hilf mir in dieser großen Noth!“ Und siehe, was begab sich! Das Scheusal, das schon den Rachen geöffnet hatte, die Gefesselte zu verschlingen, fuhr beim Anblicke des heiligen Kreuzes, wie vom Blitz gerührt, zurück und stürzte, ein schreckliches, weithin wiederhallendes Geheul ausstoßend, sich hinab in den Rhein, wo es die Wellen auf immer bedeckten.

Mit Staunen hatte die ringsum versammelte Menge der Heiden dieses Wunder angesehen. Sie glaubten, ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als das gefürchtete, und göttlich verehrte Ungeheuer vor dem kleinen Bilde des Christengottes vernichtet in den Abgrund stürzte; aber Allen ward dadurch klar, daß dieser Christengott mächtiger und größer sein müsse, als ihre heidnischen Götzen. Rinbold war der erste, der sich vom Erstaunen erholte. Mit lautem Jubel eilte er, die Bande der Jungfrau zu lösen, und triumphirend führte er sie davon. Auch die übrigen Opfer wurden ihrer Fesseln entledigt, und das Volk, das sich durch das Bild Jesu von dem Drachen befreit sah und schon im Stillen die fromme Zuversicht der Christen bewundert hatte, verlangte laut,

zu einem Glauben überzutreten, dessen Gott den Seinigen so sichtbar helfe.

Die Jungfrau unternahm es, das Christenthum durch ihr Wort zu verbreiten. Begierig faßten diese Heiden die Lehren des Evangeliums auf, und bald empfingen Tausende die heilige Taufe. Der erste und eifrigste Christ von ihnen aber war Rinbod, und die Jungfrau lohnte ihm durch ihre Hand. Auf eben diesem Drachenfels erbaute er sodann eine Burg, und er wurde der Stammherr des Geschlechts der Drachenburger, das hier wohl zehn Jahrhunderte blühte.

Heisterbach, im Siebengebirge.

Der bekehrte Zweifler.

Unter den Mönchen des Klosters Heisterbach zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und durch unabläßiges Studium der heiligen Schrift ganz besonders Aloysius aus. Zu dem reichen Wissensschatze dieses Bruders nahm jeder, selbst der Abt seine Zuflucht, wenn es sich um Aufhellung dunkler Stellen in den Kirchenvätern und heil. Büchern handelte; denn kein anderer wußte, so wie er, deren Sinn zu erklären und obwaltende Zweifel zu lösen.

Eins nur war ihm selbst dunkel geblieben, und dies eine war denn auch der stete Gegenstand seines Nachdenkens; die Worte des Apostels Petrus nämlich: „Tausend Jahre sind wie ein Tag vor dem Herrn.“

Diese Stelle beschäftigte unablässig den Geist des Mönches. Oft saß er Tage lang sinnend und über diesen Worten brütend in seiner Zelle; aber je mehr er über dieselben nachgrübelte, desto mehr häuften sich seine Zweifel und desto größer wurde sein Unglauben. Seine Ideen verwirrten sich zuweilen so sehr, daß die übrigen Brüder für seinen Verstand fürchteten.

In Betrachtungen versunken, hatte er sich einst unter einen Baum im nahen Walde gelagert, und war daselbst endlich eingeschlummert. Die Vesperglocke erst weckte und erinnerte ihn, daß es hohe Zeit sei, zum Kloster zurückzukehren. Mit Befremden aber sah er am Thore nicht den bekannten dienenden Bruder, sondern einen andern ihm öffnen. Doch achtete Aloysius auf diese Veränderung nicht sehr; denn da in der Kirche bereits der Gesang der Brüder erschallte, so eilte er, seinen Stuhl einzunehmen. Aber diese Stelle war schon besetzt; ein ihm gänzlich unbekannter Mönch hatte sie inne, und es blickte derselbe Aloysen mit eben so großer Verwunderung an, als dieser ihn. Mit wachsendem Erstaunen sah Aloys nun auch in den übrigen Mönchen lauter ihm fremde Brüder, und nicht weniger schienen diese sich über ihn zu wundern. Unterdeß ging der Gesang zu Ende und man fragte den Angekommenen, was er begehre und wer er sei? Er nannte seinen Namen und als er betheuerte, daß er dem Kloster angehöre, staunten die frommen Brüder ihn noch mehr an, als vorher, und waren nahe daran, ihn für verrückt zu halten.

Endlich erinnerte sich einer von ihnen, in den An-

nalen des Klosters gelesen zu haben, daß vor mehreren Jahrhunderten ein Aloysius, der sich durch große Gelehrsamkeit ausgezeichnet, als Ordensbruder in dieser Abtei gelebt habe und daß derselbe eines Tages bei einem Spaziergange in den Wald spurlos verschwunden sei. Aloysius nannte nun den Abt, unter welchem er in das Kloster aufgenommen worden, wie auch die Zeit, die er daselbst verlebt; man schlug die Bücher nach und aus allen Umständen ergab sich klar, daß er ein Wiedererstandener sei. Während der Zeit seines Schlafes nämlich, welche dem Zweifler nur wenige Stunden geschienen, waren drei Jahrhunderte vorübergegangen; der Himmel aber hatte dies Wunder gethan, um zu zeigen, daß der Mensch die Worte der heiligen Schrift nicht begrübeln und bezweifeln, sondern kindlichen Herzens glauben soll.

Bonn.

Die Schatzgräber.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als man in Bonn, nach Aufhebung einer schweren Belagerung, sich von den Drangsalen des Krieges zu erholen begann, lebte in jener Stadt ein junger Schlosser. Er hatte sein Meisterstück gemacht und wollte sich zu Endenich niederlassen, wo sein Vater das Amt eines Schöffen des probsteilichen weltlichen Gerichtes versah. Gleich vielen Andern aber

hatte auch dieser seine Habe durch den Krieg eingebüßt, sein Haus war von den Flammen verzehrt worden, und er mußte sogar erleben, daß sein ältester Sohn und Liebling das beklagenswerthe Opfer eines zu weit getriebenen Eifers bei Rettung werthvoller Gegenstände wurde.

Schwer darniedergebeugt, beschloß der Greis daher, seine noch übrigen Tage in Ruhe zu verleben, sich der Gegenwart seines andern Sohnes zu erfreuen und in dessen Glück sein eignes zu finden. Das Schlosserhandwerk ernährte Konraden reichlich; überall war wieder aufzubauen und herzustellen, und an allen Orten regten sich fleißige Hände, die Spuren des verderblichen Krieges zu verwischen. Doch blieb des jungen Meisters Glück nicht lange ungetrübt. Er verliebte sich in die Tochter eines andern Schöffen des Ortes und diese Neigung wurde bald so heftig, daß er ohne den Besitz des angebeteten Gegenstandes nicht leben zu können meinte. Unglücklicherweise ließ sich von Gretchens Vater, der sich Herr Heribert nannte, keine günstige Aufnahme einer Bewerbung hoffen. Zwar hatte auch er durch den Krieg Vieles verloren, dem Anscheine nach sogar Alles eingebüßt; deßungeachtet aber sah man zum allgemeinen Erstaunen seine verbrannten Häuser und Scheunen sich bald schöner aus ihrer Asche wieder erheben, seine tiefverschuldeten Aecker frei werden und ihn auf alle Weise einen Reichthum zur Schau stellen, den er weder früher besessen hatte, noch ehrlich erworben haben konnte. Die Nachbarn steckten wohl oft die Köpfe zusammen und theilten sich ihre Vermuthungen über den räthselhaften Wohlstand Heribert's mit. Einige, die am glimpflichsten

urtheilten, meinten, es müsse ihm durch Lieferungen an den Feind viel Gewinn zugeflossen sein; Andere glaubten, er habe vergrabenes Geld gefunden; noch Andere und zwar die Meisten behaupteten, er stehe in Verbindung mit Geistern oder Kobolden, denen er sein unsterblich Theil verschrieben, oder habe wohl gar mit dem, welcher der Schrecken der Gegend war, mit dem unterirdischen, höllischen Lapp einen Vertrag geschlossen, kraft dessen dieser ihm verborgene Schätze überliefere. Das einzige, was bei allen solchen Vermuthungen gewiß und unzweifelhaft blieb, war, daß der Stolz des Schöffen mit seinem wachsenden Reichthum gleichen Schritt hielt, und daß er auf seine unglücklichen, armen Mitbürger mit derjenigen Verachtung hernieder sah, von welcher sich leider so Wenige frei halten können, denen die launige Glücksgöttin ihre Gunst zuwendet. Oft hatte der Uebermüthige erklärt, daß kein Jüngling des Dorfes sich Hoffnung auf die Hand seiner Tochter machen dürfe; vielmehr wolle er sich einen Eidam unter den Vornehmern der Stadt suchen, der entweder ein reicher Kaufmann oder ein höherer Beamter sein müsse. Es war daher für Konrad auf dem graden, gewöhnlichen Wege nichts zu hoffen; nur ein seltener Glücksstern konnte dem armen Jungen eine günstigere Aussicht verschaffen.

Wahrhaft Liebende beginnen niemals mit dem Bestreben, sich der Eltern Gunst zu erwerben; sie wenden sich an ihren Gegenstand selbst, und der verliebte Schlosser machte es ebenso. Gretchen war ein reines, unverdorbenes Mädchen und Konrad der erste, der sich um ihre Liebe bewarb. Seine angenehme Gestalt, sein freund-

liches, gefälliges Wesen und die Ueberredungsgabe, die ihm eigen, wandten ihm leicht die Neigung der Menschen zu. Was Wunder, daß er bald Gretchens Herz dauernd gewonnen hatte, trotz aller väterlichen Ermahnungen und Lehren, die darauf berechnet waren, dem jungen Gemüthe Geringschätzung gegen minder Begüterte einzupflanzen.

Der Schleier des Geheimnisses, der lange die stillen beglückenden Zusammenkünfte der Liebenden deckte, sollte plötzlich und zwar durch die Hand des alten Heribert zerrissen werden. Er überraschte sie einst mitten im traulichen Kosen ihrer Minne; schäumend von Wuth fuhr er unter sie, gleich einem Blitz aus heiterer Höhe, schlug Konraden mit einem schweren Stocke auf den Kopf, daß der Jüngling zu Boden taumelte, und zerrte seine bebende Tochter mit sich nach Haus.

Von diesem Augenblicke an hegte er einen tödtlichen Groll gegen den Liebenden nicht nur, sondern auch gegen dessen Vater. Er schmiedete Pläne zu ihrem Verderben und schwur, nichts unversucht zu lassen, daß die Verhaßten schimpflich aus dem Orte verjagt und dem allgemeinen Spotte preisgegeben würden.

Ein reicher Bösewicht gebietet über viele Mittel zur Ausführung seiner schändlichen Absichten, und Heribert verstand, von solchen Mitteln Gebrauch zu machen. Konrads Vater sah sich bald von allen Seiten gedrängt, die Gläubiger stürmten auf ihn ein, der Verkauf seiner Habe stand bevor, sein Ruin war unvermeidlich — alles das in Folge der Ränke seines Feindes. Aber wie sehr diesem die Intriguen glückten, so vermochte er doch nicht,

die Neigung im Herzen seiner Tochter zu vertilgen, und eben so wenig, die Liebenden der Mittel zu berauben, einander zu sehen. Im Dunkel der Mitternacht, wenn Alles im Dorfe schlief und des Wächters Horn die Stunde verkündete, pflegten die Beiden sich zusammen zu finden und die Schwüre gegenseitiger Liebe zu wiederholen.

Einst war Konrad an den schwachen Sprossen eines Weinstockes zu des Liebchens Fenster emporgeklettert, und während ringsum tiefe Stille und Finsterniß auf Dorf und Flur lagerten, klagten und koseten die Liebenden in süßer Selbstvergessenheit. Da öffnete sich plötzlich ein anderes Fenster des Hauses, und donnernd rief die Stimme des Alten: „Spitzbub, Dieb! packe dich augenblicklich, oder mein Gewehr streckt dich zu Boden!"

Ueberrascht und erschrocken sprang Konrad von den Sprossen herunter, doch faßte er sich gleich wieder, und furchtlos stehen bleibend, rief er Heriberten zu: „Wenngleich im Dunkel der Nacht ihr mich an eurem Fenster betroffen, so wißt ihr doch sehr wohl, daß keine unredliche Absicht mich herführte, sondern nur die Liebe zu eurer Tochter. Ihr haßt mich, weil ich nicht reich bin, wie ihr; doch wer weiß, wie ihr den Reichthum so schnell und leicht erworben habt. Auch ich könnte viel erlangen vom teufelischen Lapp, wenn ich mit ihm verkehren wollte; denn auch ich verstehe zu schweigen, wie er's verlangt. Wolltet ihr mir auch dann nicht Gretchen zum Weibe geben, wenn ich mit Schätzen beladen um ihre Hand bäte?" Ein Schuß war die Antwort auf diese kecke Frage. Die Kugel verfehlte zwar ihr Ziel; um so schrecklicher aber traf Konrads Herz die Verzweiflung, denn er sah

wurde also vollzogen, und das glückliche Paar sah sich am Ziele seiner Wünsche.

Aber die Widerwärtigkeiten, gegen welche Konrad bisher zu kämpfen gehabt, waren noch nicht zu Ende. Die junge Frau, nicht minder neugierig, als alle andern Töchtern Evens, verlangte zu wissen, wie es ihrem Manne geglückt sei, zu seiner jetzigen Wohlhabenheit zu gelangen. Sie plagte und quälte ihn deßhalb in traulichen Stunden mit unabläßigem Fragen und wandte alle Künste an, die einer schönen Frau in den Flitterwochen zu Gebote stehen, so daß seine ausweichenden Erklärungen ihn nicht mehr retten konnten. Schon war er im Begriff, ihr alles anzuvertrauen, da drangen eines Abends plötzlich Häscher und Gerichtsdiener in's Haus, verhafteten Konrad, ohne anzugeben warum, und warfen ihn in's Gefängniß. Er sollte gerichtlich darthun, wie er zu seinem Reichthum gekommen, und da er sich jeder Erklärung weigerte, schritt man sofort zur Anwendung der Tortur. Die ungeheuren Schmerzen preßten ihm das Geständniß aus, er habe einen Schatz gefunden; das Gericht schien mit dieser Aussage zufrieden und ließ dem Gefangenen einige Tage Ruhe. In dieser Zeit besuchte ihn sein tiefbetrübtes Weib, welches man in der Absicht, eine Unterredung zwischen beiden zu belauschen, zu ihm gelassen hatte. Hier im Gefängnisse, in den kurzen Stunden eines schmerzlich-süßen Beisammenseins, gestand Konrad seiner geliebten Frau den ganzen und wahren Hergang seines Reichwerdens, und die Lauscher versäumten nicht, den Richtern Alles zu hinterbringen. Indeß hatte dies für den Augenblick keine nachtheiligen Folgen; denn unter

den entdeckten Umständen konnte zwar im Wege Rechtens die kurfürstliche Kammer auf den gehobenen Schatz Anspruch machen, dagegen mußte der Schatzgräber in Freiheit gesetzt werden, und Konrad wurde sofort auch aus dem Gefängnisse entlassen — ja, noch mehr, der Kurfürst hatte die Gnade, sich während des nun begonnenen Fiscal-Prozesses wohlwollend in's Mittel zu legen und zu bestimmen, daß der junge Mann, wenn er seine Aussage beweisen könne, all das Geld behalten solle. Aber eben, als nun Konrad auf eine Beweisführung sann, geschah es, daß die Juden in Bonn großes Geschrei erhoben, es sei einer der Ihrigen, der reiche Abraham, welcher als Spion mehreren Parteien im Kriege gedient und unermeßliches Geld gesammelt hatte, auf einer Reise verschwunden und wahrscheinlich ermordet worden. Man ließ dabei nicht undeutlich merken, daß auf dem schon inquirirten Schlosser der Verdacht dieses Mordes ruhe, und mehr brauchte es damals nicht, den geplagten Mann auf's neue einzuziehen und des angeschuldigten Verbrechens wegen zu foltern. Ein höherer Grad der Tortur erpreßte dem Unglücklichen ein Geständniß, das er nachher zwar widerrief, leider aber nicht mehr entkräften konnte. Schon jene geheimnißvollen nächtlichen Gänge Konrads, welche früher Verdacht veranlaßt hatten, schienen nun hinlänglich gegen ihn zu zeugen, und es kam, nach der Meinung der Richter, nur noch darauf an, daß er die Mitschuldigen nenne, die er, wie man glaubte, haben müsse. Da sagte, auf wiederholtes Foltern, der Unglückliche aus, daß er einen Gehülfen bei dem Morde gehabt, und daß dieser Gehülfe

sein Schwiegervater gewesen, der durch einen Schuß den Abraham umgebracht habe. Diese Aussage that er aber, weil er lieber den alten Heribert, von dem doch all sein Mißgeschick herrührte, als einen Unschuldigen in's Verderben ziehen wollte. Die Folge des Geständnisses war die Verhaftung des erschrockenen Schöffen, der auch nach mehrmaligem Foltern zugestand, was man wollte, und die Richter verurtheilten sofort beide zum Tode durch Henkershand.

Schon war der Tag der Hinrichtung angebrochen, schon wurden beide Sünder zur Richtstätte geschleift, und sollte dem Volke das Schauspiel einer Execution gegeben werden, als eine höchst unerwartete Erscheinung die Unschuld Konrad's darthat.

Ein Jude nämlich, der eben, von einer langen Wanderschaft zurückkehrend, zum Thore hereingekommen war und von der nahen Hinrichtung gehört hatte, eilte mit dem Rufe: „Haltet ein! Haltet ein!" auf den Richtplatz zu, und drängte sich durch die Menge zu den Richtern — es war der todtgeglaubte Abraham. Blitzschnell verbreitete sich unter dem versammelten Volke die Kunde von der Wiederkehr des Juden, und unter großem Jubel wurden die beiden Verurtheilten nach ihrer Wohnung zurückgebracht.

Wie glänzend aber auch die Genugthuung der Geretteten war, so hatte doch die Todesangst, sowie die erlittene Tortur und Schmach, auf Konrad's ganzes Wesen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er war fortan zu aller Arbeit und zu jeder Lebensfreude unfähig, und auch seine Gattin war seitdem stets tiefsinnig. Beide

verließen die Stadt und zogen nach Endenich, wo nun auch ihre Väter in tiefster Zurückgezogenheit lebten.

Konrad's Ehe blieb kinderlos; er vermachte daher, um die Schuld, mit Hülfe eines bösen Geistes Schätze erworben zu haben, durch ein frommes Verdienst zu sühnen, all sein Geld und Gut Kirchen und milden Stiftungen.

Aachen.

Die Gründung der Stadt.

Kaiser Karl der Große, der seine Residenz bald an diesem, bald an jenem Orte seines ungeheuren Reiches aufzuschlagen pflegte, hielt einst auch Hof in Zürich, an den anmuthigen Ufern des See's, dessen Naturschönheiten stets den Wanderer entzücken und fesseln. Der Monarch, gerechtigkeitsliebend und allen seinen Unterthanen zugänglich, hatte unfern seiner Wohnung, an steiler Uferstelle, da, wo vordem zwei Märtyrer, Felix und Regula enthauptet wurden, eine Säule errichten und daran ein Glöcklein befestigen lassen. Jeder, der ein Anliegen an den Kaiser hatte, brauchte zur Mittagsstunde nur mit dieser Glocke zu läuten, und alsbald dann erschien der Monarch selbst, um mit aller Leutseligkeit die Klagen und Vorstellungen seiner Unterhanen anzuhören und darüber zu entscheiden.

Eines Tages ertönte die Glocke, ohne daß Jemand

sich zur Stelle fand. Eben so geschah es am folgenden Tage und der Kaiser befahl daher einem Pagen, sich Tages darauf in die Nähe der Säule zu verstecken, um die Ursache des Läutens zu erforschen. Der Diener sah mit Schrecken eine große Schlange aus einer Uferhöhle hervorkriechen und, zu seinem größten Erstaunen, die Glocke in Bewegung setzen. Augenblicklich wurde Karl, der eben bei Tafel saß, von dieser Seltsamkeit benachrichtigt und unverzüglich erhob er sich, zur Schlange hinzugehen.

„Sei es Thier oder Mensch," sprach er, „ich will Jedem Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, wer Recht von mir verlangt." Sobald die Schlange ihn erblickte, neigte sie sich dreimal vor ihm; dann begab sie sich langsam zu ihrer Höhle zurück. Der Kaiser aber und seine ganze Umgebung folgten ihr, begierig, zu entdecken, was das Thier eigentlich wolle. Da fand man vor der Höhle eine ungeheuer große Kröte und es schien, als ob die Schlange von diesem Thiere, welches ihr den Eingang dahin verstopfte, befreit sein wollte. Der Monarch ließ sogleich, um Recht zu gewähren, die Kröte ergreifen und tödten.

Einige Tage nach dieser merkwürdigen Begebenheit kam die Schlange, zur großen Bewunderung aller Anwesenden, in des Kaisers Speisesaal, als man gerade beim Mahle saß, und nach wieder dreimaliger ehrfurchtsvoller Verneigung kroch sie zu einem vor dem Monarche stehenden Pokale hin, ließ in diesen einen Edelstein von ungemeiner Größe und Schönheit fallen und verschwand sodann wieder, noch ehe der Kaiser und seine Gäste sich von ihrem Erstaunen erholen konnten.

Den Stein schenkte Karl seiner Gemahlin und sie pflegte denselben als Schmuck in ihrem Haar zu tragen. Es besaß aber dies Kleinod die wunderbare Eigenschaft, derjenigen Person, welche es trug, die ungetheilte kaiserliche Zuneigung zu erwerben, und so war denn von dieser Zeit an der Monarch seiner Gemahlin mit so zärtlicher Liebe zugethan, daß er sie jetzt gar nicht mehr verlassen wollte.

Die Kaiserin errieth gar bald die Ursache dieser erhöhten Anhänglichkeit ihres Gatten und legte deshalb den Stein niemals mehr von sich. Als sie in ihrer letzten Krankheit die Annäherung des Todes fühlte, fürchtete sie, das Kleinod könne auf solche Personen übergehen, die der Liebe des Kaisers unwürdig wären. Sie barg es daher unter ihrer Zunge und so blieb es ihr denn auch noch im Tode.

Karls Zuneigung erlosch nun auch für seine todte Gemahlin nicht; er ließ den Leichnam einbalsamiren und führte ihn auf allen seinen Reisen mit sich. Diese auffallende Zärtlichkeit erweckte in der Seele des Erzbischofs Turpinus, seines Begleiters, endlich den Verdacht, daß es damit eine übernatürliche Bewandtniß habe. Er nahm daher eine Gelegenheit wahr, an dem Leichname nach einem verborgenen Talisman zu suchen, und er fand bald den wunderbaren Stein. Sogleich bemächtigte er sich dessen, und da er denselben von diesem Augenblicke an fortwährend bei sich trug, so ging des Kaisers innige Liebe alsbald von seiner todten Gemahlin, die er nun mit aller Pracht beisetzen ließ, auf ihn über. Er schenkte dem Bischofe eine solche Anhänglichkeit, daß

dieser sich von seinem Herrn gar nicht mehr trennen durfte und einer so lästigen Zuneigung endlich müde wurde.

Auf einer Reise durch das westliche Deutschland entledigte sich daher, in einem Anfall von Unmuth über jene unbequeme Liebe, der Erzbischof des Kleinods, indem er es in ein Wasser warf, wo es nicht mehr aufgefunden werden konnte. Der Zauber wirkte indeß fort, und war nun Turpinus nicht mehr der Gegenstand der kaiserlichen Liebe, so wurde es jetzt die Gegend, welche den wunderbaren Stein barg. Karl fühlte seitdem sich stets so hingezogen zu dem Orte, daß er daselbst einen Palast bauen und eine Stadt gründen ließ.

Diese Stadt aber ist Aachen, wo noch heute der Dom von Karl dem Großen zeugt. Am liebsten weilte der Monarch an dem lieblichen Wiesengrunde, in dessen stilles Wasser der Erzbischof den Edelstein geworfen hatte. Hier saß er oft stundenlang in sinnender Wehmuth versunken und schaute hinab in den kleinen anmuthigen See, dessen verborgenes Kleinod ihn mit Zauberkraft fesselte.

Diesem Zauber schreibt der Volksglaube auch die Heilkräfte der warmen Quellen Aachen's zu, die seitdem zum Wohle der Menschheit dem Schooße der Erde dort entsprudeln.

Der Münster.

Als man in Aachen, vor mehr als tausend Jahren, den noch jetzt berühmten, prachtvollen Münster erbaute, hatten sich die Väter jener Stadt so sehr im Punkte der Kosten verrechnet, daß, noch ehe die Hälfte des Tempels aufgeführt war, die zu diesem Zwecke zusammengebrachten Gelder schon auf die Neige gingen. Es war dies um so bedenklicher, da wiederholte Aufforderungen zu ferneren frommen Beiträgen nur ein Unbedeutendes lieferten, sich auch gar kein Mittel mehr erdenken ließ, das Fehlende herbeizuschaffen.

Während also einst der Magistrat, obgleich vollzählig versammelt, in seiner Berathschlagung über die wichtige Angelegenheit zu keinem Entschlusse kommen konnte, so daß die gänzliche Einstellung des Baues nahe bevorstand, ließ sich ein fremder Herr anmelden, mit dem Bemerken, er wünsche dem gesammten Rathe etwas Wichtiges vorzutragen. Das fremdartige und allerdings seltsame Kostüm dieses Mannes, die stark ausgeprägten, widrigen Züge, welche kalte Berechnung und etwas Höhnisches durchblicken ließen, würden auf die Versammlung einen höchst unangenehmen Eindruck gemacht haben, wenn nicht der Unbekannte, durch ein feines höfliches Betragen sogleich für sich einzunehmen verstanden hätte.

„Hochwürdige und sehr weise Herren“, begann er; „es ist mir zu Ohren gekommen, in welch' peinlicher Verlegenheit die Stadt dermalen sich befindet, da es ihr an Geld zur Vollendung des Münsters gebricht. Ich bin der Mann, dieser Noth abzuhelfen, und ich

stehe vor Ihnen, um über die Bedingungen zu unterhandeln, unter welchen ich die fehlenden Millionen sogleich in klingendem, vollwichtigem Golde aufzuzählen bereit bin."

Allgemeines und hohes Erstaunen folgte der Rede des Fremden. Wer war der Mann, der von Millionen sprach, als seien es taube Nüsse? war er ein Naboth aus Indien, der zum Christenthume bekehrt, alle seine Reichthümer einem Tempelbau zuwenden wollte? war er ein König oder ein Berggeist, im Besitze unterirdischer Schätze? oder hatte er gar, wie sein Ansehen fast vermuthen ließ, die ganze hochansehnliche Versammlung blos zum Besten? — Das frugen die Rathsherren einander und Keiner wußte es zu beantworten.

Der Bürgermeister zuerst erholte sich von dem Staunen; er richtete Fragen über Stand und Herkommen an den großmüthigen Fremdling, und dieser erklärte sich also: „Wessen Herkommen und Standes ich bin, möge euere Weisheit errathen oder nicht; soviel jedoch kann ich zu meiner vollgültigen Legitimation sagen, alles erforderliche Geld will ich nicht etwa als ein Darlehen blos, sondern als ein Geschenk für alle Zeiten herschießen, und ich habe dabei keine andere Bedingung zu machen, als daß nach vollendetem Baue und am Tage der Einweihung der Kirche, der erste durch die geöffnete Thür Eintretende mit Haut und Haar, mit Leib und Seele — mir zugehöre."

War vorher das Erstaunen der weisen Herren groß, so war nunmehr ihr Schrecken ungeheuer. Alle sprangen von den bequemen Sesseln auf und flohen in

den entferntesten Winkel des Saales; denn jetzt begriffen sie, mit wem sie zu thun hatten.

Nach einer langen Pause stummen Schreckens ermannte sich das Oberhaupt der Stadt wieder zuerst. „Hebe dich weg von hier!" stieß er ein- über das andermal aus. Leider aber blieb diese Verbannungsformel wirkungslos. Der Gefürchtete trat vielmehr noch näher und sagte gelassen: „Weßhalb geberdet ihr euch so seltsam und ängstlich? Sind denn meine Vorschläge nicht annehmbar und vortheilhaft? Erwägt, nur Einen verlange ich, indeß doch ohne Bedenken und oft sogar zwecklos Könige und hohe Häupter Tausende in Schlachten opfern! Und geziemt es nicht dem Einzelnen, sich für das Wohl des Ganzen hinzugeben?"

Solche und mehrere andere vorgebrachte sehr triftige Gründe leuchteten endlich den Rathsherren ein und ihre Scheu minderte sich. Zudem wirkte die drückende Geldnoth kräftigst mit; nach kurzem Sperren und Zieren kam der Vertrag zu Stande, und Meister Urian fuhr sofort, sich empfehlend, unter satanischem Gelächter durch den Schornstein davon. Nicht lange, so ließ er durch eben diesen Kanal eine Anzahl goldgefüllter Säcke in das Rathszimmer herunter prasseln, und der Magistrat fand nach sorgsamer Prüfung die Münzsorten ächt und die Summe vollkommen hinreichend.

Nach wenigen Jahren schon war der Bau vollendet; aber jetzt kam auch der Tag heran, an dem die feierliche Einweihung des Münsters stattfinden sollte. Zwar hatten die Würdenträger, welche bei dem Spuke gegenwärtig gewesen, den Vertrag mit dem Bösen als ein

tiefes Geheimniß zu bewahren gelobt; allein da einige es doch ihren Weibern vertrauten, so war, wie leicht zu erachten, das Geheimniß bald in aller Leute Munde, und Niemand, als es zur Kirche läutete, wollte durch die weit geöffneten Thüren zuerst schreiten. Neue Verlegenheit! der Magistrat wußte wiederum nicht, was er thun solle; als diesmal ein Pfäfflein erschien, mit der Versicherung, er habe, den Bösen zu prellen, ein treffliches Mittel ersonnen.

Es war nämlich in dem Pakte zwar versprochen, daß der erste, welcher durch die Kirchthüre eingehen würde, des Erzfeindes Eigenthum sein sollte, nicht aber ausgedrückt, was dies für ein Wesen sein müsse, und auf diese Mangelhaftigkeit gründete das Pfäfflein seinen Plan. Man steckte nämlich einen zufällig Tags vorher eingefangenen Wolf in einen Käfig und placirte diesen so, daß, wenn er geöffnet wurde, das Thier grade in die Kirche lief. Der Böse lauerte indeß schon auf seine Beute, und wie der Blitz jagte er hinter dem Wolfe her, als derselbe aus dem Käfige in die Kirche sprang. Aber unbeschreiblich war des Satans Ingrimm, als er, erkennend, was ihm zu Theil geworden, sich überlistet und betrogen sah. Feuerschnaubend drehte er dem armen Wolfe das Genick um, und mit entsetzlichem Geheul und Hinterlassung eines argen Schwefelgeruches davon fliegend, warf er das eherne Thor des Domes dermaßen zu, daß es einen Riß bekam. An eben dieser Thüre zeigt man noch heute das in Erz geformte Bild des Wolfes sammt einem Tannenzapfen, der die verlorne Seele desselben vorstellen soll; und auch jener

Riß ist noch zu sehen, als Wahrzeichen, wie einst ein Pfaffe den Teufel in Harnisch zu bringen verstand.

Die buckligen Musikanten.

In der Stadt Aachen lebten vor Zeiten zwei Musikanten, die sich durch ihr Geigenspiel bei Tänzen, festlichen Gelagen und anderen Gelegenheiten ihren Unterhalt verdienten. Der Eine, Friedel genannt, war ein flinker, munterer Gesell, voll Lebenslust, Frohsinn und Liebe für seine Kunst, die damals sich im Allgemeinen noch kaum über das Handwerksmäßige erhob, und hatte eine so einnehmende Gesichtsbildung, daß er für schön gegolten, wäre er nicht durch ein körperliches Gebrechen entstellt gewesen — er hatte nämlich einen gewaltigen Buckel. Der andere, Heinz, trug, seltsamer Weise, gerade denselben Fehler zu Schau, war aber auch übrigens mißgestaltet. Rothes, struppiges Haar, kleine grüne Augen, mit stechendem, unsicherm Blicke, ein hämischer Zug um den ansehnlichen Mund, alles dies machte ihn zu einer unangenehmen Erscheinung, und es war daher nicht zu verwundern, wenn in allen Kreisen dem Geiger Friedel der Vorzug gegeben, während Heinzens Violine nur selten in Anspruch genommen wurde. Zudem wußte Friedel den Bogen weit besser zu führen, als Heinz, und das Seelenvolle seines melodienreichen Spieles, wie sein feines und anmuthiges Benehmen, machte, daß man ihn überall gern sah und hörte, während sein Zunftgenosse durch disharmonisches Gefiedel

die Ohren meist eben so sehr beleidigte, als seine widerliche Persönlichkeit namentlich den Schönen anstößig war.

Wie jedes Künstlers, erschloß sich auch Friedel's Herz bald der Liebe. Agathe, die einzige Tochter eines reichen Weinhändlers, war der Gegenstand seiner zärtlichen Triebe, und zu seiner Freude wurden diese, ungeachtet der Mißverhältnisse seines Rückens, von dem Mädchen getheilt und aufs innigste erwiedert — ein Beweis, daß in der Liebe gefälliges Benehmen und Ueberredung größere Triumphe erringen, als blos äußerliche Wohlgestalt.

Die Liebenden hätten glücklich sein können, wäre Agathens Vater nicht ein stolzer, herrischer Philister gewesen, der Geld über Alles schätzte, und, wie er schon oft geäußert, sich den Eidam in den vornehmsten Häusern Aachens zu suchen gedachte. Die Aussichten der beiden jungen Leute waren daher nur gering, und sie wagten nicht, etwas Entscheidendes zu unternehmen, bis die Gewalt der Umstände sie dazu drängte. Agathe sollte, nach dem väterlichen Willen, einem jungen Manne, der zwar reich, ihr aber als ein ausschweifender Taugenichts bekannt war, ihre Hand geben; Friedel wagte es also in seiner Herzensangst, sich dem Kaufherrn vorzustellen, ihm seine Gefühle zu offenbaren und um des Mädchens Hand zu bitten.

Ein schallendes Gelächter der Verachtung war die Antwort auf die Bewerbung. „Glaubt ihr“, rief der Uebermüthige, „ich sei so sehr um einen Schwiegersohn verlegen, daß ich meine Tochter einem Musikanten nachwerfen würde, der um Lohn den Leuten aufspielt? oder

denkt ihr etwa, mir darum angenehmer zu sein, weil euch hinten ein kleiner Verdruß zugewachsen ist, der euch zum Entzücken kleidet? Nein, wahrlich", fuhr er fort, „soweit ist es, dem Himmel sei Dank, noch nicht mit mir gekommen, daß ich einen Eidam nehmen sollte, dessen Mißgestalt auf meine Enkel übergehen und mich dem Gespötte der Stadt aussetzen könnte." Diese Worte begleitete er mit einer Bewegung der Hand, die Friedeln andeutete, daß er entlassen sei.

Auf das tiefste gekränkt und voll bittern Grolls gegen die Menschen, die ihn sein unverdientes Mißgeschick so hart empfinden ließen, eilte der unglückliche Jüngling von dannen. Er stürmte zum Thore hinaus und irrte, unbewußt, wohin sein Fuß ihn trug, auf ungebahnten Pfaden umher. Erst bei Einbruch der Nacht fand er sich unter einem Baume liegend wieder, in Schweiß gebadet. Die Gegend war ihm unbekannt, und der Rückweg zur Stadt nicht so leicht zu finden; kein Wunder daher, wenn er noch lange umherirrte, und erst spät das Thor erreichte. Eben brummte die Glocke mit langsamen Schlägen die Mitternachtsstunde, als Friedel die öden, menschenleeren Straßen durchschritt. Hätte ihn nicht ein Gedanke nur beschäftigt und hätte er seine Umgebungen beobachten können, so würde er Manches bemerkt haben, das ihm Grauen zu erregen geeignet war. Eine Eulenschaar umschwärmte krächzend die altersdüstern Thürme und die hohen Giebeldächer der Stadt. Dohlen und allerlei sonstiges Nachtgevögel accompagnirten mit widerlichem Gekreisch, und durch die Luft zuckten blasse, fahle Lichtstreifen, begleitet von Gesause und gellendem Pfeifen,

während ein Heer seltsamer Gestalten über die Häuser dahinfuhr. Ein aufmerksamer Beobachter würde diese Gestalten leicht für einen Schwarm besenreitender Hexen erkannt haben. Sämmtlich nahmen sie ihre Richtung zum Fischmarkte, den die Aachener Volkssprache Perwisch nennt. Auch den liebe-kranken, einsamen Wanderer, welchem von allem dem nichts aufgefallen war, führte sein Weg dahin; kaum aber hatte er den Platz betreten, als ihn ein wunderbarer Anblick überraschte. Ein heller Glanz von zahllosen, in der Luft flatternden Lichtern, gleich Phosphorflämmchen, gab dem Markte eine eigenthümliche magische Beleuchtung, bei deren Scheine sich ein wimmelndes Gedränge weiblicher Figuren, das jeden Augenblick durch neue Ankömmlinge vermehrt wurde, geräuschlos bewegte. Wie groß auch Friedel's Erstaunen sein mochte, so zog ihn doch die Neugier näher, und sein natürlicher Muth ließ ihn so dicht herantreten, daß er die wunderliche Gesellschaft ziemlich genau betrachten konnte. Eben entsann er sich, daß heute Quatembertag sei, an welchem, einer allgemeinen Sage zufolge, ein Hexenpickenik hier auf dem Fischmarkte mitternächtig gehalten zu werden pflegte; da schritt eine Dame auf ihn zu, die ihrem Putze und Anstande nach die Vornehmste der Gesellschaft zu sein schien und mit der Bürgermeisterin der Stadt auffallende Aehnlichkeit hatte, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einer mit Leckereien aller Art und köstlichen Getränken beschwerten Tafel. Sie nöthigte ihn, sich zu erquicken, und nachdem er dieser Aufforderung bereitwillig nachgekommen, überreichte sie ihm eine treffliche Geige, mit der Bitte, der lustigen

Gesellschaft zum Tanze aufzuspielen. Diese hatte sich bisher gleichfalls mit den aufgetragenen Leckerbissen beschäftigt; es war Friedeln daher nur wenig aufgefallen, daß, obgleich sie nur aus Damen bestand, nicht eine Sylbe gesprochen wurde.

Sobald er den ersten Geigenstreich ertönen ließ, erfolgte ein allgemeiner Aufstand; Tische und Bänke wurden bei Seite geschafft und nicht ohne unheimliches Gefühl sah Friedel, daß um ihn her, während auch nicht der leiseste Ton an sein Ohr schlug, die lebhafteste Conversation statt fand.

Inzwischen stellten sich die Reihen zum Tanze und ein Wink der Präsidentin gab das Signal zum Beginne des improvisirten Balles. Friedel, der Aufforderung zufolge das Orchester repräsentirend, spielte lustige Weisen; allein es war die Geige offenbar behext; denn unwillkürlich ging es in immer schnellern Tacten, immer rascher wirbelten sich die Paare, bis Alles sich in ein wildes Durcheinander-Rasen auflös'te. Der Geiger fiel endlich erschöpft auf einen Stuhl, die Musik verstummte und der Tanz hörte auf. Da trat die nämliche Dame, die Friedeln vorhin aufgefordert, abermals zu ihm, und indem ein holdseliges Lächeln ihre Zufriedenheit mit dem Spiele ausdrückte, lispelte sie kaum hörbar: „Kniee nieder und empfange unser Aller Dank für das Vergnügen, das du uns bereitet." Dann zischelte sie seltsame Worte über den vor ihr Niedergebückten, legte beschwörend ihre Linke auf den Auswuchs des Rückens, nahm mit wunderbarer Leichtigkeit diese stiefmütterliche Zugabe der Natur hinweg und legte dieselbe in eine leere Schüssel, die sie

sodann verschloß. Kaum war diese Operation beendet, so schlug die Glocke ein kräftiges Eins, und im Nu verschwand die Gesellschaft und alles Geräthe sammt Tischen, Bänken und Lichtern, und Friedel fand in der Dunkelheit auf dem Platze sich allein.

Von dem sonderbaren Erlebnisse verwirrt und höchst aufgeregt, eilte er nach seiner Wohnung, um der Ruhe zu genießen; aber es quälten ihn wunderliche Träume. Bald sah er sich auf einer Entführungsflucht mit Agathen und den Weinhändler als langbeinigen Zwerg ihm nachsetzen; bald erschien ihm die Geliebte in Gestalt der Frau Bürgermeisterin; bald erblickte er diese Dame an dem Traualtare mit dem Geiger Heinz, der den Wuchs eines Adonis angenommen.

So träumte er bis zum lichten Morgen, und die Bilder, welche der Schlaf ihm vorgeführt, machten ihn nun geneigt, Alles, was in vergangener Nacht ihm begegnet war, für ein Gaukelwerk der Phantasie zu halten. Da zeigte ihm aber ein Blick in den Spiegel, daß er seines Buckels entledigt und zum schlanken Burschen geworden, und zu seinem Erstaunen entdeckte er in seinem Wamse nun auch eine große Summe Geldes, welche hinreichte, ihn den wohlhabendsten Männern der Stadt gleich zu stellen.

Die Freude über die Verwandlung und seinen Reichthum trieb ihn zu seines Liebchens Hause. Hier traf er dessen Vater und zweifelnd starrte ihn derselbe an, nicht wissend, ob ein Fremder, oder der Musikant vor ihm stehe, der Tages vorher noch mit einem Höcker begabt, demüthig ein Heirathsanliegen hergestammelt hatte.

Nachdem dem Hocherstaunten jede Ungewißheit beseitigt war, wiederholte der Jüngling frisch seine Werbung, und diesmal brachte er sie mit Glück vor. Doch nicht sowohl der neu verliehene schlanke Wuchs, als vielmehr das vorgezeigte Gold machte den Alten willfährig, und er versprach, daß nach dreien Monden die Hochzeit gehalten werden sollte. Wer war nun glücklicher, als die Liebenden? Das nächtliche Abenteuer aber, obgleich Friedel es seinem künftigen Schwiegervater unter dem Versprechen des tiefsten Schweigens anvertraut hatte, war kein Geheimniß geblieben und unter andern auch zu den Ohren des rothhaarigen, buckeligen Heinz gekommen. Hatte dieser Friedeln als den geschicktern und beliebtern Musikanten bisher schon beneidet und gehaßt, so stieg nun Verdruß und Mißgunst bei ihm auf den höchsten Grad. Ueberall bemühte er sich, über den Glücklichen die gehässigsten Dinge auszusagen, erzählte jedermann, woher derselbe wohlgestaltet und reich geworden, und indem er diese Berichte mit verleumderischen Lügen ausschmückte, ließ er es nicht an Andeutungen fehlen, welche den guten Jungen des Einverständnisses mit dem Teufel und unzüchtigen Umganges mit Hexen verdächtigen konnten. In seinem Innern aber beschloß Heinz, nächste Quatembernacht sein Heil in gleicher Weise zu versuchen. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, mindestens ebenso, wie sein Kunstgenosse, beschenkt und körperlich veredelt zu werden.

Als nun die Quatembernacht herankam, in welcher Friedels Hochzeit gefeiert wurde, eilte Heinz mit seiner Geige dem Fischmarkte zu, entschlossen, sich nicht nur

von seiner natürlichen Bürde befreien, sondern auch, wo möglich, noch viel reichlicher beschenken zu lassen.

Es war richtig wieder Hexenfest auf dem Perwisch. Die Lichter flackerten, die geputzten Weiber aßen und tranken von schön servirten Tafeln, und an allen Enden herrschte ein munteres Gewimmel, jedoch ohne Laut und Geräusch. Keck eilte Heinz näher, und gab durch Zeichen seine Bereitwilligkeit zum Geigenspiele zu erkennen. Sogleich wurde Platz gemacht und, wie damals, begann der Tanz; weil aber der Musikant gierig nach den goldnen Gefäßen schaute, die rings umher standen, und die Habsucht ihn mehr an den gehofften Gewinn, als an Tact und Melodie denken ließ, so spielte er immer confuser und kratzte endlich auf seiner ohnehin nicht sehr wohlklingenden Geige so jämmerlich, daß die Tänzerinnen, deren luftige Gestalten solche Disharmonie widerlich durchzittern mochte, wild durcheinander ras'ten. Dieses bunte Durcheinanderwirbeln aber hielt der verwirrte Fiedler für einen Beweis, wie vortrefflich er spiele, und in seiner Eitelkeit war er nun gar noch thöricht genug, mehrere Weiber, in denen er ihm bekannte Damen der Stadt zu erblicken glaubte, beim Namen zu rufen. Jetzt aber hatte der Unwille der Tänzerinnen den höchsten Grad erreicht, Blicke des Zornes sprühend, hielten sie ihm die geballten Fäuste unter die Nase und gaben sie durch die unverkennbarsten Zeichen zu verstehen, daß er aufhören solle. Dann gebot ihm die Vorsteherin des Festes, niederzuknieen, um seinen Lohn zu empfangen. Dieser Befehl ließ Heinzen aber wähnen, seine Musik habe doch wohl gefallen und es sei der Hexen Art nur, sich zornig

zu geberden. Er hielt es daher an der Zeit, sich recht viel auszubitten, forderte deßhalb die kostbaren Pokale, und schon streckte er die Hand darnach aus, als ihn eine derbe Ohrfeige bestrafte. Dann nahm die Dame aus einer verdeckten Schüssel den dem guten Friedel abgenommenen Buckel, und heftete ihn dem Spielmanne, eh' er sich dessen versah, auf die Brust. In demselben Augenblicke schlug die Thurmuhr wieder ein kräftiges Eins, und der Erschrockene sah alles vor seinen Augen verschwinden und sich allein auf der finstern, öden Straße.

Wer malt des Armen Wuth und Verzweiflung, als er sich mit der doppelten Last, mit zwei Höckern begabt fühlte. Leider war er unklug genug, die Geschichte zu erzählen, und natürlich, daß Spott und Gelächter ihn überall empfing, wo er sich blicken ließ. Friedel allein fühlte Mitleiden mit dem von aller Welt Verhöhnten und Verlassenen, und unterhielt ihn bis an das Ende seiner Tage.

Königsdorf bei Köln.

Die Bischofswahl.

Einst war in Köln großer Streit um den erledigten Bischofsstuhl. Geistlichkeit und Bürger waren unter sich in viele Parteien gespalten, deren jede einen Kandidaten ihrer Wahl begünstigte und gewählt wissen wollte.

Als Kaiser Karl der Große, der damals in Aachen

residirte, von diesem immer mehr um sich greifenden Zwiste hörte, beschloß er, durch seine Gegenwart dem Unfrieden zu steuern und nöthigenfalls selbst einen Bischof einzusetzen. Ganz unerwartet und ohne Begleitung ritt er daher eines Tages die Straße gen Köln, und gedankenvoll, wie er war, hatte er, ohne es zu bemerken, schon Königsdorf erreicht, als der helle Klang eines Glöckleins ihn aus seinem Sinnen weckte. Eben trat daselbst in eine nahe Kapelle eine Menge Volkes, um die Messe zu hören, und der fromme Kaiser säumte nicht, sein Pferd an einen Baum zu binden und sich, unerkannt, unter die Andächtigen zu mischen. Nach beendetem Gottesdienste, schritt er dann zu dem Geistlichen hin und wollte ihm einen blanken Goldgulden als Opfer darreichen. Zu seiner großen Verwunderung aber wies der Priester das Geld zurück. „Man opfert hier", sprach der fromme Mann, „nicht also; behaltet euer Gold, dessen ich nicht bedarf. Wollt ihr jedoch ein gutes Werk an dieser Kirche thun, so schenkt ihr die Haut des ersten Hirschleins oder Rehes, das ihr erlegen werdet; denn mein Meßbuch bedarf gar sehr eines neuen Einbandes, und wie mir scheint, seid ihr ein Jägersmann."

Der wahrhaft fromme und uneigennützige Sinn, der in diesen Worten sich aussprach, machte auf Karl einen tiefen Eindruck, und er beschloß in seinem Innern, des würdigen Priesters eingedenk zu sein. Unterdeß setzte er seinen Weg nach Köln fort. Dort angekommen, beschied er alsbald die hohe Geistlichkeit und die Vertreter des Volkes vor sich und gab ihnen zu erkennen, wie er die Bischofswahl persönlich lenken und, wenn man sich nicht

einigen könne, dieselbe selbst entscheiden wolle. Da suchten die verschiedenen Parteien ihn durch Anerbietungen aller Art und durch große Geldsummen für ihre Zwecke geneigt zu machen; Karl jedoch ließ alles Gold, das man ihm bot, herbei schaffen und befahl, damit die Schulden des Stiftes zu bezahlen. Dann sprach er zu ihnen, die begierig seiner Entscheidung harrten: „Vergebens habt ihr mich mit Tausenden bestechen wollen, um den Bischofshut zu gewinnen; keinen von euch allen halte ich dessen so würdig, als den Geistlichen in jener Waldkapelle bei Königsdorf, der mein Gold verschmähte und, an sein Meßbuch, nicht aber an sich denkend, keine andere Gabe, als das Fell eines Rehes oder Hirsches für einen neuen Einband begehrte. Geht und holt diesen würdigen Mann, er soll euer Erzbischof sein."

Der schlichte Priester konnte sich kaum von Erstaunen erholen, als er so unerwartet zu solch hoher Würde gelangte. Aber wie die Gnade Gottes sichtbar auf ihm ruhte, wußte er sich gar wohl in seine neue Stellung zu finden, und noch heutigen Tages gedenkt man seines Namens; es war der Bischof Hildebold, Gründer jenes St. Peter-Domes, an dessen Stelle der jetzige Dom in Köln steht.

Köln.

Ursula und die eilftausend Jungfrauen.

Im dritten Jahrhunderte herrschte König Vionetus über Britannien, so weit es nicht der römischen Botmäßigkeit unterworfen war. Obgleich in seinem Reiche noch die tiefe Finsterniß des Heidenthums waltete, so hatte er sich doch sammt seiner Gemahlin und seiner einzigen Tochter bereits dem Christenthume zugewandt, weil ein Engel dieser letztern einst im Traume erschienen war, mit dem Befehle, die beseligende Lehre des Erlösers anzunehmen. Derselbe Engel auch mahnte die Königstochter, sich vorzubereiten, zur Ehre Christi zu dulden und den Märtyrtod zu sterben.

Mit Begeisterung hatte Ursula den festen Entschluß gefaßt, dieser Mahnung zu folgen, und als ein deutscher Fürst, Agrippinus, Gesandte an ihres Vaters Hof schickte, um die eben so schöne als fromme Jungfrau zur Ehegemahlin für seinen Sohn zu begehren, weigerte sie sich bestimmt, sich diesem oder einem andern Königssohne zu vermählen; vielmehr wollte sie ihr Leben ganz dem erkannten wahren Gotte und dem opfern, der für uns den Kreuzestod erlitt. Allein der Engel, der ihr schon einmal erschienen, gab sich ihr auf's neue kund und forderte sie auf, des deutschen Fürsten Antrag anzunehmen, weil sie im Stande sein werde, durch Bekehrung seine Seele zu retten, und somit ein gottgefälliges Werk vollbringe. Der Engel befahl ihr ferner, von ihrem

Vater ein Gefolge von Jungfrauen zu begehren, so zahlreich als er es aufzubringen vermöge, alle diese Jungfrauen zur Annahme des Christenthums zu bewegen und sie mit sich nach Köln zu nehmen in ihres künftigen Gatten Wohnsitz. Sobald sie daselbst angekommen, solle sie, ehe sie sich vermählen werde, sammt allem Gefolge eine Wallfahrt nach Rom antreten, dann aber nach Köln zurückkehren.

Ursula fuhr in der That auch bald darnach mit eilftausend Jungfrauen und eilf Schiffen über die See, und sodann den Rhein hinauf nach Köln. Hier wurde ihr alle erdenkliche Verehrung zu Theil, aber sie setzte ihre Reise fort nach Basel, wo der römische Statthalter ihr zur weitern Pilgerfahrt über die Alpen behülflich war. In Rom gab Papst Cyriakus der Ursula sammt allen ihren Begleiterinnen seinen Segen, und, gleich als wisse er, was ihnen bevorstehe, begleitete er sie auf der Rückfahrt, um ihnen mit seinem geistlichen Schutze nahe zu sein.

In Mainz erwartete Coman, Agrippinens Sohn, seine Braut. Ihr Anblick, die ehrfurchtgebietende Gegenwart des Papstes, das prachtvolle Gefolge und die Wahrheit der neuen Lehre machten aus ihm bald einen Christen, und nachdem sodann die Vermählung feierlichst vollzogen worden, ging es weiter den Rhein hinab nach Köln.

Zu eben dieser Zeit durchtobten die Hunnen die schönen Gauen unseres deutschen Vaterlandes. Auch vor Köln erschienen sie mit einem zahlreichen Heere, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr ward die Stadt erstürmt. Alles, was Leben hatte, wurde von diesen

dem Christenthume feindlichen Barbaren niedergemetzelt; ganz besonders aber ließen sie den Papst sowie Ursula und deren Jungfrauen die kannibalische Wuth empfinden. Diese wurden sämmtlich unter schrecklichen Qualen und Martern aller Art umgebracht, zuletzt Ursula selbst und ihr Gemahl; aber gottergeben zeigten sie sämmtlich bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens eine Standhaftigkeit und eine Todesverachtung, welche die Heiden selbst staunen machten. Eine einzige Jungfrau, so wird erzählt, Cordula genannt, habe Gelegenheit gefunden, dem allgemeinen Gemetzel zu entgehn und sich versteckt zu halten. Sie sah aber im Geiste alle ihre Gefährtinnen des Himmels und der ewigen Seligkeit theilhaftig werden und lieferte sich, durch diese Vision angetrieben, gleichfalls den Barbaren aus.

Ihres frommen Lebens und des Märtyrtodes wegen wird Ursula als eine Heilige verehrt. In Köln ist ihr die Kirche geweiht, die ihren Namen führt, und in dieser ruhen auch bis auf heutigen Tag noch ihre und der eilftausend Jungfrauen Gebeine. Das Grabmal der Heiligen steht daselbst links vor dem Chore; sie liegt, in Alabaster gebildet, auf Marmor, und eine weiße Taube sitzt zu ihren Füßen, weil eine solche Taube die Stelle des Grabes angezeigt haben soll, an welcher man die Kirche erbaute.

Der Dombau.

Es war um die Mitte des 13. Jahrhunderts, als der damalige Erzbischof von Köln, Conrad von Hochsteden, den Vorsatz faßte, in dieser Stadt einen Dom zu erbauen, der größer und prächtiger sei, als irgend ein anderer Tempel der Christenheit.

Da Conrad selbst großen Reichthum besaß, den er für den frommen Zweck zu opfern bereit war, und da man erwarten konnte, daß von der Stadt nicht nur, die der Bau verherrlichen sollte, sondern auch von nah und fern der Spenden viele eingehen würden, so trat, was Geldmittel anbetrifft, dem großen Werke kein Hinderniß entgegen; wohl aber kam es darauf an, daß ein Baumeister gefunden würde, der fähig sei, einen dem erhabenen Zwecke vollkommen entsprechenden Plan zu fassen.

Der Meister ward indeß gefunden und zwar in Köln selbst, wo er eines großen Rufs genoß und bereits Proben seiner Kunst abgelegt hatte, die nicht zweifeln ließen, er sei vor allem der Mann für den hehren Bau und ihm müsse gelingen, was Vielen unerreichbar bleiben werde.

Diesen Baumeister ließ der Erzbischof zu sich entbieten und forderte ihn auf, einen Plan zum Dome anzufertigen in Jahresfrist; er selbst wolle inzwischen alles Uebrige vorbereiten und Materialien in Menge herbeischaffen lassen.

Der Auftrag schmeichelte des Meisters Ehrgeiz ungemein. Voll Begierde nach dem Ruhme, welchen die Ausführung eines solchen Riesenwerks ihm bereiten und

für alle Zeiten erhalten mußte, versprach er, einen Bauriß zu ersinnen und auf das Pergament zu zeichnen, zu einem Werke, wie keines noch bestehe und schwerlich je erstehen werde, an Größe und Erhabenheit des Stils, an Pracht und Schmuck.

Von dem Augenblicke an, als der Erzbischof, dieser Zusage vertrauend, den Meister gnädig entließ, dachte dieser an nichts als an seinen großen Plan. Jedem andern Werke und jedem andern Gewinne entsagte er, um sich einzig und allein dem Nachdenken hinzugeben, wie der große Bau ausgeführt, wie er gegliedert, wie seine Hallen gewölbt und seine Säulen geordnet werden müßten, damit der Tempel, ein Denkmal der Frömmigkeit seiner Zeit, auch ihm, dem Meister, ein Denkmal werde und seinen Namen auf die Nachwelt bringe. Aber wie eifrig er auch sann und grübelte; die vielen Entwürfe, die er in zehn Monden schon gefertigt, befriedigten die Erwartungen des Erzbischofes eben so wenig, als sie ihm selbst genug thaten. Er trug vielmehr ein Ideal in seiner Seele, das er oft im Geiste vollendet erblickte, das er aber nie recht zu erfassen und auf das Pergament zu bringen vermochte. Wie ein Spiegelbild schwand ihm wieder, sobald er beim ersten Scheine der Morgenröthe Griffel und Reißbrett zur Hand nahm, die Vorstellung, die auf seinem Lager im Dunkel der Nacht ihm lebhaft vor Augen geschwebt hatte, und es war, als ob ihm ein hämischer Dämon das herrliche Gebilde nur zeige, um es nie ergreifen zu lassen.

Unterdeß rückte die Zeit heran, wo Conrad von Hochsteden Zeichnung und Plan des Domes erwartete,

wie solche ihm der Meister versprochen. Dieser aber, mißmuthig und in sich gekehrt, durchstrich nicht selten Tage lang Feld und Wald, und die Trauer und Unruhe seines Gemüthes wuchs von Minute zu Minute; denn, da er vom Plane noch nichts entworfen, fürchtete er die Mißachtung seines Gönners sowohl als auch den Spott seiner Mitbürger.

So hatte er sich einst — es waren nur noch drei Tage vor der bestimmten Frist — tief in den Forsten des Siebengebirges verirrt. Die Nacht war hereingebrochen und ein furchtbares Gewitter goß den Regen in Strömen herab. Kein Gegenstand ließ sich in der dichten Finsterniß erkennen; nur wenn vorüberschießende Blitze flammten, vermochte er die nächststehenden Baumgruppen zu sehen; aber die gewaltigen Stämme erschienen ihm wie Riesen, welche drohend die Arme emporreckten. Das leuchtende Unwetter und der Aufruhr in der Natur stimmten jedoch zu sehr mit des Wanderers Gemüthszustande, als daß ihm vor jenen Gestalten hätte grauen sollen; er dachte nur der Stunde, die ihn mit Schmach und Hohn bedecken würde, dachte mit verzweiflungsvollem Unmuthe, daß ein anderer nun des Ruhmes theilhaftig werde, der Erbauer des neuen Domes zu sein.

Als er so, wie vom Fieber des Wahnsinns ergriffen, sein Geschick, den Bau und sich selbst verfluchte, sammt allen, welche das Werk jemals vollbringen würden, schlug dicht neben ihm der Blitz in eine Eiche und ein furchtbarer Donnerschlag begleitete den zündenden Strahl. Hell auf brannte der Stamm, und der Aufgeschreckte

sah einen Mann aus der Flamme hervortreten, der ruhig auf ihn zuschritt.

Das Ansehen dieses Mannes war das eines Wildschützen, obgleich sein rother Mantel und die Feder des breitkrämpigen Hutes mit der Tracht eines Jägers auffallend kontrastirten. „Ein gräuliches Wetter, Dombaumeister,“ hub er an, indem er hinkend sich noch mehr näherte; „vermuthlich seid ihr müder als ich, der ich bis jetzt hinter diesem Baume geruht habe. Wie möget ihr auch in so entsetzlicher Nacht den Wald durchstreichen! Wollt ihr mir folgen, so werde ich euch auf kurzem Wege aus Forst und Unwetter führen.“ Diese Anrede klang dem Verzweifelnden wie bittrer Hohn. Nannte ihn jener doch Baumeister des Domes und schien es doch, als ob bei diesem Titel ein spöttisches Lächeln des Redenden Mund verzog. Ohne ein Wort zu erwiedern, wandte daher der Meister sich von dem sonderbaren Fremdling ab. Das verschlug diesem indeß nichts; vielmehr winkte er, näher zu treten, setzte sich, als ob er, von dem Andern ein gleiches erwartend, sich zu einem langen Zwiegespräche anschicke, unter die schirmenden Aeste eines dichtbelaubten Baumes, bedeckte dabei seine Füße sorgfältig mit dem Mantel, und indem er eine ansehnliche Flasche hervorlangte, fuhr er fort: „Trinkt einmal, Meister, auf bessere Bekanntschaft! es ist kein übler Saft in diesem Gefäße, und so ihr vielleicht einen Kummer habt, oder über etwas grübelt, werdet ihr die vortheilhafte Wirkung des Tranks verspüren.“ „Meinen Kummer,“ entgegnete der Eingeladene, tilgt kein Trank, und kein Saft gibt mir Einsicht in das, was zu erforschen

ich mich vergebens bemühe. Darum spart den Inhalt eurer Flasche, und laßt auch mit euren Reden mich in Ruhe." „Ihr seid ein unwirscher Kauz", sagte der Fremde; „doch schreckt mich das nicht ab, euch meine Dienste anzubieten und euch gefällig zu sein, wie ich es schon Vielen gewesen. Noch einmal, trinkt! und vergeßt eure Grillen." Dabei hielt ihm der Zudringliche die Flasche unter die Nase, und der Meister, nur um endlich des Ueberlästigen los zu werden, nahm sie an und that einen derben Zug. Wie Feuer durchglühte ihn der Saft; er fühlte sich wie verwandelt und wunderbar gestärkt. Ein nie empfundenes Selbstvertrauen kam über ihn, so daß er unwillkürlich ausrief: „Fürwahr, ein ächter Nektar, den ihr da habt, eine Herzstärkung sonder Gleichen!" und indem er dieses sprach, setzte er sich, die Flasche zurückgebend, neben den Fremden nieder. „Oho!" antwortete der seltsame Spender, „mein Tränklein ist gut und mag euch Bürge sein, daß ich sonst noch etwas vermag; ich weiß sogar — erschreckt nur nicht — daß ihr über den Plan zu einer prächtigen Kirche brütet; aber weder Plan, noch Bau wird euch je gelingen, sofern ich euch nicht helfe." Erstaunt über diese Worte, maß der Meister den Andern mit großen, weit aufgerissenen Augen. Er glaubte in dessen Zügen ein Grinsen, ein schadenfrohes Lachen zu bemerken und es beschlich ihn ein unheimliches Gefühl, das er nicht zu deuten wußte und das der berauschende Trank nicht aufkommen ließ. „Ich sehe, ihr habt noch kein rechtes Vertrauen zu mir," fuhr der Fremde fort, „und doch bin ich der Einzige, der euch helfen kann und will. Lustig, Kamerad! noch

ein Schluck und ihr werdet einsehen, daß es am besten ist, euch mir ganz zu ergeben. Meine Bedingungen sind leicht und mein Wort halte ich so gut, als irgend eins der grundehrlichsten Menschenkinder seinen Eid. Der Meister hatte von dem verführerischen Tranke noch einmal gekostet; es begann ihm heiß zu werden und eben wollte er fragen, wie es denn anzufangen sei, in drei Tagen einen Plan zu Stande zu bringen? als jener laut auflachend ein großes Pergament aus der Tasche zog, es vor den Augen des Hocherstaunten entrollte und mit Flammenzügen eben das Bild des Domes zeigte, das so lange schon vor der Seele des Meisters geschwebt und das in Zeichnung zu bringen er vergebens gesucht hatte. „Ja, das ist es", rief dieser aus, „das schöne, vollkommene Bild, das ich stets vor meinem Geiste sah und das mir wie durch Zaubermacht immer wieder entrückt wurde; das ist es, von dem ich wachend träumte, das sinneverwirrend mich verfolgte und das mir jedesmal wieder entflieht, wenn ich es schon erfaßt zu haben wähnte."

„Wohlan", sagte der Andere, „ich trete euch diesen Plan ab, er sei euer eigen. Eins nur bedinge ich mir — — eine Kleinigkeit; ihr müßt mir diesen Schein mit ein wenig von eurem Blute unterschreiben. Da leset!" fuhr er fort, indem er ihm ein Täfelchen vorhielt, auf welchem in kurzen Worten der Pakt geschrieben stand, „ich habe dergleichen Verträge in Menge und es ist meine Liebhaberei, die Sammlung zu vermehren." Der Meister fiel vor Schreck fast nieder; denn er hatte mit Entsetzen gelesen, wem er sich verschreiben sollte. Aber der Gedanke an Ruhm und Schmach nahm ihm

die Besonnenheit; er unterschrieb. Jetzt fuhr der Blitz wieder in eine nahe Eiche; der Unhold verschwand und rabenschwarze Nacht umgab den Unglücklichen.

Bewußtlos taumelte er von dannen. Allmälig unterdeß hatte der Regen aufgehört und beim Schimmer des grauenden Morgens fand endlich der Meister den Weg aus dem Walde an das Ufer des Rheines. Hier nahm ihn ein Schiffer an Bord, der sich die stürmische Nacht hindurch in einer Bucht geborgen hatte und sich eben zur Weiterfahrt nach Köln anschickte.

Und es erschien nun der Tag, der zur Einreichung des Planes bestimmt war. Eine unaussprechliche Schwermuth lag auf den Zügen des Meisters, als er vor den Erzbischof hintrat und die Zeichnung entfaltete. Aber voll freudigen Staunens rief dieser aus: Welch ein herrlicher Dom! das wird ein Tempel, dem sich kein Gotteshaus vergleichen mag in allen Landen, so weit als man das Kreuz verehrt. Ihr seid ein trefflicher Meister und euer Ruhm wird reichen in die fernsten Zeiten, so lange die Mauern stehn, die wir jetzt rüstig errichten wollen zur Ehre des Herrn.

Der Bau begann mit aller Macht. Tausend fleißige Hände rührten sich von früh bis spät und nach wenigen Monden schon sah man hie und da die Fundamente aus ihren Tiefen steigen. Aber so eifrig auch der Meister das Werk betrieb und wie rasch die Arbeit auch von statten ging, so war er doch nicht fröhlichen Muthes. Oft stand er düster und in sich gekehrt und schaute drein wie Jemand, dessen Seele fern ist. Der Erzbischof hatte befohlen, daß des Meisters Name auf eine eherne

Tafel eingegraben und diese an einer passenden Stelle im Dome eingemauert werde, und so geschah es auch; aber hierdurch so wenig, als auch durch sonst einen Beweis der fürstlichen Gunst war der Tiefsinn zu besiegen, der sich täglich mehrte. Der Meister dachte bald an weiter nichts, als an den Verlust seines Selenheils, an Hölle und Verdammniß, und mit Angst und Schrecken sah er die rasche Förderung seines Baues.

Unfähig, länger die Seelenqual zu ertragen, vertraute er sich endlich seinem Beichtiger. Dieser versprach zwar, ihm durch Gebet und fromme Bußübungen möglichst beizustehen, rieth ihm aber zugleich, sich zu einem Einsiedler im Eifelgebirge zu begeben, der schon viele Teufel ausgetrieben habe und deßhalb in großem Rufe stehe.

Der gequälte Meister wanderte alsbald dahin, und der Einsiedler tröstete ihn mit Zusage, seine Seele zu lösen durch anhaltendes gemeinschaftliches Gebet, und mit der Versicherung, daß durch fromme Bußübungen die große Schuld getilgt werden könne, die er durch den mit dem Erzfeinde geschlossenen Vertrag auf sich geladen.

Wochen vergingen, in denen der reuige Sünder sich kasteite, in härenem Gewande der härtesten Züchtigungen sich unterwarf und geduldig alles vollbrachte, was der fromme Bruder ihm geheißen. Da erklärte dieser ihm einst, daß er heimkehren und an seinem großen Werke fortarbeiten möge, so lange dies thunlich sei, und wenn er ferner ein reuiges, frommes Leben führe, habe der Satan keine Macht mehr an ihm.

Mit dem Segen des Klausners kehrte sodann der

Meister nach Köln zurück; aber es war ihm nicht vergönnt, sein Werk zu vollbringen. Zwistigkeiten der Stadt mit dem Kurfürsten brachten Störung in den Tempelbau. Voll Gram und Leid über diese Hemmungen verbarg sich der Meister in die tiefste Zurückgezogenheit und schon wenige Jahre darauf starb er, ohne daß seiner weiter gedacht wurde.

In derselben Nacht, als er das Irdische verließ, verschwand aus dem Domgemäuer die Tafel, auf welcher sein Name eingegraben war. Bald nachher nahmen die erwähnten Streitigkeiten dermaßen überhand, daß der Bau gänzlich stockte und eingestellt wurde.

Das große Werk, unter Hülfe des Erbfeindes begonnen, sollte, nachdem diesem seine Beute entgangen war, nicht vollendet werden. Durch Hader, Neid, Haß und Uneinigkeit, deren unablässiger Anstifter der Böse ist, war es ihm gelungen, den Bau eines Tempels zu unterbrechen, der das schönste und erhabenste Monument thätiger und ausdauernder Frömmigkeit seines Jahrhunderts geworden wäre.

Erst unserer Zeit ist es möglich geworden, den Ausbau zu unternehmen und kräftigst zu beginnen.

Möge es dem Dämon der Zwietracht nie mehr gelingen, das Werk zu stören und seine verderbliche Saat, wie man hin und wieder befürchtet, in die Herzen derer zu streuen, welche den herrlichen Tempel zu vollenden sich einten.

Frau Richmodis von Aducht.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte auf dem Neumarkt in Köln ein Herr von Aducht, reich und hochangesehen, mit seiner Ehefrau Richmodis. Die zärtlichste Liebe, mit der sich diese Gatten zugethan waren, der nie gestörte Frieden ihres Hauses und ihr musterhafter Wandel hatten ihnen die allgemeine Achtung erworben, und Jedermann pries sie als ein Vorbild glücklicher Ehe.

Aber dies Glück sollte schmerzlich gestört werden. Als nämlich im Jahre 1357 die Pest hier wüthete und eine Menge Einwohner hinraffte, erkrankte auch Richmodis plötzlich und nach wenigen Tagen schon lag die edle Frau auf der Bahre. An eine feierliche Beerdigung war in dieser Schreckenszeit, wo täglich Hunderte dahinstarben, nicht zu denken; vielmehr beeilte man sich jedesmal, die Leiche so rasch, als möglich, aus dem Hause zu schaffen, und so ließ denn auch Herr von Aducht, wie schwer es ihm auch ankam, sich von der geliebten Todten zu trennen, dieselbe eiligst und in aller Stille auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzen. Doch hatte er, um die Gattin wenigstens einigermaßen im Tode noch zu ehren, ihr ein kostbares Geschmeide und einen prachtvollen Ring in die Gruft mitgegeben.

Dieser Umstand war den Todtengräbern nicht entgangen; sie beschlossen das Grab zu öffnen und sich jener Kleinode zu bemächtigen. Zu mitternächtiger Stunde stiegen sie daher in die Gruft. Schon hatten sie die Leiche fast alles Geschmeides beraubt und eben bemühten sie sich, derselben den ungemein kostbaren Ring vom

Finger zu ziehen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und sich emporrichtete — Frau Richmodis war nämlich nur scheintodt gewesen. Die Diebe, in dem Wahne, der Geist der Verstorbenen wolle die Frevelthat bestrafen, ergriffen die Flucht und eilten so bestürzt davon, daß sie das Geschmeide sowohl, als auch eine Leuchte, welche sie mitgebracht hatten, zurückließen. Nicht minder groß aber war auch der Schrecken der aus ihrer Lethargie erwachten Frau, als sie sich in dem Sarge fand, und mit großer Anstrengung nur vermochte sie, sich aufzuraffen, beim Schimmer der Leuchte aus der Gruft zu steigen und nach ihrer Wohnung hinzuwanken. Hier lag Alles in tiefem Schlafe, und Richmodis mußte lange an der Thüre pochen, ehe einer der Diener des Hauses aufwachte und vom Fenster aus frug, wer zu so ungewöhnlicher Stunde noch Einlaß begehre? Als sie dem Fragenden ihren Namen sagte und er die Stimme erkannte, eilte er, von Entsetzen ergriffen, zu seinem Herrn und berichtete demselben von der grauenhaften Erscheinung. Herr von Aducht aber wollte dem Diener nicht glauben, schalt ihn einen aberwitzigen Thoren, der von Gespensterfurcht gequält sei, und rief endlich, da derselbe die Wahrheit der Aussage mit den kräftigsten Schwüren betheuerte, unwillig aus: „Meine Hausfrau kann ebensowenig erstanden sein und jetzt am Hause stehen, als es möglich ist, daß meine Pferde aus dem Stalle brechen und auf den Söller steigen, um daselbst zum Fenster hinauszuschauen." Kaum jedoch hatte er diese Worte gesprochen, als sich auf der Treppe ein gewaltiges Poltern hören ließ, und mit Staunen und Grauen sah Herr von Aducht, daß

seine zwei Schimmel wirklich im Begriffe waren, zum Speicher emporzuklimmen. Muthig sich fassend, eilte er selbst nun, die Hausthüre zu öffnen, und der Anblick seiner ihm entgegen tretenden Gattin überzeugte ihn lebhaft von der Wahrheit dessen, was der Diener gesagt hatte.

Die sorgfältigste Pflege verschaffte Richmoden Kräfte und Gesundheit wieder. Sie lebte mit ihrem Gemahl noch eine Reihe von Jahren in glücklicher Ehe und beschenkte ihn sogar noch mit drei Söhnen; doch war sie, seit der Auferstehung, bei allem Frieden ihres Innern stets ernst und in sich gekehrt.

Noch lange zeigte man in Köln das ehemalige von Aducht'sche Haus, welches den Namen zu den Papageien führte, und wenn gleich an dessen Stelle nun ein anderes steht, so ist doch auf zwiefache Weise das Andenken an die Begebenheit erhalten; in jenem neuen Gebäude sind nämlich zwei Schimmel von Holz aufgestellt, welche zum Söllerfenster hinaus auf den Neumarkt schauen, und der angränzenden neuen Straße hat man den Namen Richmodisstraße gegeben.

Hermann Joseph.

In der Nähe der Kirche St. Maria im Capitol, also genannt, weil an derselben Stelle das Capitol der Römer gestanden, lebte ein armer Schuster, der mit seiner Hände Arbeit sich und seine kleine Familie kümmerlich ernährte. Seiner dürftigen Umstände ungeachtet fühlte der Mann sich glücklich; denn es erblühte ihm ein hoff-

nungsvolles Söhnchen, das ihm täglich mehr und mehr Freude machte.

Hermann Joseph, so hieß der Knabe, zeichnete sich vor allen Andern seines Alters durch Fleiß und Sittsamkeit aus und besonders durch seinen kindlich frommen Sinn. Wenn er zur Schule ging, die nahe bei der Kirche lag, oder auch, wenn er auf dem Kirchenplatze spielte, pflegte er jedesmal unter das sognannte Dreikönigenthörchen zu treten und an die heilige Jungfrau, die, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, hier in Stein abgebildet war, ein inniges Gebet zu richten. Das Gebet eines frommen Kleinen aber wird gar leicht zur zutraulichen Unterhaltung, und so unterhielt sich denn auch vielmehr Hermann Joseph mit der Mutter Gottes und dem Jesusknaben, der mehr noch, als jene das kindliche Gemüth in Anspruch nahm.

Oftmal, wenn er so ihnen erzählte, was er gelernt habe und was sonst ihm begegnet sei, und den Knaben Jesus bat, doch einmal zu ihm herunter zu kommen und mit ihm zu spielen, däuchte ihm, als ob die steinernen Bilder Leben annähmen und ihm freundlich zunickten; ja, einmal schien es ihm sogar, als winkten sie ihm, herauf zu kommen, und da war er denn gar sehr betrübt, daß der zu hohe Stand der Nischen es ihm unmöglich machte, dieser Einladung zu folgen. „Vielleicht", dachte Hermann Joseph, „kömmt das liebe Jesuskind endlich einmal zu dir herunter, wenn du ihm etwas schenkst." In dieser frommen Einfalt reichte er eines Tages einen wunderschönen Apfel zum Bilde empor, den ihm der Vater gegeben hatte, und siehe! da neigte das heilige Kind

sich freundlich zu ihm herab und nahm den Apfel an. Von dieser Zeit an hatte der Knabe nichts eifriger zu thun, als für Geschenke zu sorgen, die er dem Bilde machte, mochten dieselben in Eßwaaren oder in Blumen bestehen, und da das Jesuskindlein die Gaben immer freundlichen Dankes annahm, so fühlte sich Hermann Joseph gar bald in einem höchst traulichen Verhältnisse mit diesem Gegenstande seiner Liebe und Verehrung, das ihm in allem seinem Thun und Lassen Schutz und Heil brachte.

Hermann Joseph hätte sich, als er heranwuchs, gern den Studien der Theologie gewidmet, allein die beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Eltern ließen dies nicht zu. Darüber beklagte sich der trostlose Jüngling einmal vor dem steinernen Mutter-Gottesbilde, und alsbald neigte sich dasselbe mit liebreichen Trostworten zu ihm hin und bezeichnete ihm einen Ort im Kreuzgange der Kirche, wo er unter einem Steine finden werde, was ihm fehle. Wirklich war da ein kleiner Schatz verborgen, der ihn in Stand setzte, seinen Lieblingsstudien obzuliegen, und nachdem er in denselben schnelle Fortschritte gemacht, beschloß er, in den Orden der Benedictiner zu treten, und ließ sich in das Kloster zu Steinfeld aufnehmen.

Hier lebte er unermüdlichen Fleißes den Wissenschaften; aber dieser Studieneifer that seiner Frömmigkeit, durch die allein ja ihm bisher alles geglückt war, bald merklichen Eintrag; und so kam es denn, daß seine wissenschaftlichen Bestrebungen keinen befriedigenden Erfolg mehr hatten. Da wandte er sich wiederum in frommen Gebeten an die heil. Jungfrau und sie zeigte sich ihm

nun in einem Traume, grade so wie ihr Steinbild über dem Dreikönigenpförtchen zu sehen. Mit freundlichem Ernste ermahnte sie ihn, Glauben und Liebe für sie und und ihren göttlichen Sohn nicht über dem eitlen Wissen zu vernachlässigen und seine Zeit ferner nicht zu sehr dem Studium zu widmen. Er erwachte und der Traum dünkte ihm ein Wink des Himmels zu sein, dem er folgen zu müssen glaubte und wonach er nun sein Leben regelte. In hohem Alter erst starb Hermann Joseph, geehrt und geliebt wegen seiner Frömmigkeit und seiner großen Kenntnisse.

Spätere Zeiten haben ihn durch den Mund des Papstes heilig gesprochen. Noch heute zeigt man in der Abtei Steinfeld sein Grab, und in der Kirche St. Maria im Capitol ist sein Bild in Stein angebracht, wie er dem Christuskinde einen Apfel darreicht.

Der Bürgermeister Gryn.

Zur Zeit, als Engelberg von Falkenburg Erzbischof von Köln war, hatten die Streitigkeiten zwischen diesem geistlichen Fürsten und der Stadt den höchsten Grad der Erbitterung erreicht. Von der einen Seite zeigte sich das beharrliche, mächtige Streben, die widerspenstigen Bürger unter eine verhaßte Herrschaft zu beugen, von der andern ein hartnäckiger, trotziger Widerstand, der die wohl erworbenen Rechte der Stadt behauptete und keine Nachgiebigkeit kannte. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Haß überhand nahm und beiden Theilen jede

Gelegenheit willkommen war, einander Schaden und Verlust zu bereiten.

Der Erzbischof machte gleich beim Beginne seiner Regierung große Anstrengungen, die Stadt unter seinen Willen zu zwingen. Zu diesem Zwecke erbaute er unter andern den Bayenthurm mit starken Mauern und Zinnen, als eine feste Burg; allein die muthigen Bürger ließen sich nicht schrecken; sie erstürmten bald nachher die aufgeführten Vesten und verjagten die feindlichen Söldner.

Unter den Bürgermeistern Kölns, die sich in den damaligen bewegten Zeiten der Vertheidigung der gewerbreichen, mächtigen Stadt und der Rechte des Volkes besonders annahmen, glänzen die aus der berühmten Familie Overstolz, und daneben nicht minder der einer alten kölnischen Familie angehörige Hermann Gryn. Das mannhafte Entgegentreten dieses Wackern gegen des Bischofs offene und heimliche Pläne zogen ihm den Haß der Gegenpartei und der Geistlichkeit des Erzstiftes zu. Es wurden keine Ränke gespart, dem Biedermanne etwas anzuhaben, und als dies lange nicht gelingen wollte, wurde ein teuflischer Plan zu seinem Verderben ersonnen.

Zwei Domherren namentlich bestrebten sich, unter dem Deckmantel heuchlerischer Freundlichkeit, in ein gutes Vernehmen zu dem Bürgermeister zu treten, und bei dessen Arglosigkeit gelang dies ihnen nur zu wohl. Unter allerlei Vorwand unterhandelten und verkehrten sie mit ihm, bis ihr Vorhaben zur Ausführung reif war.

Der Ritter Hermann erhielt eines Tages eine Einladung von seinen vermeinten Freunden zu einem Gast=

mahle, welches im Domkloster gehalten werden sollte. Er begab sich zur bestimmten Stunde dahin, und da von den angeblich sonst erwarteten Gästen noch keiner erschienen war, machte einer der Domherren den Vorschlag, mittlerweile die Gemächer des großen, damals wenig betretenen Stifts-Gebäudes zu besehen. Gryn ließ sich von seinen Wirthen begleiten. Er hatte manches Gemach schon betrachtet, als ihm am äußersten Ende eines Ganges eine Thüre geöffnet ward, durch die, auf Einladung der Domherren, der nichts Böses Ahnende in ein ziemlich dunkles Gemach trat. Kaum befand er sich darin, als die schwere Thüre plötzlich hinter ihm geschlossen und verriegelt wurde, während mit schrecklichem Gebrüll ein Löwe aus einem Winkel emporsprang und mit feurigen Augen den Eingetretenen anstarrte.

Bei diesem höchst unerwarteten Anblicke kam der Bürgermeister anfangs zwar außer Fassung, allein ein Moment der Ueberlegung, welcher ihn die Tücke seiner Feinde und seine Gefahr klar erkennen ließ, gab ihm die volle Besinnung zurück. Rasch umwickelte er den linken Arm mit seinem Mantel, lehnte sich an die Wand und riß das Schwert aus der Scheide. Sobald der durch mehrtägiges Fasten zur Wuth gereizte Löwe den gewaltigen Sprung auf den Ritter that, stieß dieser ihm die geschützte Linke in den offenen Rachen, während sein scharfer Stahl des Raubthiers Brust durchbohrte. In wenig Augenblicken war der Löwe todt hingestreckt. Inzwischen hatten die Verräther, an dem Gelingen ihres schändlichen Planes nicht zweifelnd, Lärm gemacht und mit erheuchelter Angst nach Hülfe für den Bürgermeister gerufen, der

von dem Löwen des Erzbischofes angefallen sei. Auf ihr Geschrei lief alsbald eine Menge Volkes zusammen; die Thüre des Gemachs wurde gesprengt, und zum größten Erstaunen Aller und zur unbeschreiblichen Freude des Volkes fand man das Oberhaupt der Stadt unversehrt und das Thier leblos zu dessen Füßen. Aber mitten unter dem Jubel erbleichten die Verräther, deren Schandthat jetzt durch den Mund des Geretteten offenbar wurde, und zu spät suchten sie ihr Heil in der Flucht. Vom wüthenden Volke ergriffen, wurden sie, ohne vorhergegangenes richterliches Urtheil und ohne Rücksicht auf ihren Stand, sogleich aufgeknüpft, nahe am Domkloster, da, wo die von dieser Zeit an Pfaffenthor genannte Pforte stand.

Gryns That aber, welcher die Bürger Köln's stets mit Stolz gedachten, ist, in halb erhabener Arbeit in Stein dargestellt, noch heutigen Tages am Portale des Kölner Rathhauses zu sehen.

Die heiligen drei Könige zu Köln.

Als der Kaiser Friedrich Barbarossa (Rothbart) die schöne und große Stadt Mailand belagerte, verbargen die angesehenen Bürger die Leichname der drei Könige, welche ehemals von dem Bischofe Eustorgius aus Constantinopel geschickt wurden. Die Stadt wurde aber eingenommen. Nun befand sich in dem Gefolge des Kaisers der Bischof Reinhold von Köln, welchen ein Ritter von hohem Range inständigst bat, er möge sich

doch bei dem Monarchen für ihn verwenden, damit er ihm seine frühere Gunst wieder schenke. Dafür verpflichtete sich der Ritter, ihm den Ort zu zeigen, wo die drei Weisen verborgen wären.

Reinhold versprach seinem Wunsche zu willfahren, und hielt Wort; der Ritter zeigte ihm den verborgenen Ort. Nachdem der Bischof die kostbaren Reliquien hatte wegnehmen lassen, ließ er sie nach Köln bringen; dann bat er den Kaiser, er möge ihn in den Besitz derselben setzen; dieser gewährte ihm auch seine Bitte. Reinhold ließ sodann die drei Könige in seinen Dom verbringen, und die Kölner freuten sich sehr über dieses Ereigniß. Seit dieser Zeit sahen sie die drei Könige als Beschützer und Schutzheilige der Stadt an, und diese trug von nun an drei Kronen in ihrem Wappen. Gott gab auch zu, daß eine Menge Wunder durch die Fürsprache dieser Heiligen gewirkt wurden, deren Ruhm sich weit und breit ausdehnte. Pilger kamen aus allen Weltgegenden und brachten reiche Opfer. Die kostbaren Ueberreste der heiligen drei Könige befinden sich jetzt noch in dem Dome, wo man sie in alle Ewigkeit verehren wird.

Dünwald bei Mülheim.

Die Eichensaat.

Die Mönche zu Dünwald richteten ihr ganzes Dichten und Trachten auf Vermehrung der Reichthümer ihres ohnehin sehr begüterten Klosters, damit es niemals an

Mitteln fehlen möge, ihrem Hange nach Ueppigkeit und Wohlleben zu fröhnen.

Einst gedachten sie, sich eine ganze Flur von wohl mehr als hundert Morgen Landes zuzueignen, die dem benachbarten Junker zu Schlebusch gehörte, und es fehlte ihnen auch nicht an Vorwänden, so wie in ihren Archiven an alten Pergamenten, aus welchen sie ihr vorgebliches Recht an die Ländereien herzuleiten sich bemühten.

Der Junker war aber um so weniger geneigt, dieses Recht anzuerkennen, als das begehrte Grundstück seit undenklichen Zeiten unbestrittenes Eigenthum seiner Vorfahren gewesen; er glaubte daher, sich den unrechtmäßigen Forderungen der habsüchtigen Klostermönche auf jede Weise widersetzen zu müssen. Die Sache sollte durch die Gerichte entschieden werden; leider aber wagten die damaligen Schöffen, die von dem Einfluß und der geistlichen Macht des Klosters böse Folgen für sich befürchteten, keinen entscheidenden Ausspruch; sie zogen vielmehr den Rechtsstreit in die Länge, so daß kein Ende davon abzusehen war.

Da ließ der Junker, der von seinen mächtigen Gegnern auf jede erdenkliche Weise geängstet, sogar mit Acht und Bann bedroht wurde, denselben einst entbieten, er sei nicht abgeneigt, den langen Streit durch Abtretung des in Anspruch genommenen Grundstückes zu beenden, unter der alleinigen Bedingung blos, daß es ihm gestattet werde, nur noch eine Saat auf dem streitigen Acker bestellen und reifen zu lassen.

Die hocherfreuten Mönche bedachten sich nicht lange; sie willigten ein, und es ward sogleich ein bündiger,

wohlklausulirter Vertrag über diesen Vergleich entworfen und mit allen Förmlichkeiten vollzogen. Die Saat wurde dem Schooße der Erde übergeben. Als nun der Frühling gekommen war, betrachteten die Mönche in der angenehmen Erwartung baldiger Besitznahme und voll Neugier das Feld, um zu sehen, welche Fruchtart der Junker hier zum letztenmale ernten wolle. Es sproßte aber weder Weizen noch Roggen, auch nicht Gerste und ein anderes Korn, vielmehr keimten nach und nach zarte Blättchen aus der Erde hervor. Anfangs konnten die Mönche nicht recht unterscheiden, was für eine Pflanzenart dies sein möchte; bald aber erkannten sie, zu ihrem großen Schreck, in den aufkeimenden Sprößlingen junge Eichen.

Die Habsucht der Mönche hatte der Junker also verdientermaßen und zur Freude aller Rechtliebenden glücklich überlistet. Die Eichensaat wuchs indeß zu hübschen Stämmen heran. Als die Kronen der Eichen hoch über das Kloster hinwegschauten, schliefen dessen Bewohner lange schon den ewigen Schlaf, und ehe noch im Laufe der Zeiten die Bäume des Forstes verdorrten und abstarben, lagen die hohen Klostermauern bereits in Schutt und Staub.

Solingen.

Die Solinger Klingen.

Die Kunst, Klingen von einer Güte und Vortrefflichkeit zu schmieden, welche der der weltberühmten Damaszener nahe kommt, war im sechszehnten Jahrhundert in So-

lingen noch nicht bekannt. Es fehlte daselbst zwar nicht an guten Waffenschmieden, die sich bestrebten, es den kundigen Orientalen nachzuthun; noch keinem aber war dies geglückt und mancher Meister hatte durch erfolglose Versuche sich den Ruin bereitet.

Unter diesen war auch der alte Ruthard, ein in Ausübung seines Gewerbes ergrauter, vielerfahrener Mann; sein Lieblingsgedanke, der Wunsch, dem er schon einen Theil seiner Jahre geopfert, die Ergründung der Kunst, Damaszener Klingen zu verfertigen, schien ihm nicht gelingen zu wollen. Kummervoll sah er seinen Wohlstand durch die unablässigen, theuren, zeitraubenden Versuche nach und nach untergehen, und eben hatte wiederum eine fehlgeschlagene Probe ihm Kummer bereitet, als er in der übelsten Stimmung die Werkstelle verließ und in sein Wohnzimmer trat. Sein einziges Töchterlein, Martha, weit entfernt, die wahre Ursache des Grams zu kennen, die auf der tiefgefurchten Stirne des Greises lagerte, suchte umsonst ihn zu erheitern; für alle freundlichen Anreden hatte er keine Antwort, nicht einmal einen Blick für das Lieblingsgericht, mit dem die Sorgsame ihn heute, am heiligen Weihnachts-Abend, zu überraschen gedachte. „Du hättest zu so heiliger Stunde nicht arbeiten sollen, Väterchen“, sagte sie, „solches bringt nimmer Gedeihn und Segen. Du hämmerst und mühest dich ab, als ginge es um das Brod des morgigen Tages, und doch, sollte ich meinen, hättest du genug erworben, um deines Alters zu pflegen und dir gute Tage zu bereiten.“ Ein schwerer Seufzer war Alles, was der Meister erwiederte, dann nahm er stumm und

niedergeschlagen einige Bissen zu sich und ging zur Thüre hinaus.

„Der Vater ist krank", sagte kleinlaut Martha für sich, „und wohl jetzt am wenigsten geneigt, mein Anliegen zu vernehmen, das täglich schwerer auf mir lastet und mir schier das Herz abdrückt. Wilhelm ist zwar ein fleißiger, ordentlicher Bursche, des Vaters rüstigster und eifrigster Gesell, daher ihm vor allem lieb und werth — und sollte wohl des guten Jungen Armuth allein ein hinreichender Grund sein, mich ihm zu versagen?"

Eben trat Wilhelm in's Gemach, aber nicht fröhlich, wie es der Jugend eigen ist, sondern bleich und verstört. „Martha", sprach er, „es ist Alles aus mit uns." So eben habe ich es gewagt, den Meister um deine Hand zu bitten, zagend zwar ob seines unerklärlichen finstern Wesens, das er seit einiger Zeit angenommen, doch im festen Vertrauen auf seine Liebe und Zuneigung, wovon er mir schon mehr, als *einen* Beweis gegeben. Was denkst du wohl, daß er mir erwiederte? „So lange ihr", entgegnete er, eine Klinge von fremdem, bleichem und seltsam geädertem Ansehen aus dem Schrein hervorlangend, „so lange ihr nicht eine solche als euer Meisterstück zu schmieden versteht, ist eure Bewerbung vergebens; nur wer solches vermag, wird mein Eidam." Und indem er diese Worte sprach, hieb er zum Beweise der außerordentlichen Härte dieses Stahls einen Nagel von der Wand, ohne daß derselbe die geringste Scharte erhielt. „Geht", fuhr er fort, indem er mich fast höhnend zur Thüre hinausschob, „und lernt im fernen Morgen-

lande die Kunst, der ich lange Jahre vergebens nachstrebte; durch sie allein könnt ihr die Erfüllung eurer Wünsche erreichen; und nichts, ich schwöre es euch, wird meinen Willen ändern."

Dieser Bericht versetzte das liebende Mädchen in die äußerste Betrübniß; sie hing mit der ersten Jugendliebe an dem Erwählten ihres Herzens und brach in helle Thränen aus. Mein Glück ist auf allezeit dahin, klagte sie; denn nimmer ist es möglich, daß du, zu dem fernen Damaskus gezogen, aus dem kriegerregten Lande der Ungläubigen glücklich heimkehrest. Ich würde es nicht ertragen, dich in steter Gefahr zu wissen, und stürbe vor der Zeit.

Und dennoch, sagte Wilhelm, welch' anderes Mittel bleibt uns übrig? Diese Reise, wie gefahrvoll und lang sie auch sei, läßt uns doch den Schimmer der Hoffnung, und der Anblick deiner Thränen, Martha, bringt den Entschluß in mir zur Reife, Alles zu wagen, und ungesäumt rüste ich mich zu dem großen Unternehmen. Entweder siehst du mich heute über's Jahr glücklich, oder niemals wieder.

Mit diesen Worten stürmte der Jüngling hinaus und des andern Morgens war er, ohne Abschied, auf und davon. Am zehnten Tage seiner Wanderung betrat er die einsamen Berge des Spessart, und unbekannt mit dessen labyrinthischen Wegen, verirrte er sich immer tiefer in den hohen Forsten. Schon gab er die Hoffnung auf, eine Nachtherberge zu erreichen, als ihm spät am Abend noch das Licht einer einsamen Hütte sichtbar wurde.

Rüstig zuschreitend hatte er dasselbe bald erreicht;

er klopfte an, ein altes, häßliches Weib öffnete ihm die Thüre. „Guten Abend, Mütterchen“, sagte er, „kann ein armer Verirrter bei euch übernachten? Ein schmaler Imbiß und ein Strohlager ist Alles, was ich begehre, und ich will es euch reichlich vergelten.“ Tretet näher, schmucker Bursche, kreischte die Alte, indem sie ihr Gesicht auf gräßliche Weise verzog und mit ihren rothgeränderten Augen den Ankömmling unheimlich anschielte. Ich will euch beherbergen, sofern es euch nicht befremdet, daß noch ein Besuch bei mir eintritt, den ich zur Stunde erwarte. Auch kann ich euch nur jenes abgelegene Kämmerlein dort einräumen, wo ihr euch durch nichts stören lassen, vielmehr ruhig bis zu Tagesanbruch schlummern mögt.

Es blieb nichts übrig, als den Vorschlag anzunehmen. Wilhelm erzählte dem Weibe, während sie ihm eine Milchsuppe bereitete, den Zweck seiner Reise, und als er nothdürftig erquickt war, legte er sich auf das Stroh. Aber den Schlummer vermochte er nicht herzubeschwören. Das unheimliche Wesen der Alten, ihre Reden und ein widerlich klingender Gesang, den sie in seltsamen Weisen wie Eulengekrächze erschallen ließ und zu dem zwei Katzen abwechselnd accompagnirten, hielt ihn fortwährend wach; ebenso auch die Neugier, da er gern wissen wollte, von welcher Art der Besuch sein werde, den die Alte zur Nachtzeit in diesem menschenleeren Walde erwartete. Es war indeß Mitternacht geworden; der Mond begann sein magisches Licht auf die Gegenstände zu werfen, und lieh ihnen in den Augen des in seinem Gemüthe grauenhaft aufgeregten Jünglings die wunderlichsten Gestalten. Der Wind erhob sich und

klirrte mit den lockeren Scheiben des morschen Fensters, daß es wie Geflüster nahender Menschen klang. Dicke Regentropfen, die an die dünne Wand der Hütte schlugen, tönten wie leise Tritte eines feindlichen Wesens, das den Einsamen gefahrdrohend zu umschleichen kam. Plötzlich erfolgte ein Knall, der ihn vom Lager hoch aufschreckte; zugleich vernahm er ein Rasseln, als fiele ein schwerer Gegenstand durch den Schornstein, und ein Wechsel von Stimmen überzeugte ihn, daß seine Wirthin nun nicht mehr allein sei. Sein Haar sträubte sich; er stand auf, und durch eine Thürspalte forschend, erblickte der Erschrockene die Gestalt eines Mannes, der am lodernden Heerde saß. Ueber dem Feuer siedete etwas in einem großen Kessel und von Zeit zu Zeit blitzten aus demselben blaue Flammen, bei deren Schein Wilhelm den fremden Gast deutlicher sehen konnte. Dieser trug einen rothen Koller und einen Hut von derselben Farbe; das Gesicht war von einem struppigen Barte bedeckt, die Füße hatte er in der Asche unter dem Heerde verborgen. Seine blitzenden, stechenden Augen hielt er fest auf die Alte gerichtet, die demüthig vor ihm stand, und seine Geberden trugen den Ausdruck des Zorns. Was beide miteinander sprachen, konnte der Horchende nicht verstehen; es war ein heimliches, eifriges Gemunkel. Nicht wenig indeß erschrack Wilhelm, als plötzlich die Alte grade auf sein Stübchen zuschritt. Er warf sich eilig nieder auf's Lager, um sich den Anschein zu geben, als schliefe er, und kaum hatte er in dieser Absicht die Augen geschlossen, da fühlte er sich am Arm ergriffen. „Wacht auf, junges Herrchen!“ kreischte die Hexe, „schnell

erhebt euch, ihr sollt einen Mann kennen lernen, aus fernem Morgenlande. Er kann euch eurer Reise dahin überheben; denn er ist aller Weisheit voll. Redet mit ihm und bittet ihn, euch zu lehren, was euch fromme."

Wilhelm erhob sich, der Alten zu folgen; zwar graute ihm vor dem Unbekannten, aber das Verlangen nach der geheimen Kunst und der Gedanke an sein Liebchen überwanden jede Bedenklichkeit. Bebend stand er vor dem räthselhaften Fremden, dessen lauerndes Auge, dem tödtlich bannenden Blicke der Schlange gleich, unter den breiten Krämpen des Hutes hervor den Jüngling anstierte. Der feuerfarbene Mantel, den der Unheimliche dichter um seine Schultern zog, während seine halbausgestreckte Rechte das Knistern und Brodeln im Kessel zu beschwichtigen schien, die Alte endlich, die sich inzwischen in einem Winkel am Heerde niedergekauert hatte, so daß nur ihr Antlitz sichtbar war; alles dieses hatte beim Scheine des glimmenden Torffeuers etwas Dämonisches und brachte den armen Jungen gänzlich außer Fassung. Er rief im Innersten seines Herzens alle Heiligen zu seinem Schutz auf, damit kein Böser Macht an ihm habe. Lange hielt der räthselhafte, schreckliche Gast sein Auge fest auf Wilhelm gerichtet, dann fragte er ihn mit tiefer, heiserer Stimme, als komme sie aus weiter Ferne: „Was willst du von mir?" Der Jüngling erzählte, kaum seiner mächtig und in fast unzusammenhängenden Worten, seine Begebnisse und die Ursache seiner Reise; aber kaum hatte er geredet, als der Unhold in ein schreckliches Lachen ausbrach. „Ich weiß, was du wissen willst", sagte derselbe mit verän-

derter, fast lautloser Stimme, indem er sich zu Wilhelm hinneigte, „aber ich thue nichts umsonst.“ Für das Mittel, das ich dir gebe und welches Alles enthält, was dir nützt, bedinge ich mir nur, daß du mein eigen werdest, vom Tage an, wo du Gebrauch von deiner neu erworbenen Kunst machst. Sieben Jahre und sieben Monde von da an schenke ich dir, daß du die Vortheile, die ich dir verschaffe, genießest und dich des Lebens freuest. Gehst du meinen Vorschlag ein, gut für dich; wo nicht, so wirst du nie aus dem Morgenlande heimkehren und deine Martha nicht wiedersehen.

Wilhelm war zu besinnungslos, als daß er hätte überlegen können; zudem sprach die Liebe mächtig in seinem Herzen; er schrieb also mit einer in die kochende Flüssigkeit getauchten Hahnenfeder seinen Namen auf ein ihm dargereichtes Pergament und erhielt dagegen einen wohl versiegelten Brief. Kaum hatte er diesen angenommen, so verschwand die Gestalt.

Den Rest der Nacht verbrachte der Unglückliche in fieberhafter Aufregung und unter beängstigenden Träumen. Erst gegen Tagesanbruch ward ihm ein wohlthätiger Schlaf, und die Sonne stand schon hoch, als er erwachte und sein Lager verließ. In der Hütte fand er weder die Alte mehr, noch sonst ein lebendes Wesen, und eiligst, als würde er von den Furien gejagt, verließ er die unheimliche Herberge. Halbtodt vor Erschöpfung kam er, nach langem Umherirren, zu mitleidigen Bauern, die seiner pflegten und ihn dann auf den Weg zur Heimath geleiteten.

Meister Ruthard war höchlich erstaunt, seinen Gesellen, den er schon fern glaubte, sobald zurückkommen zu

sehen. Er dachte, daß der Jüngling seinen Vorsatz bereut und sich eines andern besonnen haben müsse. Wie erschrack er aber, als ihm Wilhelm, der ihm Alles erzählte, das verbriefte Geheimniß übergab, auf dessen dreifachem, dunkelem Siegel eine Flammenzunge und ein Schwert abgebildet war.

Verhüte Gott, sagte der fromme Meister, als er Alles vernommen und nachdem er eine Weile in ernstes Nachdenken versunken gewesen: „verhüte Gott, daß deine überschwengliche Liebe zu meiner Tochter dich in's Verderben stürze ewiglich. Dieses glück- oder unglückbringende Papier soll deine und meine Hand nie entfalten; es ruhe im verborgensten Winkel meines Schreines, bis auf bessere Tage, bis es einst meine Enkel, auf welche sich die dämonische Macht nicht erstrecken kann, entsiegeln und gebrauchen.

Und so geschah es. Wilhelm ward am nächsten Weihnachts-Vorabende der Gatte seiner geliebten, hocherfreuten Martha, und Ruthard gab ihm Werkstelle und Kundschaft, sich selbst der Ruhe überlassend, die seine Altersschwäche erheischte. Fleiß und Ausdauer vollbringen auch das Schwerste; nach Verlauf weniger Jahre blühte der Wohlstand des Hauses neu empor, so daß der Greis seine Freude daran hatte.

Nach vielen Jahren erst, als Ruthard lange schon zu den Vätern heimgegangen und auch Wilhelm, hochbetagt, entschlafen war, fand dessen Sohn, der des Vaters Geschäft fortführte, jenen Brief und in demselben eine Anweisung zur Kunst, den Damaszener Klingen an Güte gleichkommende Waffen zu schmieden; und von dieser Zeit an sind die Klingen von Solingen so vortrefflich und berühmt.

Gerresheim bei Düsseldorf.

Gunhilde.

Gunhilde, die fromme, sittsame und in anmuthiger Jugendschöne prangende Nonne, hatte in ihres Beichtigers Herzen eine unreine Neigung erweckt, deren Dasein sie nicht ahnte.

Der unwürdige Priester sparte nichts, die Unerfahrene zu verlocken, aber alle seine schändlichen Bemühungen scheiterten an Gunhilden's unschuldigem Wesen. Von Leidenschaft verzehrt und unheilschwangerer Pläne voll, suchte der Verführer endlich die Aermste unter dem Versprechen zur Flucht zu bereden, daß er in den weltlichen Stand zurückkehren und sich durch das heilige Band der Ehe auf immer mit ihr vereinigen wolle.

Solchen Verheißungen und seinen Schwüren widerstand Gunhilde nicht. Sie entwich in finsterer Nacht aus den Ringmauern des Klosters mit dem Priester, und jetzt glaubte er sich am Ziele aller seiner Wünsche. Dem war aber nicht so; das geängstete Mädchen widerstand mit unbesiegbarer Festigkeit jedem ungeziemenden Begehren und forderte die Erfüllung des Versprechens. Diese zu gewähren, war der Bösewicht keineswegs gewillt; vielmehr ergab er sich, als jedes Mittel, sein sündhaftes Begehren zu befriedigen, fruchtlos blieb, einem herumstreichenden, ausschweifenden Leben. Durch dasselbe täglich mehr und mehr entsittlicht, gerieth er endlich in eine Verbindung mit Raubgesellen, in deren Gesellschaft er zahlreiche Unthaten verübte.

Auf einem Raubzuge aber wurde der ehemalige Priester ergriffen und bald hernach ward er, zum wohlverdienten Lohne seines Lasterlebens, gehangen. Die Kunde von seinem schrecklichen Tode gelangte bald zu Gunhilden, die in tiefster Verborgenheit ihre Tage vertrauerte und ihre Uebereilung beweinte. Eine Reine war sie zwar geblieben; doch war sie eine strafbar Entflohene, eine Sündige in den Augen der Welt, die ja immer geneigt ist, eher an das Böse zu glauben, als an Tugend und sittliche Größe. Dessenungeachtet beschloß die Unglückliche, nunmehr zum Kloster zurückzukehren und in jeder, auch der härtesten Strafe ihr Vergehen abzubüßen. Sie warf sich daselbst vor der Aebtissin nieder und beschwor sie, sich einer pflichtvergessenen, verlorenen Tochter, aber auch reuigen und unglücklichen anzunehmen in Milde und Barmherzigkeit. „Steh auf", sprach die Oberin, „steh auf, mein liebes Kind; warum klagst du doch dich an? hast du ja seither in deinem Kämmerlein den Herrn unablässig mit Gebet und gar lieblich klingender Stimme verehrt, und gottseliger stehst du da, als deine Schwestern, Gott wohlgefälliger, als ich."

Und zu ihrer Zelle geleiteten die Erstaunte sodann die Nonnen und die Aebtissin. Beim Eintritte in die Klause aber wurde Gunhilden Alles klar; denn von ihrem Lager daselbst erhob sich und verschwand nun ein Engel, der während ihrer Abwesenheit ihre Stelle vertreten, für sie gebetet und in frommen Gesängen Gott gepriesen hatte.

Xanten.

Siegfried.

Im grauen Alterthume bewohnte Siegmund, ein niederländischer Fürst, mit seiner Gemahlin das Schloß zu Xanten. Sie hatten einen Sohn Siegfried, dessen Körperkräfte schon früh sich außerordentlich entwickelten, nicht minder aber auch sein trotziger, unbändiger Sinn, der aller Lehren und Ermahnungen spottete.

Kaum eilf Jahre alt, fand der rüstige Knabe die einförmige Stille auf seines Vaters Schloß unerträglich; er entfloh daher eines Tages, um in der Welt umherschweifend Abenteuer zu suchen. Er wanderte den Rhein hinauf und traf da am Fuße des Siebengebirges den berühmten Waffenschmied Mimer, dessen Beschäftigung ihm so wohlgefiel, daß er beschloß, bei ihm in die Lehre zu gehen, um sich selbst seine Streitwaffen zu verfertigen.

Mimer's Gesellen mußten sehr bald die Kampflust Siegfried's empfinden; nicht selten warf er sie in den Sand oder zerbläute sie tüchtig. Als Schmied war er indeß nicht zu gebrauchen, denn er zerhieb alle Eisenstangen und trieb durch gewaltige Schläge den Ambos in den Boden. Der Meister, um eines so wüsten Reckens los zu werden, schickte ihn eines Tages zum Kohlenbrennen in den Forst, und zwar nach einer Gegend hin, wo ein fürchterlicher Drachen hauste. Dieser Drachen, der für seine Gräuelthaten verwandelte Riese Fafner, bewahrte einen ungeheuren Schatz an Gold, Perlen und

Edelsteinen, den man zu gewissen Zeiten in den Klüften eines hohlen Berges schimmern sehen konnte.

Siegfried zündete an Ort und Stelle einen mächtigen Kohlen-Meiler an, und eben hatte er denselben in gewaltige Gluth gesetzt, als der Lindwurm mit aufgesperrtem Rachen daher geschossen kam, den neuen Kohlenbrenner mit Haut und Haar zu verschlingen. „Ho, ho!“ rief Siegfried, „das gibt ein willkommenes Abenteuer! hier heißt es, sich seiner Haut gewehrt.“ Und aus dem Feuer zog er einen Eichbaum, dessen brennendes Ende er dem Ungethüm in den Rachen stieß, gleichwie man einen Eber anlaufen läßt. Von Schmerz zur grimmigsten Wuth gestachelt, wälzte der Wurm sich auf dem Boden, und mit seinem ungeheuren Schweif suchte er Siegfrieden niederzuschmettern. Dieser aber versetzte ihm gewaltige Schläge und wußte geschickt auszuweichen, und, einen günstigen Augenblick erspähend, hieb er ihm den Kopf ab. Den Wanst warf er dann in's Feuer; aber mit Verwunderung sah er daraus einen großen Strom von Fett hervorquellen, der zu seinen Füßen eine Lache bildete. Dabei sang ein Vogel über seinem Haupte:

> Du sollst in Drachenfett dich baden,
> Daß dir kein feindlich Schwert kann schaden,
> Und deine Haut für jeden Streit,
> Werd' hornumpanzert und gefeit.

Siegfried ermangelte nicht, die erhaltene Weisung zu befolgen; er warf sich entkleidet in das Fett, und dies salbte ihn an allen Gliedmaßen, mit Ausnahme eines

Flecks an der rechten Schulter, der durch ein vom Baum gefallenes Blatt zufällig bedeckt gewesen. Mit dem Kopfe des erlegten Ungeheuers ging nun der so Gefeite in die Schmiede zurück. Hier erschlug er den heimtückischen Mimer, und nachdem er sich ein trefflich Schwert, wie auch eine glänzende Rüstung ausgewählt und aus dem Stalle das beste Roß, den Renner Grani, gesattelt, zog er, nach neuen Abenteuern begierig, von dannen.

Nachdem er lange den Rhein hinauf und immer weiter nach Süden gezogen, gelangte er an's Meer und setzte sich zu Schiffe. Der Sturm jagte ihn an eine felsige, steile Küste; sein flinkes Roß jedoch erklomm dieselbe, und es brachte ihn in die Nähe eines verzauberten Schlosses, das in helllodernden Flammen stand.

Der junge Held war unschlüssig, was hier zu thun; da sang der Vogel, der ihm schon einmal eine Lehre gegeben, mit heller Stimme:

Nur vorwärts, frisch, mit festem Muth,
Und sprenge in des Feuers Gluth!
Die schönste Maid gewinnst du dann
Und lösest dieses Zaubers Bann.

Er spornte sein Roß, aber es sperrte und bäumte sich und Siegfried selbst erstickte fast an der schrecklichen Lohe; doch zwang er das widerspenstige Thier — ein mächtiger Satz führte ihn mitten in die Flammen und augenblicklich erlosch das Feuer. Das Schloß zeigte sich jetzt in seiner ganzen, unversehrten Pracht. Die Thore sprangen auf, und Siegfried säumte nicht, einzutreten und das Innere zu besehen. Verwunderungs-

voll betrachtete er die prächtigen Gemächer, in denen Grabesstille herrschte; aber noch mehr erstaunte er, die Bewohner regungslos und scheinbar schlafend, in derjenigen Stellung anzutreffen, die sie ohne Zweifel im Augenblicke der Verzauberung hatten. Die Köchin stand am Herde, der Reitknecht bei den Rossen, die Thiere selbst standen leblos an den Krippen in den Ställen.

Als Siegfried in den Burgsaal trat, entfuhr ihm ein Laut der höchsten Verwunderung; denn da lag auf ein Ruhebett hingegossen, mit unendlichem Liebreiz geschmückt, von königlichem Glanze umgeben, aber mit ehernen Banden gefesselt, die, welche sein Herz für die Verheißene erkannte.

Eilig zerschnitt er ihre Banden, dann drückte er einen feurigen Kuß auf die rosigen Lippen. Dieser Kuß war das Zeichen der Erlösung aus hundertjährigem Zauber. Brunhilde, so hieß die Schöne, schlug die Augen auf, dankte ihrem Retter, den zu seinem nicht geringen Erstaunen sie beim Namen nannte, und gelobte sein eigen zu sein. Alles im Schlosse war im nämlichen Augenblick entzaubert und regte sich, als ob es nie in Erstarrung gewesen.

Siegfried hoffte auf den süßen Lohn der Minne; aber Brunhilde wußte ihn durch den Zauber der Liebe hinzuhalten, zu stolz, als daß sie sich einem Manne ganz zu eigen geben wollte. So vermochte sie ihn lange zu fesseln, bis endlich sein nie rastender Geist dieses thatenlose Sehnen nicht länger ertrug und sein Trieb nach Abenteuern wieder mächtig in ihm erwachte.

Besonders stachelte diesen Trieb der bekannte Vogel

an, der nicht aufhörte, vor den Fenstern zu singen von Hort im Nibelungenlande, von großen Thaten, die noch zu vollbringen und von schönen Frauen, deren Minne noch zu erwerben. So ermannte sich denn eines Tages der Held, waffnete sich mit aller Standhaftigkeit gegen Brunhildens Lockungen, und wie ein Dieb in der Nacht, verließ er heimlich das Zauberschloß sammt Allem, was es Reizendes und Verführerisches enthielt. Sein Führer war der wunderbare Vogel; nach Norden gewendet, flog derselbe immer vor ihm her, von Zweig zu Zweig, von Haus zu Haus; und lauschte in schattiger Kühle der Jüngling des Vogels Tönen, so klang es:

Im Norden liegt, noch unbekannt,
Der Nibelungen schönes Land.
Da lebt ein tückisch Volk von Zwergen,
Die einen großen Schatz verbergen,
Für dich von ungeheurem Werth,
Ein Käppchen und ein Zauberschwert.
Unsichtbar macht das erst're dich,
Das Schwert den Feinden fürchterlich.

Kein Wunder, daß Siegfried nach so trefflichen Dingen lüstern war und daß er seine Reise mit möglichster Eile fortsetzte. Nach langer Fahrt erreichte er auch endlich das Nibelungenland, und als er müde sich da auf den Boden hinstreckte, umringte ihn eine Schaar von Zwergen, die ihn verwunderungsvoll betrachteten und dann zu ihrem Gefangenen machen wollten. Der Jüngling wehrte sich aber auf's kräftigste, band ihren Anführer Alberich selbst mit dessen eignen langen Haaren,

und zwang ihn, zu entdecken, wo Schwert und Kappe verborgen sei. Die Erlangung dieser Kleinode war indeß keineswegs leicht. Erst mußte Siegfried den grimmigen Riesen Wolfgrambär überwältigen, der ein unterirdisches Schloß bewachte, den Zwerg Alberich, der ihn verrathen wollte, nochmals züchtigen, bis dieser ihm die Stelle zeigte, wo die Tarnkappe verborgen war, und endlich mußte Wolfgrambär sich bequemen, dem Helden, der ihn wohl gefesselt hatte, das Schwert Balmung zu überliefern. Nachdem dies alles vollbracht, setzte Siegfried seine Feinde in Freiheit.

Da er also seinen Zweck erreicht und in diesem Lande ebenfalls einen Drachen erschlagen hatte, welcher der Hüter eines großen Schatzes war, befiel den Helden das Heimweh, und er machte sich auf den Rückweg zu seinem väterlichen Schlosse. Nach mondenlanger Reise langte er daselbst an, zur größten Freude seiner Eltern, denen er seine wunderbaren Abenteuer erzählte.

Cleve.

Der Schwanenritter.

Die junge Gräfin von Cleve war tiefbetrübt und in großer Noth. Einer ihrer Vasallen, ein verwegener, trotziger Gesell, hatte nicht nur sich erfrecht, ihr den Gehorsam aufzukündigen, er hatte sich auch zum Herrn ihres Schlosses und ihrer Freiheit gemacht, ja er ver-

langte sogar ihre Hand und damit die Herrschaft ihrer Lande. Sie sah kein Mittel, sich von dem rebellischen Unterthan zu retten; denn kein Ritter ihres Landes wollte es wagen, den Fehdehandschuh einem Gegner hinzuwerfen, von dessen Kampffertigkeit, Riesengestalt und Stärke sich kein glücklicher Ausgang hoffen ließ. Unablässig richtete die hart bedrängte fromme Frau ihre inbrünstigen Gebete zum Himmel, daß ein Helfer in ihrer Noth erscheine und das Herz eines Kämpfers erweckt werden möge, für ihr gutes Recht zu streiten und sie von dem lästigen zudringlichen Vasallen zu befreien. An ihrem Rosenkranze soll der Sage nach ein Silberglöcklein gehangen haben mit der wunderbaren Eigenschaft, daß der leise Ton desselben in der Ferne, jedoch nur in bestimmter Richtung, an Kraft und Klang gewann, und so soll ein ferner König ihn vernommen haben, gleich einem Hülferuf und der Aufforderung, Beistand für die unterdrückte Unschuld den Rhein hinauf zu senden. Diese vielleicht aus einem Traumgebild herstammende Anforderung betrachtete der König als eine Gelegenheit zu einem Abenteuer für seinen einzigen Sohn, und es wurde von diesem mit derjenigen Begierde aufgenommen, mit welcher die edleren Ritter der Vorzeit jede Veranlassung ergriffen, den Schwächern und namentlich den Frauen schützenden Arm zu leihen.

Ein Schwan erschien auf den Wellen des Stromes; an einer goldenen Kette zog er einen Kahn und legte sich, als fordere er zu dessen Benutzung auf, an das Ufer, von wo der Königssohn verlangend oft in die geheimnißvolle Ferne schaute. Dem Jünglinge schien

das ein offenbarer Wink und Befehl der höhern Mächte, die Barke zu besteigen, und kaum war dies geschehen, so fuhr der Schwan den Rhein hinauf und entschwand den Blicken des staunenden Königs.

Zu Cleve war indeß der Tag erschienen, den der herrgewordene Rebell zur Vermählung mit der Gräfin bestimmt hatte, und sie konnte diesem Schicksale nicht entgehen, wenn sich kein Ritter fand, kühn genug, den Bösewicht zum Kampfe auf Leben und Tod zu fordern.

Da sah die Geängstigte, die sich eben zum Feste schmücken sollte, die sich schon verloren glaubte, aus den Fenstern ihres hohen Schlosses einen Schwan dem Flusse herauf einen Kahn ziehen, in welchem ein schlafender junger Ritter lag. Sogleich erinnerte sie sich, daß ihr von einer frommen Nonne prophezeiet worden war, es werde ein schlafender Jüngling sie einst aus großer Noth erretten; und freudig überrascht, staunte sie das Wunder an, als der schöne Fremdling erwachte, an's Ufer stieg und der Schwan, gleich darauf zurückkehrend, ihren Blicken entschwand.

Grade zum Schlosse hin lenkte der Ritter seinen Schritt, ließ sich vor der Gräfin auf ein Knie nieder und erbat sich die Gunst, mit ihrem Feinde um ihren Besitz zu kämpfen. Freudig nahm die Jungfrau dies Anerbieten an, und sofort wurde auf des Schlosses weitem Hofe das Gottesgericht anberaumt.

Wüthend, einem grimmigen Eber gleich, griff der stolze Vasall den fremden Kämpen an. Manches theilnehmende, der unglücklichen Frau zugethane Herz mochte ängstlich schlagen bei diesem anscheinend so unglücklichen

Streite, in dem der zwar gewandte und kräftige, jedoch seinem gewaltigen Gegner an Körpergröße nicht gleichkommende Jüngling unterliegen zu müssen schien.

Aber die gerechte Sache siegte; von des tapfern Fremdlings scharfem Schwerte schwer getroffen, sank der Frevler todt darnieder, und unter lautem Frohlocken der Menge kniete sodann der Sieger vor der glücklich Erretteten. Mit Blicken innigster Liebe sprach sie ihm ihren Dank aus; aber nicht nur mit Worten lohnte sie dem Helden, denn nach wenigen Wochen schon führte der Hochbeglückte die Gräfin zum Altar, das feste Band der Ehe mit ihr zu knüpfen.

Nicht leicht konnte ein liebendes Weib glücklicher sein, als die Gräfin mit ihrem Gatten es war, der mit der aufrichtigsten Treue ihre Zärtlichkeit erwiederte.

Nur eins trübte die Seligkeit in der Gräfin Herzen; sie und Niemand wußte nämlich, woher der Ritter gekommen und welches sein Geschlecht sei. Ehe er sich mit ihr verbunden, hatte sie ihm die heiligste Versicherung geben müssen, daß sie ihn niemals um Heimath und Namen befragen werde; denn an diese Frage, so hatte er ihr warnungsvoll bedeutet, sei sein Geschick geknüpft, und thue sie dieselbe, so müsse er auf immer scheiden.

Die Gräfin hatte gelobt, sich seinen Wünschen zu fügen, und es vergingen Jahre ohne Störung ihres Glückes, vielmehr wurde es durch das Heranblühen dreier Söhne erhöht, die eine Zierde der Ritterschaft zu werden versprachen.

Aber je herrlicher und kräftiger die Knaben heranwuchsen, desto mehr nagte es endlich der Mutter am

Herzen, daß sie sich nicht des Vaternamens freuen sollten, des Namens eines Vaters, der doch wohl von hoher Abkunft war. Einstmal daher, als sie ihres Herzens Drange nicht mehr widerstehen konnte, beschwor sie den Gatten, seine Söhne nun nicht länger ohne väterlichen Namen zu lassen, den ja doch der Geringste im Volke von seinem Vater erbe, und nicht abzuwarten, daß sie dereinst wohl gar als Bastarde angesehen und verhöhnt würden. Woher er sei und wie er heiße, möge er darum nicht länger verschweigen.

Bleich und entsetzt vernahm er ihre Worte, dann rief er auf's schmerzlichste bewegt: „Wehe dir, unglückliche Mutter, was hast du gethan! unser aller Glück zerstört mit deinen Worten! Von dieser Stunde an muß ich dich verlassen, um nie zurückzukehren.“ Dann ließ er sein Silberhorn ertönen nach dem Gewässer hinaus, und weithin schallte es durch die Nacht. Sieh, mit anbrechender Morgenröthe zeigte sich der Schwan, die Wellen heraufschwimmend; doch nicht heilbringend, wie damals. Hinein in den Nachen stieg der Gatte, der Vater, vor den Augen der schreckerfüllten, erstarrten Gräfin, und abwärts, von wannen er gekommen, zog der mächtige Schwan, und nie mehr ward er gesehen.

Der Tod raffte bald hernach die verlassene Frau in ihrem Grame dahin; ihre Söhne aber wurden Stammherren edler Geschlechter, die alle bis auf diesen Tag den Schwan im Wappen führen.

Kevlaar.

Religiöse Sagen gründeten diesen Ort im 17. Jahrhundert. Die Hauptsage meldet von einem Bürger Heinrich Buschmann, welcher auf einer Reise um Weihnachten 1641 über die Kevlaer Haide, wo damals ein sogenanntes Hagel- oder Schauerkreuz stand, sehr inbrünstig betete, plötzlich eine Stimme vernahm, die ihm zurief: „Hier sollst du mir ein Heiligenhäuschen bauen."

Als derselbe nach einigen Tagen auf derselben Stelle dasselbe Begegniß hatte, ohne daß weit und breit eine menschliche Seele zu sehen war, so beschloß er, ohne Jemanden von diesem Wunder etwas mitzutheilen, von seinem geringen Verdienste etwas zurückzulegen und so nach und nach so viel zusammen zu bringen, um der wunderbaren Weisung zufolge das Heiligenhäuschen herzustellen. Darüber verging der Winter. Im Frühjahre, als Buschmann bereits die nöthige Summe beisammen hatte, erzählte ihm sein Weib von einer nächtlichen Erscheinung, einem Heiligenhäuschen mit einem Muttergottesbilde, worauf derselbe seiner erstaunten Frau das ihm widerfahrene Wunder mittheilte. Die beiden Eheleute theilten nun den Kapuzinern, welche in der Nähe ein Kloster hatten, die Sache mit, welche nun den Bau des Heiligenhäuschens mit ausführen halfen, so daß schon am 1. Juni 1642 eine große Volksmenge aus der ganzen Umgegend zu der im Heiligenhäuschen ausgestellten Mutter-Gottes

wallfahrtete. Später nahmen diese Wallfahrten immer mehr zu, so daß sich viele Häuser in der Nähe des Heiligenbildes und endlich das Dorf Kevlaar bildete.

Im Jahre 1842 feierte Kevlaar sein 200jähriges Jubiläum, wobei 200,000 Personen aus Nah und Fern zu diesem Orte wallfahrteten.

Unser vaterländischer Schriftsteller Heinrich Heine verherrlichte diese fromme Sage durch folgendes Gedicht.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?“ —

„„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör noch seh;
Ich denk an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.““

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cöllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du Marie!"

* * *

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend,
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes.
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„„Du Hochgebenedeite.
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Die Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie dir bring ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund.

Heil du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!““

* * *

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Heinrich Heine.

Gertruidenberg.

St. Gertrud's Minne.

Vor vielen Jahren lebte in den Niederlanden ein junges Mädchen, mit seltener Schönheit begabt und, was schon damals eben so selten war, voll Unschuld und Frömmigkeit. Ein reicher, stolzer Ritter faßte, ihr unbewußt, eine heftige Neigung zu der anmuthigen Gertrud, und seine eifrigsten Bewerbungen erst konnten sie überzeugen, welch tiefen Eindruck sie auf den fremden Mann gemacht und wie stark seine Leidenschaft sei. Aber ihr ernster Sinn stand nicht nach dem Gekose der Minne, auch nicht nach Familienglück und den Freuden eines weltlichen Stilllebens; vielmehr hegte sie von frühster Jugend an den sehnlichsten Wunsch, daß es ihr einst vergönnt sein möge, in dem benachbarten, dem heil. Johannes gewidmeten Kloster ihre Tage in Zurückgezogenheit zu verleben. Nur ein reines, von allen menschlichen Schwächen freies Herz konnte in früher Jugend so fromme Entschließungen fassen; ihre Brust, von keiner Leidenschaft bewegt, hegte nur eine einzige Neigung, die unschuldige und menschenfreundliche des Wohlthuns, und ihr einziger Kummer war, diesem Triebe, bei ihrer Armuth, nicht nach Wunsch folgen zu können.

Des Ritters Bewerbungen blieben daher ohne allen Erfolg. Da sie ihm aber gestattete, sie zu sehen und freundschaftlich zu sprechen, so loderte seine Leidenschaft für dies seltene, in unendlicher Anmuth aufblühende

Mädchen nur immer heftiger auf, und wie von magischen Banden bestrickt, war er willenlos dem Gegenstande aller seiner Gedanken und den Qualen seiner Liebe ergeben.

Er durfte der Holden Begleiter sein, wenn sie die Hütten der Armuth besuchte, um ihrem Wohlthätigkeitstriebe genug zu thun, oder zu trösten, wo sie nicht helfen konnte. Oft war er Zeuge ihres Kummers und ihrer Thränen, wenn sie nur Trost und nichts als Hoffnungen zu geben im Stande war; daher wagte er es denn einst, ihr seine reichgefüllte Börse anzubieten, die sie freudig und hastig annahm.

Nun war des Spendens milder Gaben kein Ende mehr, und auch der Ritter wurde des Gebens nicht müde. Gertrud aber ging in ihrem 18. Jahr wirklich in das Kloster, wie sehr auch der Ritter dies zu verhindern bemüht war, und lebte ein frommes stilles Leben, das sie zwischen Gebet und ihrer nie erkaltenden Neigung zum Wohlthun theilte. Diese Neigung aber konnte sie in vollem Maße befriedigen, da ihr Verehrer unablässig die Mittel gewährte, die er täglich in's Kloster sandte.

Jahre vergingen, doch des Ritters heftige Liebe nicht. Hab und Gut hatte er indeß durch jene Spendungen zum Opfer gebracht und mit dem tiefsten Schmerze sah er die Zeit kommen, wo er es nicht mehr vermögen würde, durch Darbringung fernerer Gaben sich ein süßes, dankbares Lächeln zu gewinnen. Als er das Letzte gegeben, nahm er Abschied von Gertruden, zu einer Reise, wie er sagte, in der That aber mit dem festen Entschlusse, sich Geld und Gut zu verschaffen, auf welche Art es auch sein möge. Er streifte im Lande umher auf nächt=

lichen, ungebahnten Pfaden, durch Dornen und Moor, mit allerlei finsteren Vorsätzen schwanger. Da trat, zur Stunde der Mitternacht, auf menschenleerer Haide ein Mann zu ihm, von unheimlichem, seltsamem Wesen, der ihn mit widerlich heiserer Stimme anredete: „Was fehlt euch, Herr Ritter, daß ihr zu so ungelegener Zeit durch die Wildniß streift? Vertraut euch mir, der schon Manchem geholfen mit gutem Rath und mehr noch mit That. Bedürft ihr des Geldes? sprecht ein Wort und ich helfe euch, sobald wir einig; wieviel es auch sei, ich gebiete über große Schätze. Soviel ihr in sieben Jahren verbrauchen mögt, will ich euch gewähren, und eure Truhe sollt ihr niemals leer finden. Dagegen will ich mir nur eine Kleinigkeit bedingen, denn solche Hülfe ist des Lohnes werth. Hier habe ich ein Pergament, auf dem schon ein Vertrag verzeichnet ist; ihr mögt ihn bei jenem Irrlichte lesen. Diesem Pakte zufolge übergebt ihr euch mir erst nach sieben langen Jahren; jedoch müßt ihr, der Form wegen, ihn mit eurem Blut unterzeichnen; ein Tropfen reicht dazu hin. Ist's euch genehm, so machen wir gleich Alles in Richtigkeit, und heute über sieben Jahre zur nämlichen Stunde findet ihr euch wieder hier ein."

Der bethörte, verblendete Ritter sagte zu und unterschrieb. Wild sprengte er dann davon, und zu Hause angekommen, fand er in seinen Koffern des Geldes in Hülle und Fülle. Fortwährend wandte er nun wieder dem Kloster seine Schätze zu; doch darbte bei allen Reichthümern er selbst, wie wenn es für ihn kein anderes Glück und keine anderen Freuden auf der Welt gäbe, als Gertruden's Wünsche zu befriedigen und ihren Dank zu empfangen.

Unterdessen gingen die sieben Jahre dahin, und der Ritter sah mit qualvoller Angst den Tag herankommen, der sein letzter sein, an dem er die Angebetete zum letztenmal schauen würde. Verzweiflungsvoll wollte er den sauren Ritt zur Haide antreten, und von Gertruden unter dem Vorwande einer abermaligen Reise den letzten Abschied nehmen, und dann zur Hölle fahren. Da bat sie ihn, unter ihres Patronens St. Johannes Weihe auf ihre Minne und frommes Angedenken zu trinken, zum Schutze gegen jede Fährlichkeit. Er nahm den Trank, und es deuchte ihm, als er den Becher leerte, noch nie so herzstärkendes und aufmunterndes Labsal genossen zu haben. Aber als er der Lieblichen Lebewohl gesagt und auf der öden Haide dahin ritt, da ward es nächtig und nächtiger in seinem Busen, und bebend gelangte er an die bestimmte Stelle. Hier stand schon der schreckliche Unbekannte, seiner harrend; aber sobald dieser den Ritter erblickte, sprang er entsetzt zurück, erhub ein schreckliches Geheul und schrie, indem er den Vertrag zerriß: Wehe mir, ich habe keine Macht an euch, denn hinter euch auf eurem Pferde sitzt St. Gertrudis, deren Minne ihr zuletzt getrunken.

Mit diesen Worten verschwand der Unhold, und ein fahler Schwefeldunst durchlohete die Luft.

Der Ritter war erlöst, Gertruden's Minne hatte ihn geheiligt. In seiner Wohnung aber fand er noch einen großen Schatz, den nach Gertruden's Willen er zu einer milden Stiftung verwendete; und um der Gnade des Himmels fortan würdig zu sein, widmete er seine noch übrigen Lebenstage dem Dienste des Herrn und ging in ein Kloster.

Zuydersee.

Stavoren.

Unter den handeltreibenden Seestädten Hollands nahm vor mehr als 600 Jahren Stavoren den ersten Rang ein. Die Schiffe seiner Kaufleute bedeckten die Meere und führten das Schönste, was die Länder aller Zonen erzeugen, in seinen sichern Hafen. Ein so ausgebreiteter Handel brachte den Wohlstand dieser Stadt auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe. Zwar gab es, wie allerwärts, auch hier unter den Bewohnern gar manche Arme; doch war die Zahl der Begüterten überwiegend. Aber auch Wohlleben, Ueppigkeit und Pracht, die gewöhnlichen Begleiter großer Reichthümer, ermangelten nicht, sich in Stavoren einzufinden und um so mehr zu wuchern, als in thörichtem Stolze und verderblichem Wetteifer es Einer dem Andern an Glanz, an Schaustellung großer Kostbarkeiten, an prächtigen, verschwenderischen Festen zuvorthun wollte. Die Sage erzählt, es seien viele Häuser, Palästen gleich, in Marmor erbaut, das Innere mit dem kunstreichsten Getäfel verziert, mit den reichsten Stoffen belegt und mit den seltensten Geräthen versehen und die Pforten, statt mit Eisen, nur mit edlen Metallen beschlagen gewesen.

Keiner indeß von allen Kaufherren Stavoren's konnte an Gütern sich mit Jungfrau Richberta vergleichen. Das Glück, das jede ihrer Unternehmungen mit der reichsten, und nicht selten mit ungehoffter Spende lohnte,

schien an ihr zeigen zu wollen, bis zu welchem Grade es seine Gaben an einen Sterblichen verschwenden und wie lange es ihm seine Gunst erhalten könne. Die Handelsflotten der Kaufherrin, nach den entferntesten Ländern entsendet, kehrten jedesmal mit dem reichsten Gewinne nicht nur, sondern auch mit den köstlichsten Waaren zurück, mit Schmuck, Perlen und Edelsteinen, die im Palaste ihrer Besitzerin und an deren prächtigen Gewändern zu strahlen verwendet wurden.

Ein so unerhörtes Glück konnte Jungfrau Richberta nicht mit dem Gleichmuthe ertragen, mit welchem allein sie es wahrhaft hätte genießen können; und wenn es wahr ist, was ein Weiser sagt, daß großes Mißgeschick sich leichter als übermäßiges Glück ertrage, so war Richberta bestimmt, für die Richtigkeit dieses Satzes einen Beleg abzugeben. Ihr Stolz hielt mit der Vermehrung ihrer Schätze gleichen Schritt, und sie zeigte ihn sowohl durch Verachtung ihrer ärmern Mitgeschöpfe, als sie ihn in den üppigsten, schwelgerischen Festen befriedigte, die sie der Stadt weniger zur Zerstreuung und Erheiterung, als nur darum gab, damit die Gäste über die immer neue Pracht der Gemächer und über die fremden köstlichen Speisen und Weine staunen und die Geberin beneiden sollten.

Bei einem dieser rauschenden, sinnverwirrenden Freudenfeste, die dem Geiste nichts bieten und das Herz leer lassen, wurde der Jungfrau Richberta ein fremder Gast angemeldet. Er komme aus weiter Ferne, ließ er ihr sagen, habe vieler Könige Länder und den Glanz ihrer Höfe gesehen, und sei gekommen, auch

Richberta's Reichthum zu bewundern, von dem die Fama ihm Außerordentliches berichtet habe.

Die geschmeichelte Herrin hieß den Fremdling an ihrer Seite Platz nehmen; er erschien, ein noch rüstiger Greis, in der malerischen Tracht des Morgenlandes; sein Anstand war so würdevoll als edel, und zu Richberta trat er, den Willkomm aus ihrer Hand erwartend, der nach der Sitte seines Landes dem Ankömmling mittelst Darreichung von Brod und Salz simbolisch geboten wird. Aber es fand sich kein Brod auf den üppigen Tafeln, die unter der Last seltener, gaumenkitzelnder Gerichte sich beugten und von denen die einfache Nahrung der Armuth verbannt war.

Schweigend nahm der Fremde seinen Platz ein, und als er sich erquickt, erzählte er angenehm und lehrreich von seinen Reisen zu Land und Meer, von fernen Völkern und ihren Sitten, von seinen Schicksalen, seinen Freuden und Mißgeschicken, von der Hinfälligkeit irdischer Güter und der Wandelbarkeit menschlichen Glücks.

Wohl lauschte jedes Ohr den ansprechenden Worten des räthselhaften Gastes; nicht aber Jungfrau Richberta. Ihre Eitelkeit konnte nichts anderes erwarten, als daß der Fremdling lobpreisend sich über ihren Reichthum und den Glanz ihres Festes verbreiten und Vergleichungen anstellen würde, die ihrem Stolze nur neue Nahrung gegeben hätten; aber er schwieg davon, bis endlich, von ihr selbst aufgefordert, er eingestand, solche Pracht und Verschwendung nur bei Königen gefunden zu haben; um so auffallender jedoch sei es ihm, schloß er, hier das Allerbeste und Edelste zu vermissen, was die Erde erzeuge.

Vergebens drang man in den seltsamen Gast um nähere Erklärung; er blieb stumm, und als die Fragen zu dringend und ungestüm wurden, entfernte er sich und Niemand sah ihn wieder.

Richberta's Stolz und Neugier, in gleichem Maße angeregt, ließen ihr fortan keine Ruhe mehr. Sie besaß an Kostbarkeiten Alles, was die Zunge nennt, was Land und Meer erzeugen und in ihren Tiefen bergen; dennoch sollte das Allerbeste ihr fehlen? Sie fragte weise Männer und Wahrsager, ließ Zauberer und Traumdeuter kommen; aber keiner wußte etwas zu nennen, das sie nicht schon längst besessen hätte.

Da befahl sie in ihrem rastlosen Verlangen nach dem unbekannten allerköstlichsten Gut, Schiffe auszurüsten, alle Meere und Länder zu durchforschen und nicht eher heimzukehren, bis es gefunden sei.

Ihr Flottenmeister stach mit diesem schwierigen Auftrag in See, unschlüssig, wohin er den Lauf seiner Schiffe lenken sollte. Einen Theil schickte er nach Ost und West in die entferntesten Meere, während er selbst mit seinem Schiffe auf gut Glück sich den Winden überließ. Da geschah es, daß eindringendes Seewasser einen Theil der Nahrungsmittel verdarb, und wenn hiernach auch noch immer kein Mangel an Fleisch, Wein und anderen Gegenständen des Luxus eintrat, so war doch Mehl und Brod gänzlich ungenießbar geworden, und es wurde der Mangel daran bald auf das schmerzlichste empfunden. In dieser Noth erkannte der Flottenmeister klar, was er für das Köstlichste und Beste halten müsse; nicht die Spezereien und Wohlgerüche Indiens, nicht

die Perlen aus Meeresgrunde, noch das Gold aus tiefem Schacht der Berge, sondern die einfache, überall gedeihende Gabe der Natur, das unentbehrliche, unschätzbare, nährende und erquickende Brod.

Er erkannte nun auch den Sinn der dunkelen Worte, die jener Fremde beim Gastmahle gesprochen, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Nach einem Hafen der Ostsee steuerte er und nahm daselbst eine volle Ladung des schönsten Weizens ein, mit welchem er zurück nach Stavoren segelte. Kaum angekommen, trat er vor Jungfrau Richberta, die ihn sobald nicht erwartete, und verkündete ihr, er wisse nun, was das Köstlichste und Beste aller Güter sei; er habe es gefunden und in Menge mitgebracht. Er erzählte nun der hocherstaunten Herrin, wie er zu dieser Erkenntniß gelangt, wie der geheimnißvolle Gast nur das fehlende Brod gemeint haben könne, und wie er daher glaube, den Auftrag auf's beste ausgeführt zu haben.

Aber Richberta war dieser Meinung nicht; sie warf dem bestürzten Diener wüthende Blicke zu, und indem sie nur mühsam einen Ausbruch ihres Zornes unterdrückte, fragte sie ihn, von welcher Seite das Schiff die Ladung eingenommen habe; und jener erwiederte, daß dies von der rechten Seite geschehen sei. Nun denn, rief die Uebermüthige, befehle ich euch, diese ganze Ladung sofort an der linken Seite über Bord ins Meer zu werfen.

Umsonst waren alle Vorstellungen gegen diesen schrecklichen Befehl; umsonst bestürmte der treue Diener das Herz Richberta's, indem er sie beschwor, den reichen Gottessegen nicht der Vernichtung Preis zu geben, sondern

damit wenigstens die Noth der Armen zu lindern; umsonst schickte er Schaaren Hülfsbedürftiger zu ihr, den harten stolzen Sinn zu erweichen; es blieb Alles vergebens und vor ihren Augen ließ sie die reiche Weizenladung, die so Vielen hätte Brod geben können, unter dem Geheul und den Verwünschungen der Menge in's Wasser werfen.

Der Meeresgrund hatte die Ladung aufgenommen, aber die Körner wurden eine Saat des Verderbens. In dem Schlamme aufkeimend und emporschießend, und immer von neuem Grunde bedeckt, sproß ein Wald von Halmen, ohne Aehren, in unnatürlichem Aufwuchs immer höher empor, den Seepilzen und Spinnen gleich, bis zur Oberfläche des Wassers, und da die oft bewegten Massen des Grundes somit einen Halt fanden, so bildete sich eine ungeheure Sandbank vor Stavorens Hafen, die keine menschliche Macht mehr durchbrechen konnte. Die zahlreichen Schiffe der Stadt, also auch die Richberta's, fanden keinen Eingang mehr zum sichern Port und wurden das Opfer der wüthenden Wellen. Handel und Reichthum waren dahin, und immer wiederkehrende Schläge des Schicksals stürzten die stolze Jungfrau von der Höhe ihres Glanzes und Glückes in Mangel und Elend, so daß sie ihr Brod nur mit dem Bettelstabe gewann.

Die See aber, der nun eine gewohnte Bucht verschlossen war, tobte mit immer neuem Ingrimm gegen das Ufer, und während der Stürme einer finstern Gewitternacht durchbrach sie die Deiche, umfluthete die Stadt und riß diese mit den Grundlagen hastig in die Tiefe, gleich einer lang ersehnten Beute.

Wo einst Stavoren gestanden, da wälzt jetzt der Zuydersee seine meist trüben Wogen. Wenn aber das klare Gewässer einen Blick in die Tiefe gestattet, so sieht der Schiffer mit Grauen, noch heutigen Tags, im Grunde die stolzen Thürme und Thore, die Straßen und die hohen Giebel der Paläste dieser versunkenen, einst so prächtigen Stadt.

Haag.

Dreihundert fünf und sechzig Kinder.

Zu des Grafen Henneberg Gattin kam einst, mit Zwillingen auf dem Arme, ein unglückliches Weib, um ein Almosen bittend. Entrüstet über den unangemeldeten Eintritt in die feinen Gemächer, die durch so unsaubere Gegenwart verunehrt würden, ließ die stolze Frau die Bettlerin hart an und verwies sie ihr das Gesuch als eine Unverschämtheit; und als die Arme sich nicht rasch genug entfernte, rief ihr die Hartherzige schmähend zu: „Packt euch auf der Stelle! euch Mitleid zu schenken wäre Sünde; ihr seid ein buhlerisches Weib, denn zwei Kinder können nimmermehr von einem Vater sein."

Bei diesen lästernden Worten erhob die Schwergekränkte sich aus ihrer demüthigen Stellung, und statt des bisherigen flehenden Ausdruckes erhielten ihre Mienen ein drohendes Ansehen, und ein unheimliches Feuer sprühte aus ihren Augen. „Fluch treffe euch, Erbarmungslose!"

kreischte sie in ergreifendem Tone. „Möchtet ihr zur Strafe für eure schmachvollen Worte so viel Kinder gebären, als Tage das Jahr zählt."

So rufend verließ sie das Gemach der Gräfin; aber laut auf lachte die Uebermüthige dem Weibe nach und höhnte der, wie ihr deuchte ohnmächtigen Drohung. Doch sieh, es währte nicht lange, so fühlte die Gräfin sich Mutter, und als kaum neun Monde vorüber, gebar sie unter unsäglichen Aengsten und Qualen dreihundert fünf und sechzig Kinder hintereinander.

Aber wie sie nacheinander geboren, starben sie auch nacheinander weg; und auch die Mutter, vor Entsetzen wahnsinnig geworden, starb alsbald nach deren Geburt.

In einer Dorfkirche, unweit des Haag, zeigt man noch heutigen Tags das Grab der Gräfin und ihrer Kinder, sowie auch daselbst das Becken zu sehen ist, an welchem die Dreihundert fünf und sechzig zur Taufe gehoben wurden.

So viel Kinder als Tag im Jahr.

Ihr müßt nicht alles glauben, was man erzählt und schreibt,
Ich will Kritik erlauben, wenn ihr sie geistvoll treibt.

Was neulich mir erzählte vom Haag ein alter Mann,
Graf Hennebergs Vermählte geht dieses Wunder an.

Zu ihr Almosen heischend kam eine Bettelfrau,
Zwei Zwillingskinder kreischend trug sie im Arm zur Schau.

So überreich gesegnet, doch arm an Geld und Gut,
Da hat sie sich verwegnet zu heischen wie sie thut.

Die Gräfin rief entrüstet: „Fort, unverschämtes Weib,
Mit eitel Schande brüstet sich so dein schnöder Leib.

„Fort, fort, es ist mein Zimmer der Buhlerin zu rein:
Zwei Kinder können nimmer von einem Vater sein.“

Da sprach die Schwergekränkte: „So wünsch ich denn fürwahr,
Daß Gott euch Kinder schenkte so viel als Tag im Jahr.“

Der Wunsch war ausgesprochen: die Gräfin klagte sich,
Bald nahten ihr die Wochen: da ging es wunderlich:

Dreihundert fünf und sechzig der Tage zählt das Jahr,
Dreihundert fünf und sechzig der Kindlein sie gebar.

Der heiligen Taufe Gaben, lebendig allzumal.
Empfing sogleich der Knaben und Mädchen Ueberzahl.

Elisabeth, den Namen gab man den Töchterlein,
Johannes, den bekamen die Knaben insgemein.

Man zeigt noch heut die Becken, darin sie sind getauft:
Die Mutter hat vor Schrecken die Haare sich gerauft.

Vor Schreck ist sie gestorben; die Kindlein haben auch
Bald Gottes Reich erworben durch heil'ger Taufe Brauch.

Vom Haag ist es geschehen nicht eine Meile weit,
Ihr möcht das Grab noch sehen, wenn ihr ungläubig seid.

K. Simrock.



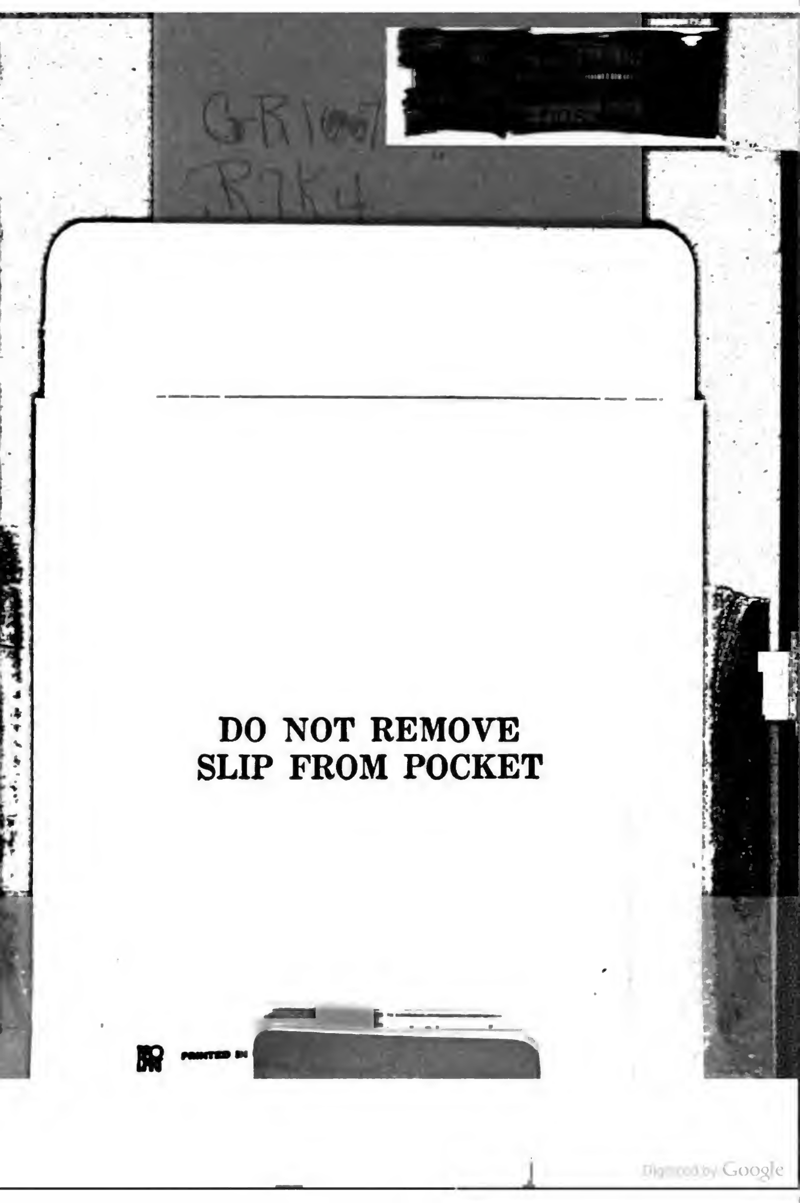
Beim Schlusse dieses Werkes können wir nicht umhin, der so schönen und wahren Worte des genialen Britten Lord Byrons zu gedenken, welche dieser nach einer Rhein-Reise aussprach:

Leb' wohl du schöner Rhein! von Wonn' entzündet
Vergißt der Wand'rer, seines Wegs zu eilen.
Wie treu die Liebe Herzen hier verbindet!
Wie gern mag einsam hier Betrachtung weilen!
Und könnt' der ewige Geier milder fassen
Schuldvolle Brust, es wär in dieser Au',
Wo die Natur nicht trüb, noch ausgelassen,
Wild, doch nicht hart, erhaben, doch nicht rauh,
Der Erd' ist, was dem Jahr' des Herbstes Segensthau.

Noch einmal, lebe wohl! Ja, wohl für immer!
So grüß ich niemals mehr ein and'res Land.
Die Seele strahlt in deinem Farbenschimmer,
Und wenn das Auge schmerzlich abgewandt
Den Sehnsuchtsblick vom schönen Rheinesstrand,
Dann dankbar rühmend tönt das Scheidewort:
„Wohl steigt und leuchtet stolzer mancher Ort,
Doch keiner zauberisch verschlungen beut
So Glanz und Huld und Reiz, den Ruhm der alten Zeit."

Die unbewußte Hoheit, Frucht und Blüthen
Der Reife nah, des weißen Städtleins Glänzen
Den lauten Strom, der Felsen Pyramiden,
Die Waldesgrün und Burgen grau umgränzen,
Und Klippen wild, gleich Ritterthurmes Spuren,
Wie höhnend Menschenkunst, und stets umwallen
Sie Menschen, froh und glücklich, wie die Fluren,
Die ihren Segen rastlos spenden Allen,
Erblühend wie der Strand, ob rings auch Reiche fallen.

Date Due



GR1007
S7K4
DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET
PRINTED IN